# Das Redaktionskind

von

Hanns von Zobeltitz




W. Vobach & Co. Berlin · Leipzig · Wien






Bought at German Red Cross
Bazar Masonic Hall. St. Paul
Nov. 1V. 1915.

Berlin, 15. Oktober 1915

Der Fluch von Hunderttausend deutschen Frauen, die ihr Liebstes in der Champagne und vor Arras verloren, wird am Jüngsten Gericht in die Wagschale fallen, wenn unser Gott über die entscheidet, die unseren Feinden die todbringenden Geschosse lieferten. Die Tränen der Witwen und Waisen aber werden sie völlig zu Boden drücken.

Hans v. Zobeltitz

Da

# Das Redaktionskind.



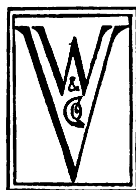
Druck von
W. Vobach & Co.
Leipzig.

# Das Redaktionskind

Roman

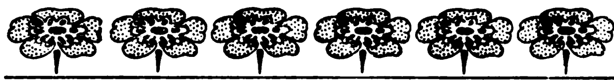
von

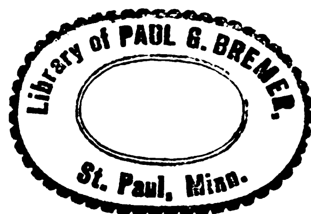
Hanns von Zobeltitz




Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin • Leipzig • Wien.








## Erstes Kapitel.

„Ob ich recht habe?! Ja, meine Herren, so sehen Sie doch nur hierher! Hier im Roman — es ist doch unerhört — da steht es: ‚Es ist eine Last zu leben! sagte Hermine mit lachenden Augen.‘ Eine Last zu leben! Mit lachenden Augen soll sie es gesagt haben, die blonde Hermine. Nein, meine Herren, so kann das wirklich nicht weitergehen.“ Herr Wolfgang Jürgeß, der Verleger der „Feierglocken“, strich sich den blonden, schon von einigen Silbersträhnen durchfurchten Vollbart und ließ die scharfen, grauen Augen über die „Seinen“ leuchten. Er saß, wie immer bei der wöchentlichen Konferenz, obenan am grün bezogenen Redaktionstisch, auf dem sich Bücher und Bildermappen türmten.

Rechts neben ihm hatte Karl Lüdenscheid, seit der Begründung des Blattes dessen leitender Redakteur, seinen Platz. Ein älterer Herr schon, mit glatt rasiertem, blassem Gesicht, in dem es jedesmal nervös zuckte, wenn

der Verleger die temperamentvolle, etwas dröhnende Stimme ertönen ließ. Auch seine schmale, weiße Hand hatte dies nervöse Zucken, als er jetzt den goldenen Kneifer von dem Nasenrücken nahm.

„Wir werden den Druckfehlerkobold nicht aus der Welt schaffen, Herr Jürgeß,“ meinte er. „Der ist stärker als wir, dieser heimtückische Geselle.“

„Weiß ich! Weiß ich! Aber ‚Last‘ für ‚Lust‘ ist doch etwas stark. Und hier, auf der nächsten Seite, fand ich zwei umgedrehte n! Zweimal u statt n! Sie haben doch sonst so scharfe, junge Augen, lieber Doktor Gotthardt, aber diesmal haben die auch versagt, als sie die letzte ‚Revision‘ lasen.“

Er hatte sich nach links gewendet, zu dem blonden Hünen, dem jüngsten Mitglied der Redaktion, Doktor Harro Gotthardt.

„Es scheint, Herr Jürgeß!“ entgegnete er, vergnügt und unbekümmert lachend. „Auch der große Homer schläft bisweilen, wie es irgendwo so schön heißt. Uebrigens hat der verehrte Herr Kollege ganz recht. Gegen den Druckfehlerteufel ist kein Kraut gewachsen. Fehler sind eben dazu da, daß sie gemacht werden. Seit ich den alten Kaiser in einem mit zwei feurigen Trakehnern bespannten Einspänner durchs Brandenburger Tor fahren ließ, löke ich nicht mehr gegen den Stachel. Man muß das Unvermeidliche mit Würde zu tragen wissen.“

Er lachte wieder, und Jürgeß stimmte, halb wider Willen, ein. Dies fröhliche Lachen hatte etwas Unwiderstehliches.

„Also — tragen wir! Die geehrten Abonnenten müssen es halt auch ertragen. Aber ich werde, da ich gegen die Redaktion nicht aufkomme, nachher in der Druckerei als Jupiter tonans erscheinen. Die Leute müssen auch besser aufpassen."

„Sehr richtig, Herr Jürgeß," erklärte der Chefredakteur. „Ueberhaupt die Druckerei. Welchen Aerger wir mit den Herren vom Setzkasten haben, das geht auf keine Kuhhaut. Bei der letzten Nummer fehlte wieder ‚Schrift', und wir erhielten den Romansatz erst in allerletzter Stunde, so daß wir der Autorin nicht einmal mehr Korrektur schicken konnten."

Der Verleger nickte nur. Er kannte diesen ewigen Kampf zwischen Redaktion und Druckerei und wußte, daß der nimmer aufhören würde. Höchstens kam es einmal zu einem Waffenstillstand.

„Ja," sagte er. „Aber wir sind eigentlich von unserm Thema abgekommen. Wieviel Spalten Roman sollen in die nächste Nummer?"

Der Chefredakteur setzte seinen Kneifer wieder auf und beugte sich über das Notizbuch. „Sechs Spalten."

„Wirklich, lieber Herr Kollege, das ist zu wenig," warf der blonde Hüne hastig ein. „Wir sollten unbedingt mehr geben. Der Roman ist und bleibt die Hauptsache, ist gleichsam das Rückgrat jeder Nummer. Ich halte es geradezu für einen Fehler, so wenig von ihm zu bringen."

Lüdenscheid sah etwas erstaunt zu dem jungen Mann hinüber, der ihm so keck in seine Dispositionen

hineinsprach. Dann lächelte er ein wenig überlegen. „So habe ich in den ersten Jahren meiner redaktionellen Tätigkeit auch gedacht, bei der ‚Deutschen Heimat‘ — damals. Aber man lernt mit der Zeit. Geben wir mehr Roman, dann leidet die Vielseitigkeit der Nummer darunter.“

Es entspann sich ein kleiner Disput. Jeder der Herren vertrat seine Ansicht aus guten Gründen.

Schweigend hörte Herr Jürgeß zu. Er liebte es, wenn im Redaktionskreise die Meinungen ein wenig aufeinanderplatzten, besonders, wenn die frische Jugend mutig gegen das Alter stritt. Denn das bewahrte sein Unternehmen davor, daß es Rost ansetzte. Und bei diesen beiden, bei Lüdenscheid und Gotthardt, war er zudem immer sicher, daß Meinungsverschiedenheiten keine schroffe Form annahmen. Sie verstanden sich ja beide prächtig, trotzdem sie oft genug stritten. Immer dienten sie nur der Sache, vertraten nie persönliche Interessen.

Schließlich aber meinte er doch, den Zwicker wieder fest auf den Nasenrücken schiebend, mit seinem überlegenen jovialen Lächeln: „Einigen wir uns auf einen Kompromiß, meine Herren. Im redaktionellen Leben geht es ohne solchen sowenig wie in der Politik. Geben wir eine Spalte Roman mehr. Dafür lassen wir den kleinen Artikel über die indischen Fakire aus. Sonderlich Neues bringt er sowieso nicht. Ja, was ich noch sagen wollte, Herr Gotthardt, Ihr Artikel ‚Schutz den Kindern!‘ in der letzten Nummer hat mir sehr gefallen. Er ist frisch, lebendig, aus dem Leben der Gegenwart geschöpft,

er ist vor allem eminent warmherzig geschrieben. So etwas liest das Publikum immer gern. Wir sollten in jeder Nummer mindestens einen Artikel bringen, der eine aktuelle, zugleich zu Herz und Verstand sprechende Frage behandelt."

Doktor Gotthardt verneigte sich leicht gegen den Verleger, sichtbar erfreut. Der ältere Kollege lachte. „Ich sehe schon einen Ansturm auf uns hereinbrechen à conto dieses Artikels. Ein paar Wagenladungen Briefe mit Anfragen, Bitten, Wünschen sind uns sicher. Warten Sie es nur ab, Kollege, Sie werden noch stöhnen über die Geister, die Sie riefen, Sie Zauberlehrling!"

„Und nun, Herr Aßmusen, nun lassen Sie einmal sehen, welches Illustrationsmaterial Sie für die nächste Nummer vorgesehen haben."

Unten am grünen Tisch saßen noch zwei Herren. Der eine, ein lang aufgeschossener, schmalbrüstiger, älterer Mann mit glatt rasiertem Gesicht, das ein wenig den Typ des Landschullehrers trug, war Herr Richard Genschow, der Redaktionssekretär; von dem Verleger, der ihn aus seinen früheren Unternehmungen, als er vor zwei Jahren die „Feierglocken" begründete, in deren Redaktion hinübernahm, bisweilen vertraulich „unser liebes Mädchen für alles" genannt. Der andre, Max Aßmusen, war der Chef der artistischen Abteilung, die aber vorläufig nur aus seiner gewichtigen Persönlichkeit bestand. Gewichtig, denn er wog seine reichlichen zwei Zentner, den dichten Schopf seiner grauen Künstlerlocken ungerechnet. Gewichtig aber auch deshalb, weil er seine

Ansichten im Redaktionsrat mit großer Energie zu vertreten liebte.

Er hatte eine gewaltige Mappe vor sich, aus der er langsam einen Holzschnitt nach dem andern herauszog, Probedrucke, fein säuberlich auf Kartons geklebt. Auf jedes Blatt warf er einen liebevollen Blick, ehe er es dem Verleger hinüberreichte, fast als ob er sich schwer davon trenne, und jedesmal sagte er mit gespitzten Lippen: „Fein — fein — prima!"

Die drei Herren am oberen Ende des Tisches beugten sich über die Blätter.

„Großmütterchen am Kamin." „Der kleine Liebling." „Erlauschtes Glück."

„Hm!" machte der Verleger. „Hm —"

„Lieber Herr Aßmusen," sagte dann plötzlich Doktor Gotthardt, „nehmen Sie es mir nicht übel, aber das alles ist wirklich etwas vieux jeu. Ich lasse mir ein Genrebildchen in jeder Nummer gefallen, aber mit diesem Konglomerat aus der alten Düsseldorfer Schule locken wir wirklich keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor."

Aßmusen bekam sofort einen roten Kopf, und auf seiner hohen Stirn bildeten sich die drei senkrechten Eigensinnsfalten.

„Erlauben Sie, Herr Doktor," erklärte er, „die deutsche Familie liebt diese Genrebilder, über die Sie immer spötteln! Für die deutsche Familie und für das deutsche Gemüt aber illustriere ich unsre ‚Feierglocken'."

„Das deutsche Gemüt in höchsten Ehren! Wir müssen unsre Leser aber auch über die Fortentwicklung der Kunst unterrichten.“

„Fortentwicklung?! Wenn ich das schon höre! Nichtskönner, Schmierer sind unsre Modernen. Nicht wert, den alten Düsseldorfer Meistern, die Sie verschmähen, die Schuhriemen aufzulösen. Von der klassischen Kunst ganz zu schweigen. Keine Ahnung haben diese modernen Farbenkleckser, keine Idee von Zeichnung. Ueberhaupt keine Ideen haben sie. Gedankenarm sind sie. Höchstens Gehirnblähungen haben sie dann und wann.“

Der Verleger amüsierte sich jedesmal, wenn Aßmusen sich erregte, wenn er beide Hände beschwörend gen Himmel hob und wenn er seine grauen Locken schüttelte.

„Aber, lieber Aßmusen, gönnen Sie den Heutigen doch auch das Leben!“ warf er ein.

„Nichts gönne ich ihnen. Na ja — leben mögen sie. Meinetwegen. Aber malen sollen sie nicht. Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor Gotthardt, Sie wollen doch auch zum Herzen des Volkes schreiben. Manchmal sogar recht überschwenglich, mit Verlaub zu sagen. In dem Artikel ‚Schutz den Kindern!‘ hatten Sie sogar das ganz große Tuthorn angesetzt. Aber wenn ich mit meinen guten, mit meinen vortrefflichen Bildern komme, mit Bildern, die wirklich dem deutschen Gemüt entsprechen, dann lächeln Sie jedesmal. Ironisch lächeln Sie, Herr Doktor! Da soll man sich nun nicht ärgern!“

„Aergern Sie sich lieber nicht, mein bester Herr Aßmusen. Aber tauchen Sie noch einmal in Ihre

Mappen. Geben Sie uns hier für ‚Großmütterchen am Kamin' eine stimmungsvolle Landschaft, einen Bracht etwa oder einen Kallmorgen, und für das ‚Erlauschte Glück' spenden Sie uns einen Charakterkopf von Meister Lenbach. Habe neulich so etwas bei Ihnen gesehen."

Aßmusen sah sich, wie in Verzweiflung, fragend am Tische um. Da er aber nirgends Unterstützung fand, begann er aufs neue in seinen Schätzen zu kramen. „Wir werden ja sehen, wohin wir kommen," brummte er dabei. „In jeder Woche suche ich die schönsten Bilder heraus — fein, fein — prima — und jedesmal heißt es wieder: Fort mit den Genrebildern! Hier haben Sie Ihren Lenbach! Meinetwegen können Sie auch noch den verblasenen Böcklin nehmen — ein blödsinniges Bild, ganz blödsinnig."

„Her damit!"

Schließlich war nach langem, sorgsamem Abwägen das Illustrationsmaterial zusammen.

Der Verleger orientierte die Herren noch kurz über die geschäftlichen Entwicklungen der letzten Zeit. Das junge Unternehmen ließ sich gut an, er war wenigstens nicht unzufrieden. So schwer die Konkurrenz gegenüber den älteren Blättern war, die Abonnentenzahl, die „Kontinuation", stieg doch, zwar langsam, aber stetig. Man steckte noch in den Kinderschuhen, man hatte noch mit mancherlei Sorgen zu kämpfen. Der frische Ton aber, der die „Feierglocken" auszeichnete, das geschickte Eingehen der Redaktion auf alle Fragen des Lebens, die gute Auswahl der Romane und Novellen versprachen

weitere Erfolge. „Nur vorwärts, meine Herren!“ schloß er. „‚Rast' ich, so rost' ich!‘ Das muß unsre Devise sein.“

Als man sich erhob, kam gerade der Redaktionsdiener zur Tür herein. Er feixte ein wenig. „Herr Doktor,“ wandte er sich an Lüdenscheid, „Fräulein Ellerding wünscht Sie zu sprechen.“

„Um aller Götter Griechenlands willen! Die Pilzdame! Julius, sagen Sie, ich wäre verreist. Ich wäre sterbenskrank. Sagen Sie, ich sei gestern gestorben!“

Alle lachten. Das Entsetzen des Chefredakteurs war überwältigend komisch.

„Lieber Kollege,“ sagte er dann. „Lieber, bester Gotthardt, erbarmen Sie sich meiner grauen Haare. Sie sind noch jung, Sie haben Nerven wie Stahltaue. Sprechen Sie mit der Pilzdame. Kennen Sie die Edle noch nicht? Dann müssen Sie die Bekanntschaft dieses Quälgeistes aller Quälgeister machen. Wo steckt das Ungeheuer denn, Julius?“

„Ich habe sie in die kleine Empfangsstube gesteckt.“

„Also Mut, Kollege! Und ich will Ihr Andenken segnen bis an den jüngsten Tag.“

Harro Gotthardt ging lachend nach der Empfangsstube hinüber.

Ein kleines Persönchen stand da, alt und vertrocknet, wie eine Mumie. In der Hand hielt sie einen großen Pompadour aus fahlblauem Kattun.

„Mein Name ist Gotthardt. Womit kann ich dienen?“ fragte er höflich.

„Ich bringe den Artikel über die eßbaren Pilze, Herr Redakteur."

„Verzeihen Sie, ich weiß gar nichts davon, daß wir einen solchen Artikel bestellt haben."

Die kleine Dame sah durch ihre blauen Brillengläser sehr energisch zu dem blonden Hünen hinauf und zog die Achseln hoch.

„Bestellt? Darauf kommt es doch gar nicht an. Sie müssen den Artikel bringen."

„Aber, mein Fräulein — wir müssen?"

„Jawohl, Sie müssen! Sie scheinen noch sehr jung hier, Herr Redakteur. Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?"

„Fräulein Ellerding — wurde mir gemeldet."

„Jawohl! So ist mein Name. Aber ein Name ist Schall und Rauch. Wichtig ist für Sie nur, daß ich die berühmte Pilzautorin bin! Jawohl, mein Herr! Daß alle deutschen Blätter, Monatschriften, Wochenschriften und Zeitungen von mir Pilzartikel gebracht haben. Im vorigen Jahre bin ich zweihundertdreiundsiebzigmal gedruckt worden."

„Das ist ja sehr erfreulich — für Sie."

„Darauf kommt es ja gar nicht an. Auf meine höheren Absichten kommt es an, daß endlich durch mich unser Volk darüber aufgeklärt wird, welche Schätze es alljährlich verkommen läßt, daß die eßbaren Pilze das edelste, schönste, billigste, gesündeste, nahrhafteste und bekömmlichste aller Volksnahrungsmittel sind. Erlauben Sie, mein Herr Redakteur. Es wird Sie sicher interessieren. Es muß Sie interessieren."

Und sie öffnete ihren Pompadour, trippelte zum nächsten Tisch, griff in den Kattunsack und holte ein Dutzend Pilze in naturgetreuen Nachbildungen heraus. „Hier, Herr Redakteur, **Boletus edulis**, unser vortrefflicher Steinpilz; hier **Cantharellus cibarius**, der Pfifferling.“

Der Angstschweiß begann Gotthardt auf die Stirn zu steigen, nachdem die Wackere fünf Minuten lang gesprochen hatte, ohne auch nur ein einziges Mal sich zu unterbrechen. Jetzt verstand er das Erschrecken des älteren Kollegen; jetzt hätte auch er am liebsten gesagt: ‚Verzeihen Sie — aber ich bin gestern gestorben.‘ Und dabei dachte er an die dringende Arbeit, die seiner wartete, an die zu beantwortenden Briefe, an den Manuskriptberg auf seinem Schreibtisch. Wenn diese furchtbare Dame doch wenigstens dann und wann einen Punkt in ihrer Rede machen wollte. —

Die furchtbare Pilztante redete immer noch. Endlich mußte sie doch einmal Atem schöpfen. Und da fiel er so schnell ein, als es nur anging: „Das ist gewiß interessant.“

„Natürlich ist es sehr interessant. Mehr ist's: eine Lebensfrage für unser Volk ist's. Der Pilz ist die beste, gesündeste, bekömmlichste, billigste —“

„Ohne allen Zweifel. Ich kann also nur bitten, senden Sie uns einen Artikel ein. Wir werden gewissenhaft prüfen, ob —“

Da lachte sie auf. So ungefähr mußte des Teufels Großmutter lachen, wenn sie einem armen Sünder besonders scharf einheizen ließ.

„Einsenden? Ich?! Ich, die berühmte Pilzautorin! Junger Herr, Sie scheinen noch sehr unerfahren." Wieder tauchte die Rechte in die unergründlichen Tiefen des Kattunsackes. „Ich sende nie einen Artikel ein. Ich bringe ihn immer selber. Nicht wahr, einsenden und sechs Wochen auf Antwort warten, und ihn dann zurückbekommen. Nein — hier ist er! Hier!"

Ein Päckchen Papier, dem man viele Wanderungen und Erlebnisse ansah, kam zum Vorschein.

„Wir werden das Manuskript prüfen —"

„Prüfen? Von mir einen Pilzartikel prüfen? Ha! Ha! Drucken sollen Sie!"

„Nicht ohne Prüfung, mein Fräulein." Jetzt steifte sich doch sein Nacken. „Lieber wollen wir von vornherein verzichten."

„Wollen Sie den nationalen Wohlstand untergraben, mein Herr? Wollen Sie unser Volk schädigen? Wie können Sie das verantworten? Ich sagte Ihnen doch, der Pilz ist das beste, das edelste, das bekömmlichste, das billigste —"

„Trotzdem! Wir verzichten!"

Das kleine Persönchen reckte sich. Unter den blauen Brillengläsern funkelte es.

„So wollen Sie mich abweisen? So glauben Sie die berühmte Pilzautorin abfertigen zu können? Junger Herr — junger Herr — Sie bedeuten mir gar nichts. Ich will den Herrn Chefredakteur sprechen."

„Herr Lüdenscheid bedauert sehr, und ich bedaure auch, mein Fräulein. Meine Zeit ist mir wirklich zu gemessen."

Damit retirierte er nun wirklich, machte in der Tür noch eine Verbeugung, hörte gerade noch, daß die Pilztante sagte: „Und die ‚Feierglocken‘ werden meinen Artikel doch drucken!“ und holte draußen auf dem Korridor aus befreiter Brust tief Atem.

Da stand übrigens Julius Knurre, der behäbige Redaktionsdiener, feixte und meinte: „Jetzt packt sie ein, Herr Doktor — ich kenne sie doch — und dann schimpft sie alle drei Treppen hinunter, und nach einem halben Jahr kommt sie doch wieder. Aber, Herr Doktor, vorhin ist noch eine andre Dame gekommen, eine junge, eine hübsche, und hat nach dem Herrn Doktor persönlich gefragt. Sie hat ein Körbchen mit, wohl Handarbeiten für die Frauenbeilage, denke ich. Ich hab' sie in das Arbeitszimmer vom Herrn Doktor geführt, weil das große Empfangszimmer besetzt ist.“

Gotthardt nickte. Nun lächelte er nachträglich über die schreckliche Pilztante und ärgerte sich, daß sie ihn fast aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Man war doch immer noch nicht abgehärtet genug gegen die Lästigen und Ueberlästigen, die Zeiträuber aller Art, die nie begreifen konnten, daß solch ein armer Redakteur mit jeder Minute geizen muß. Und da wartete noch ein Besuch. Wieder eine Dame. Aber wenigstens war sie jung und hübsch, hatte der brave Julius gesagt. Immerhin also besser als die Pilztante. Und er strich sich, ehe er die Tür seines Zimmers aufdrückte, schnell noch einmal rechts und links über den kecken, blonden Schnurrbart.

Das Zimmer war jedoch leer.

Also hatte die junge, hübsche Dame das Feld schon geräumt. Jedenfalls hatte sie nicht länger warten wollen. Das kommt ja oft vor. Belasten wir also auch damit das Konto der Pilzdame. Beim großen Zeus, Pilztante, von dir soll niemals ein Artikel in den „Feierglocken“ gedruckt werden.

Uebrigens war es eigentlich ganz gut, daß die junge, hübsche Dame das Feld geräumt hatte, denn der Arbeitstisch war gerade genügend bepackt. Rechts lag ein ganzer Berg unerledigter Manuskripte, darunter einige schwere „Wälzer“, große Romane; links lag das Material für den nächsten Briefkasten, etwa drei Dutzend Anfragen über die verwegensten und unwahrscheinlichsten Dinge — daß ein Redakteur wissen sollte, wie man einen Taubenstall praktisch anstreiche, oder warum Friedrich der Große nicht in glücklicher Ehe gelebt hätte, war noch lange nicht das schwierigste. Quervor stand ein Körbchen mit den im Laufe der letzten Woche eingegangenen Gedichten. Furchtbar, nur daran zu denken. Und auf der Schreibmappe lag, noch druckfeucht, die letzte Revision der laufenden Nummer. Also nehmen wir diese zuerst vor. Jürgeß hat eigentlich ganz recht: wir haben immer noch zuviel Druckfehler.

So nahm er denn Platz und begann die Jagd auf die „umgedrehten u“, auf die „Zwiebelfische“, die ganz kleinen Buchstabenscherze des Setzers, der gerade hier wieder einmal aus einem „Arzt“ ein „Azrt“ gemacht hatte. Unglaublich! Nun gar die Bilderunterschrift!

Immer gab's bei den Bilderunterschriften Verdruß: „Unser Kornprinz" anstatt „Unser Kronprinz". Wenn das ins Publikum gelangt wäre! Es grenzte ja fast an Hochverrat!

Mit der Bleistiftspitze jeden Buchstaben jeder Zeile verfolgend, arbeitete Gotthardt. Dann und wann, wenn er einen Fehler fand, machte er an den Rand des Bogens das Aenderungszeichen für die Druckerei, das γ — vertatur — für den umgedrehten Buchstaben, das ₰ — deleatur — wenn ein Buchstabe, eine Silbe im Wort fortfallen sollte. Manchmal kam aber auch eine kernige Bemerkung dazu: „Besser aufpassen! Das ist ja eine nichtsnutzige Bummelei!"

Ihm wurde warm bei der Arbeit, die die angestrengteste Konzentration verlangte.

Mit einem Male aber ließ er den Bleistift sinken, sah auf, lauschte —

Ein merkwürdiges Geräusch ging durch das Zimmer.

Was war denn das? Hatte Julius Knurre eine junge Katze hereingelassen? Oder einen kleinen Teckel? Solche Dummheiten!

Aber nein, das war ja wie ein Kinderstimmchen —

Gotthardt sprang auf.

Er wollte zur Klingel. Doch da sah er unter seinem Arbeitstisch ein kleines Körbchen stehen, strohgeflochten, mit einem feinen, weißen Tuch halb verdeckt.

Und wieder klang der leise Ton. Es war wirklich ein Kinderstimmchen.

Es kam unleugbar aus dem Körbchen.

Da soll doch — das ist doch —

Einen Augenblick stand der blonde Hüne fassungslos, dann bückte er sich, schob den langen Oberkörper unter den Tisch und zog den Korb hervor.

Aber das war ja unerhört. So hatte Ben Akiba mit seinem Satz, daß alles schon einmal dagewesen, doch unrecht. Das war sicher noch nie dagewesen.

Ein Kind, ein kleines Kind lag in dem Körbchen, ein lebendes, kleines Kind. Und nun weinte dies Würmchen, weinte zum Gotterbarmen. Und der große, blonde Mann kniete davor, starrte mit seinen blauen Augen auf das niedliche Geschöpfchen in den schneeweißen Hüllen — und war genau so hilflos wie das Kind selber.

Bis er dann plötzlich, mit einem jähen Entschluß, aufsprang und hinüberhastete in das Zimmer des Chefredakteurs: „Kommen Sie doch nur, Herr Kollege — eine unglaubliche Sache — bitte —“

Herr Karl Lüdenscheid hatte die Ruhe reiferer Jahre und der Erfahrung, die sie bringen. Er sah dem jüngeren Kollegen zwar erstaunt in das erregte Gesicht, aber er lächelte gleich wieder, stand auf und sagte: „Mein Verehrter, auf einer Redaktion ist überhaupt nichts unmöglich. Wo brennt's denn?“

Aber als er drüben das Körbchen sah mit dem Kinde darin, dessen leises Wimmern inzwischen in energischere Klagetöne übergegangen war, schlug auch er die Hände zusammen: „Das ist ja eine schöne Bescherung!“ Schüttelte den weisen Kopf, blickte Gotthardt fragend

an, schüttelte wieder den Kopf, beugte sich über den Korb: „Wo kommt denn die Göre her?“ Meinte als unerfahrener Hagestolz zweifelnd: „Ist's ein Junge, oder ist's ein Mädchen?“ Legte die Hände auf den Rücken, lachte ein wenig spöttelnd: „Gratuliere, Kollege!“ und erklärte dann wieder begütigend: „Nichts für ungut, Gotthardt. Ja, da werden wir wohl zunächst zur hochwohlweisen Polizei schicken müssen —“

Inzwischen hatte es, da beide Herren die Türen nicht geschlossen, einen kleinen Aufstand in der Redaktion gegeben. Es dauerte nicht lange, so waren die „Feierglocken“ in Vollzähligkeit um das Körbchen mit dem lebenden, sehr lebendigen Inhalt versammelt. Aber die Herren, die über alles mögliche und noch einiges schrieben, die für ihre getreuen Leser die schwierigsten Rätsel des Lebens als getreue Berater lösten, standen in derselben merkwürdigen Hilflosigkeit, die die beiden obersten Leiter des Blattes gezeigt hatten. In einer Hilflosigkeit, der der sonst immer wortkarge, schüchterne Genschow, der Redaktionssekretär, nach längerem Ueberlegen treffend Ausdruck verlieh: „Wir Männer verstehen wirklich nichts von solchen — Dingen. Am besten wär's, Julius holte seine Frau.“

Also geschah es. Und da der Redaktionsdiener eine kleine Dienstwohnung innehatte, die unmittelbar an die Redaktionsräume stieß, so war die rundliche Frau Knurre schnell zur Stelle. Einen Augenblick stand zwar auch sie starr, dann aber schlug sie die Hände im wörtlichsten Sinn des Wortes über dem Kopf zusammen und meinte

in reinstem Sächsisch: „Ei herrjeses nee! Aber nee sowas! So e sißes Kindchen! So e Ludersch von Mutter!", kniete am Körbchen nieder und meldete triumphierend: „Ein Mädel, meine Herrens!", brachte aus den Deckchen einen Brief zum Vorschein, den sie nach einem kurzen Blick auf die Adresse an Doktor Gotthardt gab, und war auch schon wieder verschwunden. Gerade daß sie noch sagte: „Ich will man schnell e bissel Millich holen. Hunger hat es, das liebe Wärmchen!"

Da stand nun Herr Doktor Harro Alfred Hans Gotthardt, hielt den verschlossenen Brief zwischen den spitzen Fingern und sah auf dem Umschlag seinen Namen nebst Amt und Würden verzeichnet. Und gerade kam auch der Verleger, den Frau Knurre auf ihrem hastigen Wege zwischen Redaktion und Druckerei zufällig getroffen und in all ihrer Beredsamkeit über den seltsamen Vorfall unterrichtet hatte. Herr Jürgeß kam sogar nicht allein, sondern er hatte seinen Einzigen, den fünfjährigen, blonden Max, an der Hand, der es sofort wie Frau Knurre machte, nämlich sich neben dem Körbchen hinkauerte, in hellen Jubel ausbrach und nicht übel Lust zu haben schien, das Baby als Schwesterchen zu annektieren.

Und immer noch hielt Doktor Harro Gotthardt seinen Brief unschlüssig in der Hand. Bis ihm Herr Jürgeß schließlich sagte: „Aber so lesen Sie doch wenigstens! Vielleicht bringt uns der Brief eine Aufklärung. Vielleicht leitet er uns auf die Spur der pflichtvergessenen Mutter. Eine tolle Welt übrigens — eine tolle Welt!"

So erbrach denn Gotthardt den Umschlag und las laut vor:

„Einer tief unglücklichen Mutter fiel durch einen Zufall, den sie als Fügung des Himmels ansieht und segnet, gestern Ihr herrlicher Aufsatz ‚Schutz den Kindern!‘ in die Hand.“

„Aha!“ rief der Chefredakteur. „Da haben wir die Bescherung.“

Doktor Gotthardt las weiter:

„Das edle, warm empfindende Herz, das aus diesem Artikel spricht, hat mich in meiner Verzweiflung aufgerichtet. Ihre ergreifenden Worte, hochverehrter Herr, geben mir neue Hoffnung. Während der ganzen langen Nacht habe ich gerungen und gekämpft, bis ich endlich zum Entschluß kam. Ich knie im Geiste vor Ihnen und hebe beide Hände flehend empor: erbarmen Sie sich meines geliebten Kindes! Ich weiß mir keinen Rat und keine Hilfe außer bei Ihnen. Einsam und verlassen stehen wir beide, ich und mein Kind, in dieser Welt.

Mein armer Mann ist vor wenigen Monaten nach langem Siechtum gestorben, kurz vor der Geburt unsrer kleinen Ruth. Ich bin völlig mittellos und muß mich von Ruth trennen. Täte ich das nicht, so bliebe mir nur der Weg mit ihr ins Wasser! Ich würde nicht davor zurückschaudern, aber ich kann um des Kindes halber die Sünde nicht auf mich laden. Ebenso furchtbar ist mir der Gedanke, Ruth den Schrecken der öffentlichen Waisenpflege zu

überantworten. Und so flehe ich zu Ihnen, nehmen Sie sich meines Kindes an. Seien Sie ihm Vater und Freund. Geleiten Sie es mit Ihrem großen, edlen Herzen und Ihrem hohen Sinn durch die Welt!

Forschen Sie nicht nach mir. Ich bin erst gestern hier angekommen und verlasse die Stadt sofort wieder. Niemand kennt mich hier. Es genüge Ihnen, daß Ruth guter Herkunft ist. Ich will von mir nicht sprechen. Aber ich hoffe, ich fühle, daß all die guten Eigenschaften meines verstorbenen Mannes, der ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle war, auf meine geliebte Ruth übergingen.

In Ihre Hände, an Ihr Herz lege ich das Kind. Nur eine einzige, flehentliche Bitte habe ich. Ich weiß ja nicht, wie Sie über meine Ruth entscheiden. Sollten Sie ihr aber je eröffnen, vielleicht erst wenn sie erwachsen ist, welches Schicksal Ruth und Sie zusammenführte, so rauben Sie ihr nicht die Achtung vor ihrer unglücklichen Mutter! Sagen Sie ihr, daß es Verhältnisse gibt, die stärker sind als der stärkste Wille, stärker sogar als jede Mutterliebe!

Gott segne Sie, hochverehrter Herr. Und Gott lenke Ihr Herz zum Besten meines Kindes."

Vier eng beschriebene Seiten bedeckte der Brief. Eine schwer lesbare, etwas kritzlige Frauenhandschrift zeigte er. Hier und dort waren einzelne Buchstaben fast ganz verwischt, vielleicht von Muttertränen, die auf den Briefbogen fielen.

Als Gotthardt geendet, erbat sich Jürgeß das Schreiben. Er las es noch einmal aufmerksam durch. „Eine gebildete Frau, ohne Zweifel,“ meinte er dann. „Es ist wohl auch echter, ehrlicher Schmerz, der aus dem Briefe spricht. Aber trotzdem: ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß neben den Ausdrücken echten Schmerzes auch eine gewisse Phrasenhaftigkeit steht.“

„Eine Mutter, die ihr Kind verläßt!“ sagte Lüdenscheid bitter. „Darüber kann man nicht hinwegkommen! Nie — nie!“

Gotthardt hatte wortlos dagestanden, den leeren Umschlag in der Hand. Nun sprach er endlich, langsam und schwer: „Wer kann in Menschenherzen lesen? Wer vermag es, zu ermessen, welche Verhältnisse die Mutter zu dem schrecklichen Schritt bewogen? Ich will nicht richten über sie!“

Und immer noch lag, zu den Füßen der Herren, das Kind in seinem Körbchen. Aber rechts neben ihm kniete jetzt Frau Knurre mit dem Milchfläschchen, links kauerte, glänzenden Auges, Max Jürgeß. Und das Mädchen weinte nicht mehr. Es lachte und zeigte ein kleines, liebes Grübchen auf der rosigen, linken Wange. Dahinter stand Herr Aßmusen, strich sich den langen, grauen Bart, schüttelte die grauen Locken und meinte, wie er alles auf seine geliebte, klassische Kunst bezog, einmal über das andre: „Ein Modellchen für Fra Angelico wäre das gewesen.“

„Und was nun?“ fragte dann plötzlich Herr Genschow mit seiner schüchternen, leisen Stimme.

Er war es schon gewohnt, daß man immer etwas erstaunt aufsah, wenn er ungefragt sprach. Dann verstummte er gewöhnlich sofort wieder. Diesmal aber mußte ein besonderer Anlaß ihm Mut machen. Denn, als er keine Antwort erhielt, weil niemand eine Antwort zu geben wußte, fuhr er fort: „Nämlich — nämlich — ich habe keine Kinder, wie die Herren wissen. Und meine gute Frau ist so kinderlieb. Wenn es den Herren recht wäre — und zumal Herrn Doktor Gotthardt, der ja sozusagen die ersten Rechte hat — nämlich — dann möchte ich das liebe Würmchen wohl zu uns nehmen, mindestens vorläufig —"

„Hm! Was meinen Sie, Gotthardt?"

Der schien merkwürdig unschlüssig, zauste seinen Schnurrbart und sah bald auf das Kind, bald auf die Zimmerdecke. In seinem intelligenten Gesicht arbeitete es. Natürlich, er wußte es ja, er konnte dies kleine, süße Wesen nicht behalten. Was sollte er, der Junggeselle, mit ihm anfangen? Etwa eine fremde Person annehmen zur Pflege? Die Verantwortung war zu groß. Hundertmal besser war das Kind bei den Genschows aufgehoben. Aber schwer war es doch. Denn es war schon so, wie Genschow gesagt: ihm gebührte das erste Anrecht.

„Nun, lieber Gotthardt!" drängte Jürgeß noch einmal.

Da sagte er: „Also gut! Kollege Genschow mag das Kind nehmen. Aber ich — ich will Rechte und Pflichten mindestens nicht ganz aufgeben. Sie müssen mir erlauben, daß ich wenigstens eine Pension für Ruth zahle."

Es entspann sich ein kleiner Disput.

Inzwischen hatte sich das Zimmer noch weiter gefüllt. Die seltsame Mär war auch in die andern Abteilungen des Geschäfts gedrungen. Der Inseratenchef, Herr Berderlow, war mit seinen zierlichen Schrittchen die Treppe hinaufspaziert; neben ihm stand Lurbach, der erste Maschinenmeister aus der Druckerei, und gerade als die Entscheidung fiel, kam auch Herr Fedor Leicht, der Kassierer, den Bleistift hinterm Ohr und das Notizbuch, von dem er unzertrennlich war, in der Hand.

„Nein, Verehrter," hatte der Verleger gerade entschieden. „Daß Sie allein die äußeren Sorgen für das Kind übernehmen, das können wir nicht zugeben. Ich schlage vor, wir teilen uns alle darein. Die kleine Ruth soll unser Redaktionskind sein."

Und da niemand Widerspruch erhob, trat Herr Leicht in den Vordergrund, zog die Spitze seines Bleistifts durch die Lippen, öffnete sein Notizbuch und fragte, ganz sachlich und doch ein wenig ironisch:

„Wieviel darf ich den einzelnen Herren monatlich vom Gehalt in Abzug bringen für das Redaktionskind?"

---

## Zweites Kapitel.

Manchmal, wenn Herr Jürgeß über den Hof des Geschäftshauses schritt, vom Vorderhause, in dem sich seine Privatwohnung, die Expedition und die Redaktion befanden, zum Seitenflügel, in dem die Druckerei und die Stereotypie untergebracht waren, schüttelte er den Kopf.

An den breiten Hof stieß ein kleines Gärtchen, das zu seinem Grundstück gehörte, sich aber in ganz merkwürdiger Weise zwischen die größeren Gärten zweier Nachbargrundstücke hineinschob. Als er den Besitz kaufte, hatte er dies Gärtchen für seine Frau, für seine Familie reserviert; nun deckte die Frau bereits seit zwei Jahren der kühle Rasen, und Fräulein Traut, seine Hausdame, machte sich nichts aus dem etwas verwilderten Winkel. Dafür hatte Frau Genschow mit seiner Erlaubnis davon gewissermaßen Besitz ergriffen. Und sobald die ersten Knospen den Frühling kündeten, die ersten warmen Sonnenstrahlen leuchteten, saß sie mit Ruth in dem Gärtchen. Die behäbige, alte Dame, die so plötzlich ihre Herzenssehnsucht erfüllt gesehen hatte, mußte eine Zeitkünstlerin sein: die kleine Wirtschaft war wohl schnell besorgt, der gute Richard hockte den ganzen Tag, noch über die vorgeschriebenen Dienststunden hinaus, in der Redaktion an seinem Pult, machte überhaupt so wenig Ansprüche — kurz, Frau Marianne fand immer Muße, mit ihrem Adoptivtöchterchen den Garten aufzusuchen, sobald das Wetter irgend dazu einlud. Dem Adoptivtöchterchen, denn das kinderlose Ehepaar hatte den kleinen Findling nach Erledigung der gesetzlichen Formalitäten wirklich in aller Form an Kindes Statt angenommen. Ruth Genschow blieb aber trotzdem das „Redaktionskind“.

Herr Wolf Jürgeß also schüttelte manchmal den Kopf, wenn er über den Hof schritt und Frau Genschow mit Ruth dort im Sonnenschein sah. Erst im schmucken

Kinderwagen mit Patentachsen und Gummirädern, dann im eleganten Kinderstühlchen, den Spieltisch vor sich, oder auf dem Schoß der Mutter; schließlich auf strammen Beinchen stehend oder am Sandhaufen herumkrabbelnd. Immer aber wie aus dem Ei gepellt, ein kleines, süßes Püppchen mit blauen Augen, die ganz merkwürdig zu den dunkelbraunen, dichten Haaren standen.

„Der Wurm wird gar zu sehr verwöhnt, liebe Frau Genschow," sagte er wohl gelegentlich. Aber die alte Dame lächelte nur dazu. „Das Leben ist ernst und schwer genug, Herr Jürgeß. Da soll man den Kindern wenigstens die Jugend licht und schön zu machen versuchen," erwiderte sie. „So meint Doktor Gotthardt auch."

Doktor Harro Gotthardt „meinte" nicht nur so, er half auch mit verwöhnen. In die Adoption des Kindes durch Genschow hatte er eingewilligt, aber seine „Rechte" hatte er nicht aufgegeben. Und an jedem Morgen, wenn die Sonne schien, stahl er den Redaktionspflichten fünf Minuten ab, ging schnell, ehe er die Treppe im Vorderhause hinaufklomm, in das Gärtchen, wechselte mit Mama Genschow einen kräftigen Händedruck und widmete sich auf ein paar frohe Augenblicke dem Kinde. Er hatte eine gute, glückliche Art, mit Kindern umzugehen, und so hatte es gar nicht lange gewährt, bis die kleine Ruth dem blonden Hünen froh die Aermchen entgegenstreckte. Ja, sie lallte fast ebenso früh wie ihr „Ma—ma" ein „On—kel — On—kel", aus dem dann ein allgemein verständlicheres „Onkel Harr'" wurde; das Schluß-O freilich gelang noch nicht.

Das Beispiel Gotthardts wirkte übrigens ansteckend. Bald kam auch Aßmusen fast regelmäßig vor der Redaktionskonferenz auf einen „Stipps“ in den „Jardin“, wie er sich auszudrücken pflegte, um nach Ruth zu sehen und am lebenden Modell Vergleiche anzustellen über die Kunst der Kinderdarstellung in der Malerei der verschiedenen Perioden von Fra Angelico etwa bis auf Fritz August Kaulbach. Dann und wann kam, mit gemessener Würde, der Chefredakteur über den Hof geschritten und streichelte Ruth die roten Bäckchen. Herr Leicht, der Kassierer, kam, strich über die dunklen Haare des Kindes und berichtete Frau Genschow, um wieviel Mark wieder das Konto Ruth im Sparkassenbuch angewachsen wäre, das er eingerichtet hatte. Und Berderlow, der Inseratengewaltige, tänzelte nicht selten heran, um Ruth eine „ganz besonders süße“ Kußhand zuzuwerfen.

Am häufigsten fand sich Max Jürgeß ein. Er ging nun schon in die Klippschule; sobald er aber seiner Bürde, die er ziemlich leicht nahm, ledig war, stürmte er über den Hof, tanzte mit Ruth einen Ringelreihen, verfolgte mit gespanntestem Interesse die Entwicklung ihres Sprachtalents — eine sehr erfreuliche Entwicklung, denn sie plapperte bald wie eine Elster —, buk mit ihr auf dem Sandhaufen Kuchen, stopfte ihr zum Entsetzen von Frau Genschow gelegentlich das Mäulchen mit Schokoladenplätzchen voll, für die er seinen Wochengroschen unentwegt anlegte, und machte sich gar nichts daraus, wenn die etwas spröde Stimme von Fräulein Traut

ihn aus einem Fenster des ersten Stockwerks an die Schularbeiten mahnte.

Die erste Musik, die Ruth hörte, war das Dröhnen und Stampfen der Maschinen in der Druckerei. Als sie kaum drei Jahre alt war, mußte Max sie einmal mit in den Maschinensaal nehmen. Eigentlich war ihm der Zutritt selber streng verboten. Aber die Kleine hatte eine eigne Art zu bitten und zu betteln, man konnte ihr schwer widerstehen. Und Max hatte ja auch seinen Spezialfreund in der Druckerei, Herrn Lurbach, den ersten Maschinenmeister, der ihn zum letzten Weihnachten eine kleine Druckerei mit wirklichen Typen geschenkt und ihm gezeigt hatte, wie die sich im Setzkasten zu Silben und die Silben zu Worten fügten, wie die Typen geschwärzt, der Satz abgezogen wurde, bis mit einem Male dastand: „Redaktion der Feierglocken. Verlag von Wolfgang Jürgeß." Den zweiten Satz- und Druckversuch hatte Max dann selber unternommen.

„Ruth Genschow" sollte dabei herauskommen, aber es erschien dafür ein seltsames Gefüge, das sich mit einiger Mühe als „Knth Geuskou" entziffern ließ.

Da stand nun die kleine Ruth und sah mit ihren blanken, blauen Augen auf die großen Maschinen, auf die sich unheimlich schnell drehenden Räder, auf die mächtigen Zylinder; sah auf die schnellen Hände, die Bogen auf Bogen aus der Maschine nahmen, auf den Stapel bedruckten Papiers, der wuchs und wuchs, und horchte wieder auf die seltsamen Geräusche, das Klippklapp, das Stampfen und Fauchen. Immer größer und

immer glänzender wurden ihre Augen, und plötzlich tippte sie auf die Schulter von Max und sagte ganz leise: „Aber mal schön — das! Aber mal schön!“

„Aber mal schön! Aber mal schön!“ sagte sie auch, als Papa Genschow sie einmal mit hinaufgenommen hatte in die Redaktionsräume. Sie trippelte an den Bücherregalen entlang, tippte an die glänzenden Bücherrücken mit ihren feinen Kinderfingerchen, kauerte dann ganz still und versunken auf dem Boden über dem letzten Jahrgang der „Feierglocken“, den ihr Genschow zur Unterhaltung hingelegt hatte, bis zufällig Gotthardt in das Zimmer des Sekretärs kam. Da richtete sie sich stracks auf, streckte dem Eintretenden beide Arme entgegen: „Onkel Harro! Onkel Harro! Aber mal schön! Aber mal schön hier!“

Sie war und blieb das Redaktionskind — das Redaktionskind.

Als einmal wieder, Mitte Oktober, zu jenem „kritischen“ Zeitpunkte, in dem sich bei Beginn des neuen Jahrgangs der „Feierglocken“ übersehen ließ, ob die Abonnentenzahl gestiegen, sich gehalten oder gegen das Vorjahr gesunken war, eine der wöchentlichen Redaktionssitzungen stattfand, schaute Herr Jürgeß ganz besonders heiter drein.

Es war eine seiner besten Eigenschaften, daß er nicht klagte und nicht nörgelte, wenn der Erfolg einmal hinter seinen Erwartungen zurückblieb. Er wußte, daß für das Steigen, Stagnieren oder Sinken der Abonnentenzahl jedes Blattes die Redaktion allein weder sich den ganzen

Verdienst zumessen, noch daß ihr im umgekehrten Falle die ganze Verantwortlichkeit und Schuld zugeschoben werden darf. Daß vielmehr dabei zahlreiche andre Faktoren mitsprachen: geschickte oder ungeschickte Maßnahmen des Verlegers, Gunst oder Ungunst der allgemeinen Zeitverhältnisse, besondere Rührigkeit oder besondere Trägheit bei den Konkurrenzunternehmungen, lebhafte Anteilnahme oder kühleres Verhalten der tausend und abertausend Sortimentsbuchhandlungen und Kolportagegeschäfte, durch die das Blatt dem breiten Strom des Publikums schließlich zugänglich gemacht werden muß. Und daß zu alledem, als eine ganz unbestimmbare Größe, doch noch ein Letztes kommen muß, ein Rätselhaftes: ein wenig oder viel Glück!

Davon sprach er gerade heute auch, als er die Erfolge der letzten Wochen, das Einlaufen besonders zahlreicher Neubestellungen, die geringe Zahl der Abbestellungen konstatierte. „Ja, meine Herren," sagte er, „wir können, glaube ich, mit einer Zunahme von rund zehntausend Abonnenten rechnen. Es ist das der größte Erfolg der ‚Feierglocken' seit ihrem Bestehen. Ich möchte Ihnen allen für Ihre treue Hilfe danken. Gewiß, wir haben auch Glück gehabt. Aber ich denke wie Moltke: Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige! Oder mit andern Worten: Wir haben dank unsrer strammen, gemeinsamen Arbeit Glück gehabt, und wir werden in neuer, tatkräftiger Arbeit das Glück weiter an uns fesseln."

Er sprach dann davon, daß die „Propaganda" des Verlags bei Beginn des neuen Jahrgangs besonders

gut „eingeschlagen" wäre. „Unsre Prospekte waren diesmal entschieden wirkungsvoller, geschickter abgefaßt als im letzten Jahre. Der kleine Feierglockenkalender, den wir in einer Auflage von beiläufig einer viertel Million gratis verteilen ließen, hat zwar schweres Geld gekostet, aber seine Wirkung war vortrefflich, und die ganzseitige Anzeige im Buchhändlerbörsenblatt — Sie erinnern sich, die Zeichnung der großen Pyramide, auf deren Stufen das Wachsen unsrer Abonnentenzahl dargestellt war — tat gute Dienste. Sie führte unsern Herren Kollegen vom Sortiment recht greifbar deutlich vor Augen, wie wir im starken Aufsteigen begriffen sind, daß es sich auch für das Sortiment lohnt, sich für die ‚Feierglocken' zu interessieren. Nochmals: Ihnen allen meinen Dank, meine Herren!"

Damit ging die Konferenz auseinander. Der Verleger aber kam, wie er es gern tat, noch „auf einen Stippsbesuch" in Gotthardts kleines Arbeitszimmer, das in der Redaktion der blauen Tapete halber das „blaue Loch" genannt wurde. Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich Gotthardt gegenüber, der bereits wieder über seinen Korrekturen saß, und meinte lächelnd: „Ich habe zwar drüben auch schon Ihnen gedankt, Herr Doktor. Aber doch nur im allgemeinen, mehr konnte ich dort nicht tun, denn ich möchte in der Redaktion um alles in der Welt nicht Neid und Mißgunst erregen, weiß ich doch, daß jeder der Herren seine verfl— Pflicht und Schuldigkeit tut. Hier jedoch, unter unsern vier schönen Augen, muß ich Ihnen doch noch meinen besonderen

Dank aussprechen. Ich weiß, was das Blatt Ihnen schuldet, weiß den frischen Zug zu schätzen, den Sie in die Redaktion hineingetragen haben. Auch das möchte ich Ihnen noch sagen: Ihr letzter Roman, ‚Die Glücksgöttin', ist zu einem Schlager für uns geworden. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzuteilen, daß der Verlag Ihr Gehalt vom 1. Januar an um zweitausend Mark erhöht hat."

Er streckte Gotthardt die Hand über den Tisch hin. „Schlagen Sie ein: auf weitere gute Freundschaft!"

Ueber das offene Gesicht des blonden Hünen hatte es freudig gezuckt.

„Besten Dank, Herr Jürgeß!" erwiderte er herzlich. „Von all dem Guten, was Sie mir da sagten, erscheint mir als das liebste, daß Sie meinem Roman einen Anteil von unserm Erfolge zumessen."

„Es sind beinah, fast möchte ich behaupten, stets die Romane, die über die Gunst des Publikums entscheiden. Denken Sie nur an die ‚Gartenlaube'! Der gewaltige, erste Aufschwung, den das Blatt nahm, muß auf die begeisterte Aufnahme zurückgeführt werden, die sich die Romane der Marlitt errangen, womit ich keineswegs ein Loblied auf deren literarische Qualität singen will. Kennen Sie übrigens die Geschichte, wie der Begründer der ‚Gartenlaube' zu der Marlitt kam? Nein? Dann will ich's in Kürze erzählen, es ist spaßhaft genug. Eines Tages sieht der alte Keil zufällig in der Redaktion ein Manuskript, das schon zum Zurückschicken eingepackt ist. Rein zufällig fragt er, was

das denn für „Zeugs' wäre. Es wird ihm entgegnet, es seien schlechte Novellen einer alten Jungfer aus Arnstadt in Thüringen. ‚Also von einer Landsmännin von mir,' meint er. ‚Ich hab' gerade Zeit, will doch spaßeshalber das Zeug auch mal lesen.' Tut's und erkennt mit seinem scharfen Blick, daß hier ein Erzählertalent erstanden ist, erwirbt das ‚Zeugs' — und wenige Jahre darauf ist die Marlitt — mit Recht oder Unrecht — die gefeiertste deutsche Romanschriftstellerin."

Gotthardt lachte: „Da hätten wir also einen groben Fehler der damaligen Kollegen von der ‚Gartenlaube'. Ich kann übrigens mit einem Gegenstück aufwarten, um mich zu revanchieren. Der Verleger Gustav Freytags ließ nämlich ‚Soll und Haben' anderthalb Jahre im Pult liegen, weil er sich nicht getraute, das ‚Zeugs' zu veröffentlichen, das nachher zum besten deutschen Roman seiner Zeit wurde."

„Ja, wir alle lernen nie aus. Es ist einmal nicht anders!"

Sie saßen sich ein paar Augenblicke schweigend gegenüber.

Dann nahm Jürgeß den Kneifer vom Nasenrücken, putzte die Gläser und lächelte vor sich hin. „Ich sprach vorhin vom Glück, das für uns auch solch eine geheimnisvolle Rolle spielt, wie wohl übrigens überall im Leben. Wissen Sie, Doktor, ich bin nichts weniger als abergläubisch. Aber als ich heute morgen in meinem Kontor saß und mir grad' unsre günstigen Abschlußziffern zusammenstellte, da glitt plötzlich mein Blick durchs

Fenster auf die Laube unsrer guten Frau Genschow und auf das Redaktionskind. Und da kam mir ein ganz merkwürdiger Gedanke. Man lacht ja darüber — ich lache auch. Aber die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß der große Umschwung für die ‚Feierglocken', ihr großer Aufschwung fast mit dem Tage einsetzte, an dem uns die kleine Ruth ins Haus schneite, unser Redaktionskind!"

* * *

Als Ruth zum erstenmal in die Schule ging, war's ein Ereignis. Nicht so für sie, die die Wandlung mit lachendem Frohsinn nach Kinderart hinnahm, sondern für Herrn und Frau Genschow, für Redaktion und Verlag. Wenn Mama Genschow nicht verständig genug gewesen wäre, die Mehrzahl der Zuckertüten, die Ruth dargebracht wurden, zu unterschlagen, würde es ohne eine schwere Magenverstimmung nicht abgegangen sein. Selbst der Chefredakteur hatte alle seine guten Prinzipien geopfert und erschien mit einer Bonbonniere im Gärtchen.

Am meisten aber freute sich Max Jürgeß des Tages. Das Gymnasium, in dem er nun die Bänke der Quinta drückte, lag dicht neben der Mädchenschule. So war es ihm ritterliche Ehrenpflicht, wenn es irgend anging, Ruth zur Schule zu bringen und abzuholen; der Weg nach Hause war ja der gemeinsame. Stolz wie ein Spanier waltete er seines Amtes. Die bunte Quintanermütze auf dem Rundkopf, das etwas stumpf

geratene Näschen hoch in der Luft, wandelte er in immer gehobener Stimmung neben Ruth her, belehrte sie über all die Tücken der nichtsnutzigen Männer, die vom Katheder herunter die Weisheiten dieser Welt verkündeten und dabei seiner Ansicht nach eigentlich nur darauf sannen, wie sie die armen, unschuldigen Lämmlein zu ihren Füßen am intensivsten quälen konnten; unterrichtete sie in allen den Pfiffen und Listen, die ein Schüler, der etwas auf sich hielt, diesen boshaften Quälgeistern gegenüber anzuwenden befugt und berechtigt war, und erzählte von all den großen Streichen, die er mit seinen Spezialfreunden ausheckte. Denn Max Jürgeß war auf dem besten Wege, die Rüpeljahre gründlich auszukosten.

Sein besonderer Stolz war ein kleiner Brennspiegel. Beredt wie Demosthenes schilderte er Ruth dessen nutzbringende Anwendung in der Klasse. Da oben auf dem Katheder saß der lange, dünnbeinige Doktor Fantmiller, der Ordinarius und also sein geschworener Feind. „Und siehst du, Ruthchen, nun nimmst du den Spiegel — so — siehst du — so — und nun, wenn die Sonne kommt, dreht man ihn so, daß der helle Fleck dem langen Laster gerade in die Augen fällt. Das solltest du mal erleben. Wie der sich dann erst die Augen reibt, wie er aufsteht, sich so dumm umsieht, vom Katheder herabklettert — und immer drehe ich heimlich in der Handfläche den kleinen Spiegel — so — und immer fällt ihm der helle Fleck gerade in die Augen. Und er weiß doch nicht, wo das herkommt! Fein,

Ruthchen, nicht?" Sie trottelte neben ihm her mit ihren flinken, kleinen Schritten, machte ein merkwürdig neugieriges, merkwürdig erstauntes Gesicht, in dem schließlich über alles andre ein Zug wirklicher Bewunderung emporstieg.

„Sowas könnt ihr kleinen Mädels freilich nicht riskieren!" hieß es dann gewöhnlich, stolz und mitleidig zugleich.

Manchmal „wurmte" es sie, daß sie „so etwas nicht riskieren" sollte. Sie fing dann auch an, von einzelnen Heldentaten der Mitschülerinnen zu erzählen; daß die Lotti Heuer die Kreide der Lehrerin versteckt und daß Anna Dahlen in der Klasse Lederzucker „gekaut" hätte. Aber sie imponierte dem großen Jungen nicht damit. Er zuckte die Achseln. „Ach das!" — „Ach ihr!" sagte er fast verächtlich.

Dann gab es manchmal einen kleinen Streit, denn Klein-Ruth hatte ein recht lebhaftes Temperament. Ein Stückchen Eigensinn dazu. So fertigte sie den Hausgenossen abwechselnd mit spitzen Worten und mit einem recht schnöden Ignorieren ab. Gegen die Worte kam er auf; wenn sie aber aus dem Portal der Schule heraustrat und ihn sehen mußte und doch nicht sah, wenn sie rasch bei einer Freundin unterhakte und nach der andern Straßenseite abmarschierte, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, dann war er verloren. Ein, zwei Tage trug er's vielleicht noch trotzend, dann kam er an: „Na, Ruth, woll'n wir nicht wieder gut sein miteinander?"

Und sie war jedesmal versöhnlich gestimmt. Schürzte vielleicht noch ein wenig die Lippen — der Form wegen — und lief doch in der nächsten Minute in wildem Spiel mit ihm um die Wette rund um den großen Hof, bis Frau Genschow ihre Stimme im höchsten Diskant von der Laube her ertönen ließ: „Aber Max, Max — du solltest doch verständiger sein. Ruth kommt ja ganz außer Atem!"

Das war nämlich eine Eigenart von Mama Genschow, fast eine fixe Idee: wenn die beiden Kinder zusammen waren, wandte sie sich immer an Max. Nur mit ihm schalt sie, nur mit ihm zankte sie, nur ihn ermahnte sie, auch wenn der Zank und die Ermahnung eigentlich Ruth galten. Und merkwürdigerweise nahm er Zank und Ermahnung um Ruth fast immer geduldig und folgsam hin, während Fräulein Traut den wilden Jungen oft kaum bändigen konnte.

Er war ein Trotzkopf, und er war kein guter Schüler. Der Vater hatte seine Sorgen um ihn. Um so schwerer empfundene Sorgen vielleicht, weil er sein Einziger war, und weil er doch auch das Gefühl hatte, was so viele geschäftlich oder amtlich überlastete Väter drückt: ‚Du müßtest ihm mehr Zeit widmen, dich eingehender um seinen Entwicklungsgang kümmern.' Die Mutter fehlte dem Jungen, der des Vaters Hausdame nie mit genügendem Respekt ansah.

Das ging durch Jahre.

Ruths braunes Haar war stark nachgedunkelt und hing jetzt in einem dicken Zopf tief über den Rücken

hinab. Das Kind hatte sich mächtig gestreckt, reichte nun Frau Marianne Genschow schon bis zur Schulter. Eine Schönheit schien Ruth nicht zu werden. Das Gesicht war etwas unregelmäßig, die Stirn zu niedrig, das Näschen zu spitz. Schön waren eigentlich nur der Mund mit den kleinen, ebenmäßig gewachsenen Zähnen, den roten, fein geschwungenen Lippen und die großen, blauen Augen.

Sie tollte jetzt nicht mehr mit Max im Hofe herum in wilder Hetzjagd. Aber die Freundschaft war, trotzdem sich beide oft lebhaft genug befehdeten, die alte geblieben. Max „hockte" in seinen Freistunden viel — zu viel, sagte Fräulein Traut — bei Genschows. Im Winter im kleinen Wohnstübchen, wo in der Ofenröhre immer ein paar Aepfel schmorten und Vater Genschow am Fenster eine kleine Kanarienhecke unterhielt; im Sommer in der Gartenlaube mit Frau Marianne und Ruth zusammen.

Sie war ein „besinnliches" Ding geworden; kein Musterkind, doch immer in der ersten Reihe ihrer Mitschülerinnen. Vielleicht hätte sie mehr leisten können. Aber in ihr steckte eine unüberwindliche Lust zum „Schmökern". Immer hatte sie irgendein Buch vor sich. Immer steckte sie sich hinter den braven Knurre und bettelte und bettelte, bis er wieder heimlich mit einem neuen Band aus der Redaktionsbibliothek herausrückte. Es war „oben" schon ein paarmal vorgekommen, daß ein Buch gebraucht wurde und Knurre zugeben mußte: „Das hat unser Redaktionskind." Dann gab es

ein kleines Donnerwetter, darauf ein Gelächter, und es blieb alles beim alten.

Es blieb auch dabei, daß Ruth es nie abwarten konnte, bis die nächste Nummer der „Feierglocken“ ordnungsmäßig der Welt geschenkt wurde. Immer trabte sie vorher in die Druckerei und erkämpfte sich vom Maschinenmeister die Bogen, so wie sie frisch aus der Maschine kamen. Solch ein druckfeuchter Bogen schien ihr ganz besonders begehrenswert zu sein. Und es dauerte gar nicht lange, so hatte sie erfaßt, daß sie den Schluß eines besonders interessanten Romans sogar noch früher „ergattern“ konnte. In den ersten Abzügen nämlich, den „Fahnen“, wie sie nach „oben“ in die Redaktion gingen, um an die Autoren zur Korrektur versandt zu werden. Das war dann ein ganz besonderer Genuß, einen Roman vier, fünf Wochen früher zu Ende lesen zu dürfen, als das „große Publikum“. Nun gar, wenn Herr Harro Gotthardt wieder eine neue Dichtung in den „Feierglocken“ erscheinen ließ, auf deren Entwicklung freilich außer Fräulein Ruth Genschow immer auch der gesamte Leserkreis des Blattes brannte. Denn Gotthardt, der blonde Hüne, war inzwischen einer der gefeiertsten Romanautoren geworden.

Eines Tages, im Herbst, saß Ruth wieder einmal mit einem druckfeuchten Bogen auf dem Schoße im Gärtchen und hatte heiße Wangen. Von drüben her tönte das Klappern und Fauchen der Maschinen — sie hörte es nicht. Dann und wann löste sich hoch über ihr ein gelbbraunes Blatt und flatterte auf sie

nieder — sie sah es nicht. Ihre Gedanken waren ganz bei den Geschicken von Johanna Lebus, der Heldin des neuesten Romans. Sie verstand mit ihren zwölf Jahren zwar nicht alles, was Johanna erlebte und erlitt. Aber sie erlebte mit ihr und litt mit ihr. Und über die „schwierigen“ Stellen las sie hinweg. Das war zum Entsetzen von Frau Genschow und zum Gaudium des Vaters so ihre Art.

Mit einem Male mußte sie aufsehen. Sie fühlte, daß jemand dicht vor ihr stand.

Max Jürgeß war es.

Er hatte die Sekundanermütze tief in den Nacken geschoben, die Arme über dem breiten Brustkasten gekreuzt und lachte etwas gallig: „Na, du Schmökerliese! Kriegen sie sich?“

Nur einen Moment hatte sie aufgesehen. Jetzt bohrten sich die Augen schon wieder in die schwarzen Buchstaben auf dem großen Papierbogen. Sie zog nur die Achseln hoch.

Es hatte in der letzten Zeit zwischen ihr und Max nicht ganz so gut „geklappt“ wie sonst. Er nahm, fand sie, neuerdings bisweilen einen „hochfahrenden“ Ton ihr gegenüber an. Er war überhaupt nicht mehr „so wie früher“. Er hatte sie sogar neulich auf der Straße stehen lassen, um mit der aschblonden, albernen Gans, der Lotte Heuer, „anzubändeln“. „Fräulein Heuer, so herrliches Haar wie Sie hat doch kein andres Mädchen in der ganzen Stadt,“ hatte er gesagt. Zu dumm! Es war ja gleichgültig, furchtbar gleichgültig war es.

Aber wie er das sagte! „Fräulein Heuer!“ Dabei war die Lotte knapp ein Jahr älter als sie. Und das berühmte aschblonde Haar! Die ganze Klasse wußte es ja: das wusch die Mutter, die gerade so albern und eitel war wie die Lotte, jede Woche dreimal mit Kamillentee! —

Der große Junge hatte sich einen der Gartenstühle herangezogen, warf sich mit einem Krach hinein, streckte die langen Beine weit von sich und betrachtete ein Weilchen die Nägel seiner rechten Hand mit einer Aufmerksamkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ruth sah es ganz deutlich, denn sie blinzelte doch ein wenig von ihrer Johanna Lebus zu ihm hinüber. Das war ja seine neueste Dummheit. Er ließ sich die Fingernägel ganz lang wachsen und schnitt sie ganz spitz. Zu dumm!

Eine Weile saßen sie beide schweigend. Ein paarmal gähnte er, recht wie um zu zeigen, daß ihre Anwesenheit ihm ganz gleichgültig wäre. Ein paarmal faltete sie recht energisch an ihrem Papierbogen herum und beugte den braunen Schopf noch tiefer auf die Buchstaben, obwohl sie Augen hatte wie ein Luchs.

Eigentlich wartete sie. Denn das war ja klar, ohne Zweck war Max nicht gekommen. Aber natürlich durfte er nicht merken, daß sie wartete. Bei Leibe nicht.

Da sagte er endlich, mit unendlich gleichgültigem Tonfall: „Ja, also — mein liebes Kind — es hat, sozusagen, einen Krach gegeben.“

Sie sah noch immer nicht auf.

Diesmal wartete er. Und da er vergeblich wartete, fing er wieder an: „Das interessiert dich wohl nicht, nicht einmal, zwischen wem es krachte?"

Sie schüttelte nur mit dem Kopfe. Las — scheinbar — noch ein paar Zeilen und meinte dann, auch unendlich gleichmütig: „Warum sollte mich das interessieren? Vielleicht zwischen dir und dem Schaf — der Lotte —"

„Fehlgeschossen, mein liebes Kind!"

„Weißt du, Max, das liebe und das Kind kannst du dir sparen."

„Also schön. Fehlgeschossen, Ruth: zwischen meinem alten Herrn und mir."

Nun schaute sie doch auf. Denn der „alte Herr", wie ihn Max respektlos nannte, der „Alte", wie er im ganzen Hause hieß, Herr Wolf Jürgeß, gehörte zu dem Kreise der Männer „da oben", deren Tun und Lassen, deren Sorgen und Freuden sie am allermeisten auf der ganzen Welt interessierten. Ganz abgesehen davon, daß er der Vater von Max war.

Und wie sie so aufschaute, da sahen ihre klugen Kinderaugen auch, daß hinter dem „Getue" von Max eine große Erregung steckte. Er nahm sich sehr zusammen, aber er zitterte eigentlich an allen Gliedern. Und er sprach auch gleich weiter: „Die Chose ist nämlich die: der Obersekundaner Jürgeß hat, wie Monsieur Direx dem Herrn Papa freundlichst mitzuteilen geruhten, keine Aussicht, zum bevorstehenden Michaelistermin versetzt zu werden."

Der große Papierbogen flatterte zur Erde.

„Aber Max, das ist wirklich sehr schlimm," sagte sie beklommen. „Das — tut mir sehr leid —"

„Ja, mir auch. Aber ändern kann ich nicht, was im Schoß der Weisen beschlossen wurde. Der Obersekundaner Max Jürgeß ist trotz guter Befähigung eben ein unverbesserlicher Faulpelz. Außerdem ein schlechtes Beispiel für seine Mitschüler. Er besucht sogar verbotene Lokale, und Herr Oberlehrer Minutius hat ihn am vorigen Sonntag nachmittag im Stadtpark mit einer brennenden Zigarre getroffen. Eigentlich wäre er reif, ganz abgeschoben zu werden, aber man will noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Man begnügt sich gnädiglichst damit, ihn sitzen zu lassen."

Ruth hatte die langen, schmalen Kinderfinger zwischen den Knien verschränkt. Ihr tat es so weh, daß Max nicht versetzt wurde — ja — und mehr noch, aber eigentlich unbewußt, wie er davon sprach. „Dein armer Papa!" sagte sie endlich. Es kam sehr matt heraus.

„Ja, mein armer alter Herr. Ich habe selber Mitleid mit ihm. Aber er ist ein energischer Mann und hat kurzen Prozeß mit dem ungeratenen Filius gemacht. Besagter Missetäter wird diese schöne Stadt um die Oktoberwende verlassen müssen, um einer auswärtigen Besserungsanstalt vulgo einer besonders strengen Pension anvertraut zu werden, in der mißratene Obersekundaner gründlich zur Raison und möglichst schnell zum glorreichen Abiturium zu bringen sind. Ja also, Ruth, es heißt Adieu sagen."

Da sprang sie auf. Ein paar Augenblicke standen sie sich stumm gegenüber, das Kind und der lange junge Mensch. Er hatte so überlegen spöttisch gesprochen; nun schluckte er doch. Schluckte und faßte mit den Fingern zwischen Hals und Kragen, als ob da irgend etwas drückte.

Und ihr wurde es so merkwürdig naß in den Augen. Sie wußte gar nicht recht, wie das eigentlich kam. Erst war's nur ein gewisses Gefühl von Feuchtigkeit, dann war's nur eine einzelne Träne, die ein Weilchen in den Wimpern hing, sich löste, ihr über die Wange rollte.

Ganz klar empfand das Kind ja nicht. Fühlte sich unsicher: Sollst du für den Freund da, den Max, Partei nehmen gegen diese grausamen Schuldespoten? Auch gegen Herrn Jürgeß, daß der den Max gleich fortschicken wollte? Fort von hier? Oder hat's der Max wirklich nicht besser verdient? Faul ist er gewiß gewesen, und leichtsinnig mag er auch gewesen sein.

Das ging alles in dem kleinen Seelchen kunterbunt durcheinander, und aus der einzelnen Träne wurden dabei mehr und mehr. Sonst baute Ruth gar nicht so leicht am Wasser. Aber diesmal kam's so weit, daß sie schließlich laut aufschluchzte.

„Aber, Ruth," hörte sie da, „Ruth — es kostet ja nicht das Leben —"

„— und du mußt fort — du mußt fort —"

Stoßweise, in Jammertönen, kam es heraus.

Ihm war eigentlich gar nicht zum Lächeln zumute. Er fühlte sich mordselend. Aber er fand doch ein Lächeln der Ueberlegenheit, als ob sie das trösten könnte. Ein

Lächeln des Mitleids auch. Der Schmerz der kleinen Ruth tat ihm leid — rührend war sie — und schmeichelte zugleich seiner Eitelkeit. War doch ein liebes Ding, die Ruth, immer gewesen und heut'! Daß sie das so schwer nahm? Man mußte es ihr erleichtern.

Er nahm ihre Hand, die sich ganz kalt anfühlte, und schlenkerte sie ein paarmal durch die Luft. „So sei doch nur ruhig, Ruthchen. Du stellst dir das gewiß schlimmer vor, als es ist. Na ja, scheußlich genug ist's ja. Ich geh' auch nicht gern. Aber das Leben kostet's wirklich nicht, bei Leibe! Nur daß ich mich mal endlich gründlich auf den Hosenboden werde setzen müssen, weißt du! Mit den Gestrengen da in Schulpforta werde ich schon fertig werden. Die fressen auch keinen, weißt du! Mal eben ein paar Jahre fest arbeiten und sich ein bißchen ducken! Vielleicht hat's auch sein Gutes. Und nun hör' auf, Ruth —"

Er hatte noch immer ihre Hand in der seinen, und sie sagte noch immer: „Fort sollst du, fort!"

„Na ja! Es geht schon nicht anders. Ich hab's wohl auch 'n bissel toll getrieben. Mein guter alter Herr ist lange genug geduldig gewesen. Ja — kleine Ruth — aber, bitte, nun hör' endlich auf! Weißt du, in den Ferien komme ich ja doch her. Dann sehen wir uns wieder. Das wird auch schön."

Allmählich waren ihre Tränen versiegt. Sie weinte nicht mehr, sie stammelte auch nicht mehr ihr schmerzliches „Fort? Fort!" Aber um die frischen Kinderlippen stand plötzlich etwas wie ein Entschluß.

Max mochte froh sein, daß das Geflenne aufhörte. Es war ja rührend, gewiß, aber es war doch nach seinem Sinne gar zu sehr „Weiberart". So schob er seine Hand unter ihr Aermchen, mit dem Wohlwollen eines älteren Bruders etwa, und zog sie mit sich. Rund um das winzig kleine Gärtchen gingen sie und dann über den Hof, denselben Weg, den sie so oft in tollem Wettlauf durchmessen hatten, und er erzählte ihr allerlei Lustiges, Törichtes von seinen letzten „Suiten"; daß der Direx ein Kamel und der Ordinarius ein Walroß mit Fächern wäre, und daß sie ganz recht hätte: das aschblonde Haar einer gewissen Lotte röche abscheulich nach Kamillentee, und überhaupt diese Lotte Heuer! Eine Kokette ohne Herz und Gemüt! Ja, und Schulpforta solle gar nicht so übel sein!

Sie hörte und hörte doch auch wieder nicht. Und wenn er versuchte, sie zum Lachen zu bringen, versagten heute alle seine Künste. Auf ihren Lippen aber stand immer noch etwas wie ein fester Entschluß. So weich sonst diese kirschroten Kinderlippen geschwungen waren, bisweilen konnten sie auch trotzen. —

Am nächsten Vormittag, gleich nach Schluß der Schule, stahl Ruth sich die Hintertreppe zur Redaktion hinauf. Ganz heimlich hatte sie ihr neuestes Waschkleid angezogen, Gesicht und Hände abgeschrubbert, als ob die für gewöhnlich höchst unsauber wären, den braunen Zopf so fest eingeflochten, wie es nur anging, und den Scheitel, aus dem sich immer widerspenstige Härchen herausstahlen, so glatt gestriegelt wie nur möglich.

„Na, Ruthchen?“ fragte Julius Knurre, der auf ihr Klopfen die Hintertür öffnete. „Na, du möchtest wohl wieder etwas zum Schmökern haben, du Leseratte? Hast du den feinen Spruch gesehen, den Herr Doktor Gotthardt in Nummer 37 über den Frauenteil gesetzt hatte: ‚Lesen ohne Verstand — macht dumm und ist Schand'.‘ Du, Ruth, das ging am Ende auf dich!“

Sie wurde rot bis unter die Stirnhaare. Aber sie antwortete nicht, sondern drückte sich an der behäbigen Gestalt des Redaktionsdieners vorbei und huschte flink wie ein Wiesel den langen, halbdunklen Korridor entlang. Einen Augenblick stand sie hochaufatmend vor Gotthardts Tür. Die war nur angelehnt, und sie hörte seine klare Stimme. Er sprach mit einer Schriftstellerin, gab ihr gute, kritische Ratschläge über die Umarbeitung irgend einer Arbeit. Was er sagte, verstand Ruth zwar nicht recht, aber sie lauschte doch jedem Ton des energischen Organs. Dann schien die Audienz beendet, sie hörte ein Dankeswort und das Beiseiteschieben eines Stuhles, und da lief sie schnell weiter, in den Vorderflur, bis vor das Zimmer des Herrn Verlegers. Dreimal hob sie hier den Knöchel des Zeigefingers gegen die Tür, dreimal ließ sie ihn wieder sinken. Ihr Unterfangen kam ihr mit einem Male so unbeschreiblich wagehalsig vor, als eine Kühnheit ohnegleichen, nein — als eine gröbliche Unbescheidenheit. Am liebsten hätte sie kehrt gemacht und wäre in wilder Flucht nach unten geeilt, in ihr Zimmerchen, hätte den heißen Kopf fest auf das Bettkissen gedrückt und geweint.

Aber dabei dachte sie doch immer: Max soll fort! Max soll fort! Und dann klang wirklich der Knöchel schüchtern gegen die Türfüllung, und Herr Jürgeß rief: „Herein!"

Die Knie zitterten dem Kinde, als es eintrat.

Der Verleger saß an seinem großen Arbeitstisch, las und sah nicht gleich auf, hob nur die Rechte ein wenig und sagte: „Einen Augenblick, bitte!" Er war es ja gewohnt, in dieser Stunde täglich mit mindestens einem Dutzend verschiedener Anliegen behelligt zu werden, mit Anfragen oder Wünschen, mit Bitten und Forderungen.

„Also?" fragte er endlich und ließ das Blatt, in dem er gelesen, sinken. „Was soll's?" Beim letzten Wort wandte er sich erst zur Tür, sah die Kleine und lachte. „Du bist's, Ruth! Und ich dachte, es wäre die Abordnung der Herren Setzer, die mir wieder einmal den Stuhl vor die Türe stellen wollen. Na, davon weißt du doch nichts. Ist auch besser so. Komm doch mal näher heran. So, hast dich ja so fein gemacht! Das muß wohl ganz was Besonderes sein, was dich zu mir führt. Hast du eine Bestellung von deiner Mutter an mich? So sprich doch, Kind!"

Sie war auf den Fußspitzen herangeschlichen, bis dicht an den Schreibtisch, stand nun hier, rot vor Verlegenheit, mit den Händchen am Schürzenband, knickste und knickste wieder. Alles, was sie sagen wollte, hatte sie so schön sich ausgedacht, und nun konnte sie kein Wort herausbringen.

„Aber Ruth! Bist doch sonst nicht so schüchtern! Im Gegenteil, denk' ich. Also, was soll's?"

Da faßte sie allen ihren Mut zusammen, hob die Hände, bittend gefaltet, und stieß heraus: „Bitte, bitte, Herr Jürgeß, bitte, Max nicht fortschicken!"

Ueber das Gesicht des alten Herrn legte sich ein Schatten. Er hatte soeben noch gelacht, jetzt sah er sehr ernst und sorgenvoll aus. Und es klang ein starker Widerwille aus seinen Worten: „Hör' einmal, Ruth, schickt dich etwa Max zu mir?"

„Nein —" Sie schüttelte den Kopf, ein-, zweimal, sehr bestimmt. Sie sah Jürgeß offen an, aber ihre Augen wurden schon wieder feucht.

Es war im ganzen Hause bekannt: Ruth log nie. Sie war im Gegenteil eine kleine Wahrheitsfanatikerin, die lieber etwas Unangenehmes auf sich nahm, als auch nur eine Wahrheit verschwieg. So hatte Mama Genschow sie erzogen; aber es mußte wohl auch angeboren sein.

„Also du kommst ganz aus dir selber zu mir? Hm! Gesprochen habt ihr aber doch miteinander über den Kasus, was? Na ja — und Max weiß, daß du zu mir kommst?"

Wieder schüttelte sie den Kopf.

„Kind, wenn dir Max die Wahrheit gesagt hat, so mußt du eigentlich bei deinem hellen Verstand einsehen, daß es hier so nicht weiter gehen kann."

Er sagte „Kind", und es kam ihm ganz merkwürdig vor, daß er mit dem Kinde sich doch gleichsam in eine

Art von Unterhandlung einließ. Aber das Redaktionskind hatte so merkwürdige Augen.

Wieder faßte sie allen ihren Mut zusammen.

„Max ist gewiß faul gewesen. Aber er wird jetzt fleißiger sein, Herr Jürgeß, und — und keine Dummheiten mehr machen. Er — er wird sich ganz gewiß bessern, Herr Jürgeß, und ich möchte gern recht sehr für ihn bitten, lieber — guter — Herr Jürgeß — nicht fortschicken —“

Damit war es freilich zu Ende. So schön, wie sie sich ihre Rede ausgedacht hatte, war sie nicht geworden. Aber merkwürdigerweise verfehlte sie doch nicht einen gewissen Eindruck auf den alten Herrn. Er lächelte zwar wieder, doch das huschte nur so über sein Gesicht. Dann begann er ganz ernsthaft mit der kleinen Person zu sprechen.

„Sieh mal, Ruth,“ sagte er, „ich hab' mit Max hier versucht, was nur möglich war. Leicht wird es mir ja wahrhaftig auch nicht, mich von ihm zu trennen. Aber ich muß mich der Notwendigkeit fügen. Hier tut er nun einmal nicht gut. Ich kann nicht genug auf ihn achtgeben, und andern pariert der Schlingel nicht. So verbummelt er geradezu, und alle seine guten Anlagen verkümmern. Zur Selbstzucht — verstehst du, Ruth? — langt's bei ihm nicht. Wenigstens jetzt noch nicht. Er ist auch wohl in schlechte Gesellschaft geraten. Sieh mal, Kleine, du weißt nun gewiß, daß ein kluger Gärtner manchmal eine Pflanze, die nicht recht vorwärtskommen will, in einen andren Erdboden verpflanzen

muß. Das muß ich auch tun — mit dem Max. Zu seinem Besten! Und du willst doch auch, daß er ein tüchtiger Mensch wird — nicht wahr? Also muß es schon dabei bleiben, wie ich beschlossen habe —"

Während er sprach, wunderte er sich wieder darüber, daß er mit dem Kinde überhaupt über diese Angelegenheit so ernsthaft redete. Aber er sah dabei in Ruths Augen, und er sah immer wieder, wie merkwürdig aufmerksam, wie merkwürdig verständig und klug diese blauen Augen seinen Worten folgten.

Sie stand ganz still. Nur um die Lippen zuckte es dann und wann, und die Augen schimmerten feucht.

„Verstehst du mich, Ruth?" fragte er noch einmal

Da nickte sie, nickte noch einmal, knickste dann artig und wollte gehen.

Aber der alte Herr faßte ihre beiden Händchen.

„Hör mal, Kind — was wir hier gesprochen haben, bleibt unter uns. Der Max vor allem braucht gar nichts davon zu wissen." Auf eines Augenblicks Länge schwieg er, sah sie noch einmal an und sagte: „Bleib' Max eine gute Freundin, Kleine!" Und gab ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

---

## Drittes Kapitel.

Und die Zeit ging —

Ruth blieb das „Redaktionskind", der Liebling der Herren von „oben" und das Hätschelkind der Herren von „unten", der älteren Angestellten in der Expedition;

blieb auch, wenn sie, nun seltener, den braunen Schopf in den vorderen Maschinensaal oder in den Setzerraum hineinsteckte, die kleine Prinzessin der Maschinenmeister, der Metteure.

Sie schmökerte noch immer für ihr Leben gern. Aber sie las nun nicht mehr wahllos, was ihr in die Hand kam. Sie las in Auslese. Die wüsten Stöße der Rezensionsexemplare oben im Packzimmer der Redaktion, in denen sie früher geschwelgt hatte, waren jetzt sicher vor ihrem Heißhunger. Aber die Redaktionsbibliothek mit den Klassikern, den geschichtlichen und geographischen Werken mußte nach wie vor herhalten. Und nach wie vor las sie jede Nummer der „Feierglocken", sobald die ersten Bogen die Maschine verlassen hatten, von der ersten bis zur letzten Zeile. Nun schon mit etwas kritischerem Blick. Manchmal mußte Mama Genschow über den langen Backfisch lächeln, der über irgend einen Artikel räsonierte oder über ein Bild den wohlweisen Kopf schüttelte. Und manchmal bekam sogar Papa Genschow von der Jungfer Naseweis etwas wie einen Vorwurf zu hören: „Aber Papa, in der Nummer 20, zweite Seite, erste Spalte, siebente Zeile von oben habt ihr einen Druckfehler stehen lassen! Einen Druckfehler, der sich sehen lassen kann. In der Bauernnovelle. Weißt du, was da steht, schwarz auf weiß? ‚An jedem Markttag zog Vroni nach dem Städtchen, um ihre Mutter zu verkaufen!' Mutter anstatt Butter! — Na, ich gratuliere, die verehrten Leser werden mal lachen!"

Manchmal konnte sie wirklich etwas naseweis sein. Aber das war so recht der Fehler ihrer Jahre. Dieser Jahre, in denen solch junges Ding sich in dem seltsamen Uebergang vom Kinde zum erwachsenen Mädchen befindet. Und bei ihr kam diese Entwicklungsperiode fast zu früh. Mit vierzehn Jahren schien sie äußerlich schon erwachsen, war geistig merkwürdig herangereift.

Eigentlich hatte sich der Prozeß des Reifens schon von dem Zeitpunkte an zu vollziehen begonnen, an dem Max Jürgeß das Haus verließ. Wenigstens war sie ernster geworden, gesetzter und, fast plötzlich, eine Schülerin von brennendem Ehrgeiz. Es war fast, als ob der Abschied einen Stachel in ihrer jungen Brust zurückgelassen hätte. Vielleicht dachte sie: Der Max muß jetzt lernen, fleißig sein, sehr fleißig — da darfst du nicht zurückstehen.

Vielleicht hatte sie dann auch ein andrer Stachel vorwärts getrieben.

Als Max Jürgeß zum erstenmal auf Ferien im Elternhause war, schien zwischen ihnen beiden noch alles beim alten. Er war gut Freund, behandelte sie mit ein klein wenig Hochmut, nach Jungenart, und sie war selig, mit ihm zusammen sein zu können.

Aber bei jedem neuen Kommen hatte sich Max mehr und mehr verändert gezeigt; auch er war ernster geworden, hatte wirklich arbeiten und streben gelernt; der Unterschied der Jahre und der Interessen machte sich geltend. Vielleicht war er sogar gleichmäßiger freundlich zu ihr als früher. Doch die frohe Gemeinsamkeit war

verloren und die Unbefangenheit auch. Er kam, versäumte nie, zu Genschows hinabzusteigen, um der kleinen Freundin die Hand zu drücken. Aber es war ein „Hinabsteigen", auch im geistigen Sinn. Max Jürgeß begann, vielleicht unbewußt, sich als Verlegersohn zu fühlen. Und wenn er abreiste, wurde der Händedruck jedesmal kühl und kühler.

Da biß sie die Zähne zusammen, weinte auch wohl einmal ein kleines Tränchen. Stürzte sich in ihre Arbeit mit dem gesunden Instinkt: so wirst du es am leichtesten überwinden. Und überwand's.

Nun schmerzte es längst nicht mehr, wenn Max Jürgeß ihr mit dem Wohlwollen seiner beginnenden Manneswürde begegnete. Und sie freute sich nur, daß er auf gutem Wege war. Im Herbst hatte er sein Abiturium bestanden, jetzt studierte er in Heidelberg. Vater Jürgeß hatte darauf bestanden, daß er seinen Doktor bauen müsse, diesmal mit der ausdrücklichen, lächelnd abgegebenen Erlaubnis: „Kannst auch erst mal die Freude des studentischen Lebens auskosten, mein Junge. Ein Philister bin ich nicht, und jung war ich auch einmal."

* * *

Ruths wirklichen Geburtstag kannte niemand. Bei ihrer Auffindung war auch über diese Frage im Kreise der debattengewöhnten Redaktion viel debattiert worden, und nachdem die sachverständige Frau Knurre ihr Urteil dahin abgegeben hatte, das Kind müsse etwa sieben Wochen alt sein, war zum Beschluß erhoben worden,

daß der 30. März ihr Geburtstag sein sollte. Einen Geburtstag mußte sie doch haben. Gefeiert war er seither auch stets worden, sogar sozusagen doppelt. Einmal nämlich im engsten Familienkreise der Genschows, mit all der Liebe, die wirkliche Eltern haben; dann seitens der Redaktion in mit der Zeit wachsendem Geschenkumfang: von der Tüte mit süßem Inhalt über die Periode der Bilderfibeln und der Puppen bis zu allerlei Nützlichem und zu schönen Büchern. Denn wenn Ruth gefragt wurde, was sie sich wünsche, waren es regelmäßig, nun schon seit Jahren: Bücher und immer wieder Bücher!

An jedem 30. März aber war bisher auch Herr Leicht, der Kassierer, mit dem scharf angespitzten Bleistift „oben" erschienen und hatte Gotthardt gnädigst Einblick in das Konto des „Redaktionskindes" gewährt. Da Papa und Mama Genschow keinen Heller von den Gehaltsabzügen der Redaktionsmitglieder annahmen, im Gegenteil diese dauernd fortgesetzte Sammlung für „ihr Kind" mit ziemlicher Mißgunst betrachteten, so wuchs das Konto recht stattlich an; zumal sich darin wiederholt einige Posten zeigten, mit höheren Ziffern, die eine ganz merkwürdige Art der Buchung aufwiesen. „Bei Gelegenheit des 50000. Abonnenten", hieß es da z. B.; „Zum 80000. Abonnenten" usw.

Für Ruths Zukunft war also gesorgt. Eine Kapitalistin und eine „gute Partie" wurde sie zwar nicht, aber es würde ihr jedenfalls das Studium, das Genschows für sie planten, einmal ermöglicht sein, und

es blieb dann immer noch eine „Reserve für alle Fälle".

So war das Redaktionskind vierzehn Jahre alt geworden, und sein Geburtstag fiel fast zusammen mit der Konfirmation.

Wenige Tage vorher war Gotthardt während Ruths Schulstunden zu Genschows gekommen: „Lieber Kollege, bitte begleiten Sie mich doch freundlichst zu Ihrer Frau Gemahlin. Wir müssen etwas Unaufschiebliches wegen Ruth besprechen."

„Unten" hatte es dann eine große, schmerzliche Szene gegeben.

Denn Gotthardt hatte den beiden alten Herrschaften auseinandergesetzt, daß er es für seine ernste Pflicht halte, getreu der ursprünglichen Verabredung, Ruth am Tage ihrer Konfirmation von ihrer Herkunft zu unterrichten. Oder, falls es Genschow lieber wäre, sollten sie selber die schwierige Aufgabe übernehmen.

Mama Marianne bekam fast einen Weinkrampf, Papa Genschow zerrte und zerrte an den Knöpfen seines ewigen schwarzen Gehrocks, als ob er jeden einzeln abreißen wollte. Wozu das alles? Ruth sei ihr Kind, bleibe ihr Kind in alle Ewigkeit! Eine Barbarei gegen sie, eine Hartherzigkeit sondergleichen gegen Ruth selber wäre es, dem Kinde diese Eröffnungen zu machen!

Aber Gotthardt blieb, wie es seine Art war, unerschütterlich fest. Er wies vor allem daraufhin, daß diese Mitteilung, die doch einmal erfolgen müßte, von Jahr zu Jahr schwieriger würde. Und wenn nun Ruth

sich einst verheiratete? Sollte man ihr dann erst eröffnen, daß sie ein angenommenes Kind wäre? Ueberhaupt: im heutigen Rechtsstaat kämen für jeden heranwachsenden Menschen, Mann wie Mädchen, Momente, wo er seine Papiere brauche: die Eintragungen in die staatsamtlichen Register, den Taufschein. Wollte, durfte man es dem Zufall überlassen, daß Ruth bei solcher Gelegenheit, ganz unvorbereitet, Einblick in ihre Verhältnisse gewönne?

Frau Marianne rang die Hände. Sie flehte Gotthardt an, die Sache noch einmal zu überlegen, die Entscheidung mindestens noch zu vertagen. Der Vater machte seine verlegensten, schüchternsten Augen; er sah wohl ein, daß Gotthardt recht hatte, aber auch ihm zerriß der Gedanke an die bevorstehende Veränderung das gute, alte Herz.

„Dann ist Ruth ja nicht mehr unser Kind!“ stöhnte die Mutter immer wieder.

„Ich denke und hoffe,“ meinte Gotthardt, „unsre Ruth wird es nach wie vor bleiben. Ich fühle, sie wird sogar mit doppelter Dankbarkeit und Liebe an Ihnen beiden hängen, wenn sie weiß, wie unendlich viel Güte Sie dem fremden Findling erwiesen haben.“

Ueberzeugen konnte er trotz aller Beredsamkeit nicht. Und als er die Treppe wieder hinaufstieg, war er, der sonst in seinen Entschlüssen Unerschütterliche, einigermaßen schwankend geworden. Lange saß er nachher an seinem Arbeitstisch, ließ Redaktionsarbeit, was sonst nie vorkam, Redaktionsarbeit sein; sann und sann.

Da brachte der nächste Tag die Entscheidung von einer Seite her, an die niemand gedacht hatte.

Unter der Frühpost befand sich ein Einschreibebrief aus Valparaiso, unter der persönlichen Adresse von Doktor Harro Gotthardt.

Als er gewohnheitsmäßig mit dem langen, spitzen Briefaufschneider den Umschlag öffnete, fiel ihm ein Scheckformular entgegen. Er nahm es, las es: es war ein Scheck, ausgestellt von der Firma Lahusen & Co. in Valparaiso auf Schröder & Co. in Hamburg, lautend über zweitausend Mark, zahlbar an Doktor Harro Gotthardt. Merkwürdig! dachte er. Sollte ein chilenischer Verleger den kuriosen Gedanken haben, einen meiner Romane ins Spanische übersetzen zu lassen? Und seit wann zahlen denn die Leute jenseits des großen Ententeichs, in Nord- und nun gar in Südamerika, so anständige Honorare? Nun — wir werden ja sehen!

So entfaltete er den Brief.

Eine etwas steife, kritzlige, schwer lesbare Frauenhandschrift —

Er las die ersten Worte, ließ den Brief sinken und lehnte sich schweratmend in den Arbeitsstuhl zurück. Es war ein Brief von Ruths Mutter!

„Fast genau vierzehn Jahre werden verflossen sein, seit eine tiefunglückliche Mutter angstvoll bebenden Herzens die Treppen zu Ihrer Redaktion hinaufstieg, um Ihnen, dem unbekannten Manne, das Liebste, was sie auf dieser Welt besaß, anzuvertrauen.

In diesen langen vierzehn Jahren habe ich nichts von meinem geliebten Kinde gehört. Woche um Woche nur habe ich hier in der Fremde Ihre ‚Feierglocken' gesehen, gelesen, und Woche um Woche stieg dabei aufs neue das Bild meiner Ruth vor mir auf. Immer wieder gedachte ich dabei in tiefer Dankbarkeit Ihrer! Und wenn die Sorge um mein Kind mich erdrücken wollte, richtete ich mich an dem Vertrauen zu Ihnen, zu Ihrer Großmut und Güte auf. Es gibt, glaube ich, ein untrügliches Gefühl, das über Meer und Länder hinüberreicht. Mich hat dies Gefühl vor der Verzweiflung bewahrt in den schwersten Stunden meines Lebens.

Wie oft habe ich geschwankt, Ihnen schreiben wollen, Nachricht über Ruth erbitten. Denn die Sehnsucht war oft unerträglich, warf mich zu Boden, so daß mir der Tod als das mindere Leid erschien. Aber die Verhältnisse waren immer stärker als ich. Sie sind es heute noch. Auch heute noch, wo ich doch mit froherer Zuversicht in die Zukunft sehen darf.

Noch kann ich mich nicht offenbaren. Aber den Tag hoffe ich doch zu erleben, an dem ich meine Ruth in die Arme schließen darf, an dem ich auch Ihnen danken kann. Meine Verhältnisse haben sich mindestens äußerlich derart gebessert, daß ich auch in der Lage bin, für Ruth Sorge zu tragen. Sie finden, hochgeehrter Herr, anliegend in einem Scheck den Betrag von zweitausend Mark, den ich ganz nach Ihrem Ermessen für Ruth zu verwenden bitte. Weitere Sendungen sollen folgen.

Und nun eine herzinnige Bitte. Ich schrieb Ihnen in jenem verzweifelten Brief, den Sie an Ruths süßem, kleinem Körper gefunden haben werden: Sollten Sie ihr einst eröffnen, vielleicht wenn sie erwachsen ist, welches Schicksal Ruth und Sie zusammenführte, so rauben Sie ihr nicht die Achtung vor ihrer unglücklichen Mutter! Ruth ist nun vierzehn Jahre, und der Zeitpunkt ist gewiß gekommen, an dem sie begreifen und verstehen kann, was ich damals hinzufügte und was ja auch heute noch gilt: daß es Verhältnisse gibt, die stärker sind als der stärkste Wille, stärker sogar als die Mutterliebe. Sagen Sie ihr das, und sagen Sie ihr auch, ich flehe Sie an, daß ich in schmerzlicher und zugleich glückseliger Sehnsucht die Stunde herbeisehne, in der ich meine geliebte Ruth ans Herz nehmen kann.

Ich bitte noch um eins: Geben Sie mir eine Nachricht über mein Kind unter 2369 an die Adresse des Bankhauses Lahusen & Co. in Valparaiso. Aber versuchen Sie nicht, auf dem gleichen Wege Nachrichten über mich einzuziehen. Die Herren kennen mich nicht, und ich habe Vorsorge getroffen, daß mich zwar Ihr Brief erreichen kann, daß aber alle andern Spuren meines Daseins verborgen bleiben.

Die Hand zittert, die diesen Brief schreibt, und das arme Herz bebt bei dem Gedanken: Wie sieht meine Ruth aus? Wie ist sie? Wie wird sie Ihre Mitteilungen aufnehmen? Seien Sie barmherzig, hochverehrter Herr, und lenken Sie auch das Fühlen des Kindes zur Barmherzigkeit, zur verstehenden Liebe!"

Jede Unterschrift fehlte.

In tiefem Sinnen las Gotthard wieder und wieder. Jede Zeile, jedes Wort des ersten Briefes, den er von Ruths Mutter erhalten, tauchte dabei vor seiner Erinnerung auf. Damit die ganze Szene des damaligen Findens. Er sah den kleinen Korb wieder vor sich; er hörte wieder Frau Knurres Entrüstung: „So ein Luder von Mutter!“ Seine eignen Worte fielen ihm ein: „Es ist wohl auch ein echter, ehrlicher Schmerz, der aus dem Briefe spricht — trotz aller Phrasenhaftigkeit.“

Vierzehn lange Jahre hatte die Mutter schweigen können, und nun sie schrieb, tönten ihm dieselben phrasenhaften Wendungen aus ihrem Briefe entgegen, die aller Empfinden damals verletzt hatten. Etwas Gesuchtes, Geschraubtes, Hohles klang daraus.

Arme kleine Ruth!

Und doch! Damals hatte er gesagt: „Ich will nicht richten!“

Es war heute nicht anders. Auch heute mußte er sich sagen: Wer vermag die Verhältnisse zu beurteilen, die diese unglückliche Mutter zu der Trennung von ihrem Kinde bewogen hatte, die sie heute noch an der Erfüllung der einfachsten Mutterpflichten hindern!

Vielleicht war doch auch ihre Sehnsucht echt und ehrlich. Wäre sie es nicht, sie hätte ihr Kind wohl ganz vergessen!

Aber nicht nur das beschäftigte ihn. Es gab noch etwas andres, das ihm die Stirn in Falten zwang,

obgleich es eigentlich das natürlichste von der Welt war: Ruths Mutter wahrte sich in diesem Briefe die Ansprüche auf ihr Kind!

Vierzehn lange Jahre hatte sie schweigen können. Vierzehn lange Jahre hatte sie alle Sorge für Ruth fremder Liebe überlassen. Und nun tauchte sie plötzlich auf, sandte Geld, bat um Nachricht, stellte ihr Kommen in, wenn auch ungewisse, Aussicht!

Er versuchte sich ein Bild dieser Mutter zu konstruieren. Es wollte ihm nicht gelingen. Aber er empfand immer wieder: Arme Ruth! Und dann doch auch: Ihr guten, alten Genschows! Da kommt nun vielleicht die Fremde und raubt euch, was euch vierzehn Jahre zu eigen gaben. Euch — und schließlich uns allen! Unser liebes Redaktionskind!

Trotzdem — trotz allem: jetzt war es doppelte Pflicht, Ruth über ihre Herkunft aufzuklären. Pflicht gegen sie, Pflicht doch auch gegen die Mutter. Denn Mutterrecht bleibt Mutterrecht. Es kann auch durch vierzehn Jahre des Schweigens nicht ganz ausgelöscht werden.

* * *

Sie stand in ihrem schlichten, schwarzen Konfirmationskleide vor ihm. Das kleine Goldkettchen mit dem Kreuz, das ihr die Redaktion an diesem Tage geschenkt hatte, trug sie um den schlanken Hals.

Er hatte so liebevoll, so väterlich zu ihr gesprochen, wie er es nur vermochte. Eine sanfte Rührung war

dabei in ihm aufgestiegen. Seiner eignen Mutter gedachte er, der längst Heimgegangenen, und wie er sie geliebt, wie sie ihn geliebt hatte. Und während er zu Ruth sprach, konnte er von dem Vergleich nicht loskommen zwischen jener und der Mutter dieses armen Kindes, die bisher nichts für die Tochter gehabt hatte als Worte. Als Worte — ja, und einen Scheck über zweitausend Mark.

Aber von der Bitterkeit, die darüber in seiner Seele war, sollte Ruth nichts empfinden. Am allerwenigsten zu dieser Stunde, an diesem Tage. So sprach er wie ein Anwalt für die ferne Mutter, sprach von der Macht der Verhältnisse, von ihrer Sehnsucht, von ihrem Schmerz, von ihrer Liebe.

Vor ihm auf dem Tisch lagen die beiden Briefe, die er Ruth heute übergeben wollte. Seine Linke ruhte darauf. Mit der Rechten hielt er die Hand des Kindes umfaßt. Nur zuerst, als er ihr sagte, daß sie nicht die rechte Tochter von Vater und Mutter Genschow sei, hatte die Hand ein paarmal jäh aufgezuckt. Nun lag sie längst starr, wie leblos in der seinen.

Er wußte, daß er gut gesprochen hatte. Er glaubte, daß er überzeugend gesprochen hatte. Recht zufrieden war er doch nicht mit sich, und als er schloß, hatte er eine Empfindung, wie sie wohl ein Anwalt haben mag, der eine schlechte Sache vor Gericht glänzend verteidigt hat. Noch einmal nahm er einen Anlauf: „Ruth, meine liebe, kleine Ruth, so hast du denn heute zu den Eltern, die dich mit so viel Sorgfalt und Treue behütet und

erzogen haben, ein neues, schönes hinzugewonnen, die Mutter, mit der dich die engsten und innigsten Fäden verbinden sollen. Sie mußte dir fern bleiben in ihrem Leid. Nun ist sie heute, mit all ihrem Fühlen, mit all ihrer Sehnsucht bei dir. Sie hält dich im Geiste umschlungen, hält dich an ihrer Brust. So sang Gerok, dessen Palmblätter ich ja heute auf deinem Konfirmationstisch sah: So ruht sich's nirgends in der weiten Welt, als wenn die Mutter uns am Herzen hält!"

Und nnn stand er — und wartete.

Aber das schmale, feine Mädchengesicht, unter dem dunklen glatten Scheitel, das bei seinen ersten Worten aufgeglüht war in tiefster Erregung, war nun starr und leblos wie die Hand, die in der seinen ruhte. Die Lider waren tief über die Augen herabgesunken, die langen seidenen Wimpern verdeckten die Pupille fast ganz. So konnte er auch in diesen Augen nicht lesen, was in der Seele des Kindes vorging. Gleich einer Maske lag es über dem Gesicht.

Aber als er sie ansah, wartend und forschend, bemerkte er eigentlich zum ersten Male, wie schön dies Gesicht geworden war. Er hatte kaum je darauf geachtet, ob „unser Redaktionskind" mehr oder weniger hübsch war, hatte sich immer nur ihres Wesens erfreut. Vielleicht hatte er sogar, früher, einmal gedacht: ‚Hübsch ist die Ruth nicht, das Gesicht ist ein bißchen unregelmäßig.' Nun staunte er, wie sich dies schmale Gesicht verändert hatte. Die leichten Unregelmäßigkeiten hatten sich ausgeglichen, die Züge waren ebenmäßig geworden, wie

eine schlanke Blume wuchs der Kopf aus der schwarzen Halskrause heraus. Es war noch ein Kindergesicht, selbst jetzt in der Starrheit des Ausdrucks, aber es lag ein Hauch des Werdens darüber, des Werdens zum Weibe. Sie sprach immer noch nicht, sie stand wie versteinert. Nur die junge Brust hob und senkte sich leise.

Dann, endlich, öffneten sich die Lippen ein wenig, als wollten sie sprechen. Aber es währte auch jetzt noch ein paar Atemzüge, bis Ruth leise fragte, zögernd, mit einer ganz eigen tonlosen Stimme: „Darf ich — darf ich die Briefe — da — lesen?"

„Gewiß, liebe Ruth, ich habe sie ja hier, um sie dir zu geben."

Sie löste langsam ihre Hand, sie nahm die Bogen und trat ein wenig seitwärts.

In ihm keimte plötzlich ein Empfinden: Du mußt sie jetzt allein lassen, allein mit den Briefen ihrer Mutter. Es ist ja für sie wie ein Wiederfinden. Das kann man nur allein begehen.

So verließ er das Zimmer.

Draußen aber ging er rastlos auf dem Flur auf und ab, und seine Gedanken gingen mit ihm. Wie merkwürdig doch das Kind seine Eröffnung aufgenommen hatte! So starr, so wortlos. Nicht zu erkennen, ob sie beglückt, ob sie auch nur erschüttert war. Beglückt? Ein wirklich reines, ungetrübtes Glück freilich konnte seine Mitteilung ihr nicht gebracht haben. Aber sie mußte doch fühlen, daß etwas Großes, Neues in ihr Leben getreten war.

Ein merkwürdiges Kind, diese Ruth! Daß man das früher nie bemerkt hatte. Nun ja, man geht wohl oft gerade an den Menschen, die man täglich sieht, wie ein Blinder vorüber. Und dann: solch junge Mädchenblüte, gerade in diesen Jahren, formt sich so merkwürdig schnell um. Zum Erstaunen! Man könnte vielleicht immer neue Wunder erleben, wenn man die Augen offen hielte. Merkwürdig! Merkwürdig, daß er so blind gewesen. Er, der doch als Romanschriftsteller eigentlich, gleichsam von Berufs wegen, Menschen überall zu studieren suchte. Und war an dem Redaktionskinde vorübergegangen mit verschlossenen Augen. An unserm Redaktionskinde — an unsrer lieben, kleinen Ruth!

Wohl zehnmal war er den langen Gang hinauf und hinab gegangen. Blieb ein paarmal stehen, horchte an der Tür seines Zimmers, lächelte über sich selber, ging wieder weiter —

Und dann trat er, plötzlich von Ungeduld beseelt, ein.

Ruth stand noch immer auf der gleichen Stelle. Die Briefbogen hielt sie in der schlaff herabhängenden Hand. Das sonst so aufrechte Köpfchen war ein wenig zur Seite geneigt.

Er sah sofort: sie hatte geweint. An den langen Wimpern hingen noch ein paar Tränen.

Die Briefe müssen sie doch gepackt haben, dachte er. Mein Gott, es konnte ja gar nicht anders sein. Das Kind erhielt das erste Lebenszeichen der Mutter. Das mußte sie ja ergreifen.

Ganz wunderlich war es: er freute sich, daß die anfängliche Starrheit von Ruth abgefallen war, und dahinter stand doch eine leise Enttäuschung, daß sie vielleicht die Phrasenhaftigkeit der Briefe nicht deutlich empfunden hätte. Ja, er dachte weiter: nun wird sie wohl bald nicht mehr recht unser Redaktionskind sein! Etwas wie ein Schmerz war bei dem Gedanken.

„Nun, liebe Ruth?“ sagte er.

Da sah sie auf. Und er bemerkte erst jetzt, daß um den Mund immer noch der herbe, schmerzliche Zug lag. Keine Glückstränen konnten es doch nicht gewesen sein, die sie geweint hatte.

Sie sah auf, sah ihn an, trat plötzlich an den Schreibtisch und legte die Briefe auf seine Mappe.

„Ich danke sehr, Herr Doktor —“

In ihrer Stimme war ein kleines Schwanken.

„Nun, Ruth —“ Auch er war merkwürdig unsicher, wollte eigentlich sagen: Das war doch einmal eine Glücksstunde! und brachte nach einigem Zögern, immer unter dem Eindruck ihres unerklärlichen Wesens, nur heraus: „Was soll ich der fernen Mutter, die sich nach ihrem Kinde sehnt, schreiben, Ruth? Oder — gewiß — du schreibst lieber selbst?“

Sie blickte wieder zu Boden, sah nach ein paar Atemzügen auf und öffnete die Lippen. Dann war es wie vorhin: es währte einige Zeit, bis sie wirklich sprach.

„Wenn Sie so gütig sein würden, Herr Doktor — zu schreiben.“ Sie sagte es, als ob sie das Wort Mutter dabei absichtlich ausgelassen hätte.

Und dann hörte er nur noch ein einziges, kurzes Aufschluchzen, und Ruth war zur Tür hinaus. Auf dem Flur verhallten schon ihre flüchtigen Schritte.

Flüchtig! Es war wirklich, als wäre sie geflohen. —

Ein halbe Stunde später kam Mama Genschow, die sich sonst nie in der Redaktion sehen ließ, herauf. Bebend vor Erregung, aber in dem guten, vielfaltigen Gesicht strahlende Glückseligkeit.

„Wie war sie bei Ihnen? Wie hat sie es aufgenommen?“ fragte sie. „Lieber Gott — lieber Gott — aus dem Kinde ist ja nichts herauszubekommen. Aber denken Sie, herunter kommt sie, in meine Stube und in meine Herzensangst hinein, fliegt mir an den Hals, umklammert mich fest, immer fester, flüstert nur immer wieder: ‚Mein liebes, liebes Muttchen! Mein einziges, liebes Muttchen! Ich habe dich — ich habe euch alle ja so lieb!‘ Und nun sitzt sie ganz still am Fenster. Ja — und ich mag auch nicht mit ihr darüber sprechen. Ich denke, sie muß das alles mit sich selber abmachen. Ja — aber das weiß ich, ich bleibe nun doch ihr Muttchen. Und sie bleibt unser Kind, unsre Ruth. Nun ja, lieber Herr Doktor“ — ein Lächeln trat auf die Lippen von Frau Marianne, ein fast schalkhaftes Lächeln, das einen Schimmer längst entschwundener Jugendlichkeit heraufzauberte — „nun ja, lieber Herr Doktor Gotthardt, sie bleibt mein Kind, unser Kind! Aber eifersüchtig bin ich ja nicht — in dieser Beziehung — sie bleibt auch unser Redaktionskind! Gottlob — die Ruth!“

Am Abend in seiner Junggesellenbehausung, schrieb Harro Gotthardt einen langen Brief. Ihm wurde eigen warm dabei. Aber der Brief war eigentlich doch nur ein Bericht. Ein langer, pflichtmäßiger Bericht, nicht mehr, an die ferne Mutter in Südamerika.

---

## Viertes Kapitel.

„Wir sind aber wirklich riesig gewachsen.“ Herr Max Jürgeß sagte es. Er saß in seinem patenten, grauen Sommeranzug, den Panama ziemlich tief im Nacken, die zierlichen, gelben Strandschuhe übereinandergelegt, im Schoß die mausegrauen Glacé und eine rote Blüte im Knopfloch, im kleinen Gärtchen Ruth gegenüber und schmunzelte vergnügt. „Wir sind aber wirklich noch riesig gewachsen.“

„Ich höchstens noch einen halben Zentimeter im letzten Jahre. Wenn du von ‚wir‘ sprichst, mußt du also wohl dich meinen.“

„Mich? Bewahre. Ich hatte schon vor Jahren das Gardemaß. Nein, teuerste Ruth, ich meinte dich!“

„Dann irrst du, Max. Irren ist menschlich. Aber jedenfalls ist das ‚Wir‘, das du beliebtest, unlogisch.“

„Ihr seid hier ja eine erstaunlich logische Gesellschaft. Ja, und du bist dazu eine kleine, allerliebste Kratzbürste geworden.“

„Ich wehre mich nur meiner Haut. Gnädig laß ich mich nicht behandeln, am wenigsten von einem

gewissen Dr. juris utriusque Max Jürgeß, wenn höchstderselbe auch ein erstaunlich eleganter, junger Herr in Paris geworden sein will."

„Waren wir immer, Ruth! Schon vor Paris."

„Wenn du es nur selber findest — das genügt dir ja jedenfalls."

Sie waren, auf allerlei Umwegen, jetzt zu einem artigen Neckfuß gelangt, Ruth und Max Jürgeß. Bei jedem Wiedersehen konsolidierte sich dieser angenehme Zustand fester. Er machte ihr, sie hatte ganz recht, ein wenig von oben herab die Cour, und sie wurde immer stachliger. Ganz in der normalen Backfischart, ganz holde und manchmal auch „unholde Siebzehn". Denn sie näherte sich nun dem siebzehnten Lebensjahre und dem Abschluß der Schulzeit.

Uebrigens standen sie sich jetzt vortrefflich; weit besser als während seiner Universitätsjahre, nämlich noch viel harmloser. Für ihn war sie die „kleine Ruth", wenn er auch fand, daß sie „riesig gewachsen" wäre, die kleine Ruth, die wirklich „recht hübsch zu werden versprach". Für den flotten, jungen Herrn, der nun in einem Pariser Geschäft als Buchhandlungsvolontär tätig war, um seine Sprach- und Weltkenntnisse abzurunden, war sie im Grunde doch immer nur eine „Urlaubsepisode". Und für Ruth war der patente Dr. juris utriusque der Jugendfreund, an dessen Entwicklung man gern Anteil nahm, aber auch nicht mehr. Man freute sich, wenn man sich wiedersah, und schüttelte sich ohne jeden Abschiedsschmerz die Hand, wenn man schied.

‚Ein netter Käfer!‘ dachte er. — ‚Eigentlich immer noch ein guter Junge, wenn er auch schrecklich gebügelt und geschniegelt ist,‘ dachte sie. Und er dachte darüber hinaus schon an die Pariser Boulevards, an die große Sarah Bernhard oder die Rejane, an eine Fahrt nach Versailles oder vielleicht auch an eine kleine, kokette, graziöse Französin. Und sie dachte an ihre Abschlußprüfung, an ihre geliebte Redaktion, an ihre Zukunft.

Vor allem an ihre Zukunft.

Als vor Jahren Max Jürgeß, der Gymnasiast, der gar nicht guttun wollte, das Vaterhaus verlassen mußte, um endlich einmal arbeiten zu lernen, hatte das den ersten Einschnitt in ihr junges Leben bedeutet. Der Abschiedsschmerz hatte sie vorwärtsgetrieben, ihre eigne Arbeitslust geweckt. Unendlich tiefer aber war der Einschnitt gewesen, den Gotthardts Mitteilung an ihrem Konfirmationstag hervorrief. Er hatte, mit dem Einblick in ihre Herkunft, sie vor ganz neue Fragen gestellt, vor Schmerz und Leid, vor Sorge für das, was da kommen konnte. Sie hatte schwer gelitten. Hatte das in ihrer frischen Jugendkraft wohl wieder überwunden, aber es war doch eine Fülle der Keime zurückgeblieben, die Wurzeln trieben und weitersproßten. „Unsre Ruth ist still und ernst geworden,“ hieß es oft. Und Mutter Genschow seufzte wohl bisweilen: „Das Kind arbeitet zuviel. Rastlos arbeitet Ruth — man könnte geradezu Angst um ihre Gesundheit haben.“

„Uebrigens, Mademoiselle Gratte-bosse,“ begann Max Jürgeß wieder, mit lächelndem Wohlwollen sein

schlankes, hübsches Gegenüber im lichten Sommerkleidchen betrachtend, „übrigens ist das hier, wenn ich mich recht erinnere, dieselbe Stelle, an der ich Hochderselben vor einigen und etlichen Jahren das wichtige Geständnis machte, daß Papa Jürgeß einen ungeratenen Sohn hätte.“

„Erinnere mich lieber nicht daran. Du warst kein besonders erbaulicher Genuß damals.“

Er verbeugte sich ironisch. „Aus deiner grazilen Redewendung könnte ich fast entnehmen, daß ich heute schön anzuschauen bin — könnte ich, wenn ich eitel wäre.“

„Ihr Männer seid alle eitel.“

„Erlaube mal, Ruth, es stehet geschrieben, daß der Frauen Erbsünde die Eitelkeit wäre.“

„Erlaube mal, Max, daß ich dir ein artiges Sprüchlein vom Meister Heyse zitiere: ‚Wenn die Weiber nicht eitel wären, die Männer könnten sie es lehren!‘“

„Sehr niedlich. Wie belesen du bist. Ja — aber ich wollte dir eigentlich wieder auf diesem Schicksalsplatz eine wichtige Mitteilung machen. Wenn du schweigen kannst —“

„Verschwiegenheit nützt alle Zeit; Geschwätzigkeit bringt Herzeleid! sagt das Sprichwort. Du darfst annehmen, daß ich verschwiegen bin wie ein gut gepflegtes Grab, das heißt, wenn deine Mitteilung interessant sein sollte. Sonst behalte sie lieber für dich.“

„Scherze nicht, Ruth. Sie wird dich sogar im höchsten Grade interessieren, und sie ist ernst genug.“

„Ich höre."

„Also: heute wurde ich der Ehre gewürdigt, einer besonderen Konferenz zwischen Vater und Gotthardt beizuwohnen. Den äußeren Anlaß gaben die schlechten Nachrichten, die über Doktor Lüdenscheid eingetroffen sind von dem dirigierenden Arzt des Sanatoriums. Sechs Monate liegt er nun schon dort."

„Der Aermste," sagte Ruth warm. „Vor einem Jahre noch so rüstig und nun diese schleppende Krankheit."

„Es steht sehr schlecht mit ihm. Papa war ganz erschüttert. Kein Wunder, daß es ihm so nahe geht. Sechzehn Jahre hat Lüdenscheid an der Spitze des Blattes gestanden. Ja — ein Glück für uns, daß Gotthardt so überaus tüchtig ist."

Sie sprachen nun beide ernst. Und ernst waren die beiden jungen Gesichter.

„Herr Doktor Gotthardt ist in den letzten Jahren ja eigentlich schon der Leiter des Blattes gewesen," warf sie lebhaft ein. „Ueberall, wo man hinsah, spürte man seine Hand, seinen Geist. Du hast das aus der Fremde vielleicht gar nicht so verfolgen können, Max. Wenn wir aber Fortschritte machten, so geschah es durch ihn. Nicht zuletzt auch durch seine Romane. Die ‚Hagestolze von Bernin' waren wieder ein ganzer, ein großer Erfolg."

„Immer noch das echte Redaktionskind! Und nebenbei scheinst du ein bissel für Doktor Gotthardt zu schwärmen."

„Aber Max!"

„Nun, warum solltest du nicht für ihn schwärmen? Andre tun es auch. Nicht nur zehntausend deutsche Jungfrauen, auch sehr ernste Geschäftsmänner. Aber wir wollen nicht abschweifen, sondern ich will dir nur verraten, daß Vater auf Gotthards Antrieb zum ersten Oktober das ganze Geschäft nach Berlin verlegt."

„Ah —" machte sie erstaunt und sah ihn, eigentlich zum erstenmal heute, voll an. „Nach — Berlin —"

Er nickte und begann ihr die Gründe für die Uebersiedlung auseinanderzusetzen: wie Berlin, die Reichshauptstadt, doch allmählich mehr und mehr zu einem der wichtigsten literarischen und künstlerischen Zentralpunkte Deutschlands geworden wäre, daß in Berlin die größten graphischen Institute beständen. Aber während er sprach, wunderte er sich, daß er das alles dem Mädchen dort drüben erzählte, fast wie einem Fachkollegen. Was ging das alles eigentlich Ruth an? Was verstand Ruth davon?

Und er sah auch; sie saß fast da wie eine Träumende. Nun wieder mit gesenkten Augen, die schmalgliedrigen Hände im Schoße zusammengefaltet. Dann und wann wehte der leise Wind aus den Baumwipfeln eine kleine, weiße Blüte herab und in ihr dunkelbraunes Haar. Sie achtete gar nicht darauf.

‚Woran das Kind wohl denkt?' dachte er. Sie sah wirklich in diesem Augenblick wieder ganz kindlich aus. Und da fragte er es laut.

„Woran ich dachte, Max? Ja, das ist gar nicht so leicht zu sagen. An das Scheiden von hier dachte

ich, und wie das den Aelteren doch sehr schwer werden wird; gerade auch meinen lieben Eltern. An diese stille Ecke hier dachte ich, mit ihrem Frieden und all ihren Erinnerungen." Sie hielt einen Moment inne und sah auf. „Aber dazwischen mußte ich doch immer wieder an die ‚Feierglocken' denken und an so manchen Fortschritt, der erst in Berlin möglich sein wird. Herr Doktor Gotthardt weiß schon, was er will. Und dein Papa erst recht —"

Sie schien noch weitersprechen zu wollen. Doch da kam gerade Frau Genschow über den Hof getrippelt, in dem guten, faltigen Gesicht die Erregung derselben Nachricht, die die beiden Jungen hier soeben verhandelten; der Entschluß des Verlages mußte also doch nicht geheim gehalten worden sein, und wahrscheinlich hatte Papa Genschow ihn gerade eben beim Kaffeestündchen an Frau Marianne weiterkolportiert.

Die Erregung stand in dem alten Gesicht, aber sie schien keine freudige. Ruth bemerkte es sofort; die Unterlippe von Mama Genschow hing wie trostbedürftig herab, und die Augenlider zuckten ein wenig. Und nun wollte Frau Marianne reden. Aber da sah sie Max Jürgeß, den die Hausecke bisher ihrer Sicht verdeckt hatte, und es blieb bei dem Wollen. Denn sie war in seiner Gegenwart immer etwas verlegen, wußte nie recht, wie sie sich zu ihm stellen sollte, zu dem großen, eleganten, jungen Herrn, dem Sohn des Chefs, dem sie doch, als er noch klein war, so manche Mußstulle und auch so manchen Klaps verabreicht hatte.

„Ja, ja, Mama Marianne!“ sagte er schnell, um ihr über die kleine Verlegenheit fortzuhelfen. „Ich sah es ja an Ihrer Nasenspitze, liebe Mama, daß Sie alles wissen. Nun wollen wir nur schnell zu dreien einen lustigen Ringelreihen tanzen.“ Und er streckte lachend seine beiden Hände aus. „Einen Ringelreihen zu Lob und Preis von Berlin. In Berlin ist es fein — in Berlin woll'n wir sein —“

Aber da war es mit ihrer Fassung zu Ende.

Die Tränen schossen ihr in die Augen. „Ach, Herr Max — ja, so sprechen Sie!“ jammerte sie. „Wir Alten aber, was sollen wir in der Großstadt? Wir Alten, wir können uns da doch nicht mehr einleben. Vater nicht, und ich auch nicht. Jetzt wird alles anders, und da können wir nicht mit. Ich hab's schon zu Vater gesagt: jetzt wird er sich pensionieren lassen müssen. Ja, ja, Ruth, mache du nur deine großen Augen, du armes Kind — für uns heißt's nun scheiden von der Redaktion — für dich auch —“

* * *

Es schien wirklich, daß Frau Marianne recht behalten sollte.

Der eine Entschluß des Verlages zog manchen weiteren nach sich. In den nächsten Wochen waren Herr Jürgeß und Doktor Gotthardt mehrfach in Berlin, um die Uebersiedlung vorzubereiten. Ein Geschäftshaus wurde gekauft, mitten im verkehrsreichen Westen. Die Druckerei

sollte vorläufig nicht mit verlegt werden, da erst ein Hinterhaus für sie um- und ausgebaut werden mußte; aber die übrigen Räume wurden mietfrei gemacht. Manchmal kam Jürgeß mit sorgenbewölkter Stirn heim. Der Entschluß, der schon jahrelang in ihm gekeimt hatte, war ihm nicht schwer geworden, aber die Ausführung brachte so manche Sorge mit sich, erforderte riesige Opfer. Und es gehörten die ganze zähe Energie Gotthardts und dessen tatenfroher Optimismus dazu, seinem Verleger über solche Stunden des Zagens hinfortzuhelfen. Ein paarmal sagte Jürgeß wohl auch: „Vielleicht hätt' ich das alles besser dem Max überlassen. Ich bin wahrhaftig kein Jüngling mehr! Gerade jetzt fühle ich's." Dann lachte Gotthardt: „Aber ich bitt' Sie! Sie nehmen's noch mit dem Jüngsten auf, lieber Herr Jürgeß. Ueberhaupt — das Alter! Ich bin nun auch schon Anfang der Vierzig. Was tut das? Jeder ist schließlich nur so alt, wie er sich fühlt."

Der blonde Hüne trug erstaunlich leicht an den wachsenden Jahren. Kaum daß sich ihm hier und dort ein graues Haar in den Schopf mischte, der immer noch stand wie eine dichte Bürste.

Nur wenn er zurückdachte, kam ihm bisweilen die Erinnerung, daß er nun auch schon fast achtzehn Jahre in der Redaktion war. Und Redaktionsjahre sollten ja Kriegsjahre sein; man müßte sie eigentlich doppelt zählen, hatte der alte Kollege Lüdenscheid immer gesagt. Ja — das mochte wohl sein! Aber solange die Arbeitskraft vorhielt und die Arbeitsfreude, solange die Phantasie

noch gestaltete: solange dachte man am besten gar nicht daran, wie schnell doch die Zeit lief.

Rings um ihn waren sie freilich grau, waren sie weiß geworden. Jürgeß selber und Lüdenscheid, der arme Kranke; Aßmusen und Genschow! Alles liebe, treffliche, bewährte Kollegen, trotz mancher Meinungsverschiedenheit. Ja — aber wie nannte man das doch im diplomatischen Dienst? Ein Revirement der Kräfte! Früher oder später mußte, mußte man an den Ersatz denken. Ueber jeder persönlichen Rücksicht stand das Interesse des Ganzen, des Unternehmens.

Doch das hatte noch Zeit —

Der alte Genschow kam solchen Erwägungen zuvor. Er trat eines Tages in seiner stillen, bescheidenen Weise nach der Redaktionskonferenz an den Verleger und an Gotthardt heran, machte ein sehr, sehr verlegenes Gesicht und bat um seine Pensionierung. „Ich bin zu alt für Berlin, Herr Jürgeß. Vielleicht überhaupt zu alt. Sie brauchen eine jüngere Kraft."

Man bestritt es; ohne rechten Ernst vielleicht, aber man bestritt es. Genschow jedoch, der sonst nie den rechten Mut seiner Ueberzeugung gehabt hatte, schüttelte das weiße Haupt. „Sie meinen es gut, meine Herren. Ich danke Ihnen recht von Herzen. Aber ich habe doch recht — meine Frau sagt es auch."

Als Gotthardt nachher allein in seinem Zimmer saß, kamen ihm allerlei trübe Gedanken. Er empfand etwas wie leise Scham, daß er im stillen sich längst mit einem „Revirement" der Kräfte beschäftigt hatte. Es schied

sich doch schwer von einem alten Kollegen! Sehr schwer! Auch dann, wenn man so manche Arbeit, die dem zukam, ganz heimlich auf die eignen Schultern genommen hatte, die eigentlich schon genug zu tragen hatten; wenn man so manche Stunde, die nutzbringender für das Geschäft hätte verwendet werden können, für den alten Genschow gearbeitet hatte, ohne daß der selber es merkte. Man hatte es ja gern getan.

Mit einem Male überlief es Gotthardt siedendheiß: ganz plötzlich dachte er an Ruth! Der Abschied von Genschow bedeutete ja auch den Abschied von dem Redaktionskind!

Merkwürdig war's: noch niemals war ihm der Gedanke in den Kreis der Möglichkeiten getreten. Niemals! Die Mutter hatte seit Ruths Konfirmation noch zweimal geschrieben: Phrasenreiche und im Grunde nichtssagende Briefe. Jedesmal hatte ein Scheck beigelegen. Es mußte ihr also gut gehen. Auch von ihrem Kommen hatte sie geschrieben in jenen unbestimmten Wendungen, die ihre Briefe charakterisierten. Aber auch das hatte in Gotthardt nie den Gedanken an eine Trennung von Ruth hervorgerufen.

Nun sagte er sich freilich: einmal mußte die Stunde ja kommen, in der es scheiden hieß. Aber daß diese Stunde jetzt so nahe bevorstand, tat ihm schmerzlich weh. Und am wehsten erschien es ihm, daß gerade er indirekt die Trennung beschleunigt hatte, indem er seinen Einfluß für die Uebersiedlung nach Berlin in die Wagschale warf.

In all den nächsten Tagen kam er von dem Gedanken nicht frei. Aber schließlich nannte er sich doch einen Egoisten. Er rüttelte sich auf, zauste sich selber: an Ruths Zukunft solltest du denken! Mußt einmal ernstlich mit Genschow, mußt vor allem mit dem Kinde selber sprechen! Vor der Uebersiedlung — bald — am besten gleich —

An ihrem Konfirmationstag war sie zu ihm heraufgekommen. Seitdem waren fast zwei Jahre verflossen. Nun ging er zu ihr hinunter.

Sie saß mit Mama Marianne am runden Tisch in der gemütlichen Wohnstube. Frau Genschow hatte eine irdene Schüssel vor sich und „palte" Schoten; Ruth las. Er sah sie vom Flur aus, denn die Tür stand, der Augusthitze halber, halb offen.

Er hatte sie in der letzten Zeit ja nicht mehr so häufig gesehen wie früher, immerhin doch wohl wöchentlich ein paarmal. Aber er hatte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, eigentlich nicht bemerkt. Erst jetzt sah er, daß aus dem hübschen Backfischlein ein junges, schönes Mädchen geworden war. Wie alt war sie doch? Ja, ja, sie stand an der Grenze der holden Siebzehn.

Glatt legte sich der dunkelbraune Scheitel an die weiße Stirn. Aus dem Profil waren die leichten Unregelmäßigkeiten, die es früher gezeigt, wie fortretuschiert. Sie saß aufrecht, das Buch in der Hand. Die feine Büste hob sich unter der sommerlichen Bluse. Eins war ganz wie früher: der reizende Halsansatz. Es

sah entzückend aus, wie der Kopf aus dem lichten Kragen herauswuchs.

Und er sah noch etwas, und da mußte er lächeln. Sie las seinen neuesten Roman: „Die Hagestolze von Bernin“, der soeben als Buch erschienen war. Die kleine Ruth — immer noch schmökerte sie so gern — und, nun ja, das wußte er ja noch von früher her: sie hatte nun einmal einen „Schwarm“, wie es die jungen Mädchen wohl nannten, für seine Dichtungen. Er erlebte das gleiche ja fast täglich an andern: aus begeisterten Zuschriften, aus den endlosen Betteleien um sein Autogramm, um sein Bild. Ganz abgestumpft war er dagegen. Aber hier freute er sich doch.

Noch einen Augenblick stand er. Das Bild war zu hübsch. Jetzt huschte gerade ein Sonnenstrahl in das Zimmer und legte sich auf den dunklen Scheitel, traf noch ein Stückchen des kleinen Ohrs und ließ es im rosigen Licht erschimmern.

Dann pochte er an die Tür. „Darf ich, liebe Frau Genschow? Guten Tag, Ruth!“

Ruth schrak leicht zusammen, wurde ein wenig rot, ließ das Buch sinken, schob es dann schnell in die Schublade und stand auf. Das alles nun wieder ganz wie ein gutes, ein wenig verlegenes Kind. Ganz holde Siebzehn.

„Guten Tag, Herr Doktor!“ rief Frau Marianne, sichtlich erfreut. „Verzeihen Sie einen Augenblick, ich will mir bloß die Hand abtrocknen. So! — Das ist aber mal nett, daß Sie sich bei uns sehen lassen.“

Sie seufzte ein klein wenig. „Wie lange noch, und wir sind Ihnen und Sie sind uns ganz entrückt."

„Aber nicht entfremdet, Frau Genschow, und Berlin ist nicht außerhalb der Welt. Darf ich mich ein wenig zu Ihnen beiden setzen? Ich hatte oben gerade eine kleine Ruhepause und wirklich das Bedürfnis nach einem Plauderviertelstündchen. Manchmal verdummt man förmlich über dem geistlosen Manuskriptlesen. Was die Leute einem auf den Hals schicken, einfach unerhört ist es. Jede Marielle, die leidlich richtig deutsch schreiben kann — manchmal nicht einmal das — möchte heute unter die Schriftsteller gehen und die ‚Feierglocken' als Ablagerungsstätte benutzen. — Aber so setze dich doch, Ruth!"

„Ja, Ruth, setze dich doch!" meinte auch Mama Genschow, deren flinke Hände schon wieder beim Schotenpalen waren.

Langsam zog Ruth sich den Stuhl heran, langsam setzte sie sich. Es sah ein wenig komisch aus, dies Zögern. Aber dabei war jede der Bewegungen an sich von einer natürlichen Anmut.

„Freilich, die Manuskripte!" Frau Genschow lachte. „Früher brachte Vater manchmal einen Stoß mit herunter, wenn er oben mit der Arbeit gar nicht fertig werden konnte. Da habe ich das auch kennen gelernt, diese Handschriften, die kaum zu entziffern sind, kreuz und quer beschriebene Bogen, alles wirr durcheinander. Und dann vielleicht noch solch dickbändigen Wälzer, dem man schon von weitem ansieht, daß er seit zwei Jahren

von Redaktion zu Redaktion herumreist. Ich habe wohl bisweilen gedacht: Lohnt es denn überhaupt, daß das Zeug oben alles gelesen wird?"

„Es lohnt freilich kaum. Aber man muß doch pflichtmäßig prüfen. Und manchmal, freilich sehr, sehr selten, findet man doch unter all dem Sand auch ein Goldkörnchen, unter all der Talentlosigkeit ein Talent, oder wenigstens ein Talentchen. Das entschädigt dann für viel verlorene Liebesmühe."

„Aber ob die armen Redaktionsaugen darüber zugrunde gehen, danach fragt niemand. Als die Ruth noch kleiner war, ist sie auch wie versessen auf die Manuskripte gewesen, die Vater herunterbrachte. Da habe ich aber ein Veto eingelegt."

„Das war sehr recht von Ihnen, liebe Frau Genschow. Ruth brauchte ihre blanken Augen zunächst für Besseres. Für die Schule nämlich. Nun, wie steht es denn, Ruth? Im Herbst ist ja wohl Schluß, und dann geht es doch lustig ins hohe Studium — aufs Seminar?"

Er hatte das scheinbar leichthin gesprochen, und war nun froh, daß er das Gespräch auf den Punkt gelenkt hatte, auf den er es haben wollte. Er wandte den Kopf zu ihr und wartete.

Aber sie antwortete nicht.

Das Blut schoß ihr ins Gesicht und ebbte gleich zurück, so völlig, daß ihr Gesicht plötzlich ganz farblos erschien. Die Hände hatte sie unter den Tisch gezogen. Er sah, wie die schlanken Finger sich in nervösem Spiel an der Tischdecke zu tun machten.

Es war eine etwas peinliche Pause. Bis Mama Marianne von ihren Schoten aufsah.

„Ja, Herr Doktor, das ist solch eine Sache. Wenn man mit unsrer Ruth davon spricht, ist sie immer bumsstill. Du mein Gottchen! Ich für mein Teil brenne nicht darauf, daß sie durchaus ihr Lehrerinnenexamen machen soll. In meiner Jugend gab man ja darauf auch nicht soviel wie heute, sondern man erzog uns lieber zu tüchtigen Hausfrauen. Aber ich gebe zu, die Zeiten haben sich geändert. Und Ruth hätte ja sicher das Zeug dazu, das Examen zu machen."

Frau Genschow sprach sehr schnell, weit schneller, als es sonst in ihrer bedächtigen Art lag, und Gotthardt fühlte heraus, das Thema war hier an diesem Tische schon oft verhandelt worden. Auch das sah er wohl, an Frau Marianne fand er bei seinen Zukunftsplänen für Ruth keine überzeugte Bundesgenossin. Sie hätte ihren Liebling, wenn möglich, im Hause behalten und ihn, wie sie es auffaßte, zu einer tüchtigen Hausfrau erzogen.

Hatte sie nicht vielleicht recht?

Er sah wieder zu Ruth hinüber. Er suchte in dem blassen, schmalen Gesicht zu lesen. Er vergegenwärtigte sich ihre ganze Wesensart, wie er die zu kennen meinte.

Gewiß, gewiß, er wollte sie dem schönsten, höchsten Beruf der Frau nicht entfremden! Aber sie war ja noch so jung. Sie konnte, durfte noch nicht an Verlobung und Heirat denken, dachte sicher auch nicht daran. Lächerlich, mit ihren sechzehn und dreiviertel

Jahren. Und hier im engen Genschowschen Haushalt sitzen, Mama Marianne in der Wirtschaft helfen, bis der Rechte kam, drei, vier Jahre lang, vielleicht noch länger — nein, gute Mama Genschow, die Wirtschaftlichkeit in Ehren — dazu war das Kind zu schade! Dies aufgeweckte Mädchen, das seit Jahren immer die glänzendsten Zeugnisse heimbrachte. Versauern sollte sie hier nicht. Jedenfalls erst ein tüchtiges Fundament legen, eine gründliche Bildung sich aneignen. Was nachher kam — va bene! Aber zunächst war es für sie schon am besten, sie besuchte das Seminar.

„Nun, liebe Ruth? Was arbeitet denn da hinter deiner Stirn? Du schaust ja ganz seriös aus. Wie denkst du über das Seminar?"

Da sagte sie, mit einem Male ihre Befangenheit abstreifend, ganz eigen bestimmt: „Ich fühle gar keinen Beruf zur Lehrerin in mir."

Es kam so bestimmt, so sicher heraus, daß er stutzte.

Aber dann sagte er sich sofort wieder: sie ist noch ein rechtes Kind. Kinder muß man belehren und leiten. Und er begann, ihr in seiner überzeugenden Art die Vorteile, welche die Seminarausbildung bot, auseinanderzusetzen. Er sprach nicht so von dem eigentlichen Beruf; er sprach von dem Wissensschatz, der sich ihr dort erschließen würde; er versuchte auf den Ehrgeiz zu wirken.

Sie hörte aufmerksam zu. Mehr als das: fast andachtsvoll lauschte sie seinen klugen, warmen Worten. Aber es entging ihm nicht, daß ihr Innerstes widersprach. Die glatte, weiße Stirn krauste sich bisweilen,

und um die schön geschwungenen Mundwinkel spielte dann und wann ein Zug des Trotzes.

Er sprach weiter. Nun doch auch von dem herrlichen Beruf des Pädagogen; von den Chancen, die heute der Frau geboten würden, ganz anders als früher; von dem Universitätsstudium, von der Oberlehrerinnenprüfung. Er sprach gewiß immer noch klug; auf dem Untergrunde des Bewußtseins jedoch lag ihm jetzt die Empfindung: überzeugend sprichst du nicht mehr. Und er fühlte: dies junge Ding dort drüben, dessen Augen an seinen Lippen hingen, verwirrte ihn. Denn während er sprach, mußte er immer wieder daran denken: merkwürdig, wie die Ruth sich verändert hat, wie ausdrucksvoll ihr Gesicht geworden ist, gerade jetzt, wo es ihre Gedanken so lebhaft widerspiegelt, ihren Widerspruch; und wie lieb sie dabei aussieht, als ob es ihr wehe tut, daß sie deine Ansichten nicht teilen kann! Es ist doch etwas ganz Merkwürdiges, die Entwicklung solch eines jungen Geschöpfes verfolgen zu können, die geistige und die körperliche, dies Heranreifen, dies Werden und Wachsen solch eines Kindes, das man so lieb hat wie ein Vater — oder wie ein Bruder —

Plötzlich brach er ab.

Und fragte fast rauh: „Nun, Ruth?“

Da sprang sie auf und faßte nach seiner Hand. Es war beinahe, als ob sie die küssen wollte. Er mußte sie fortziehen. Und dann sagte sie mit bebender Stimme: „Ich bin Ihnen so dankbar, Herr Doktor! So dankbar! Ich möchte so gern alles tun, was Sie

wollen. Aber ich — ich kann mich nicht überwinden. Wirklich — ich habe so gar keinen Beruf zur Lehrerin. Er widerstrebt mir geradezu. Ich — ich —“

Nun verstummte sie wieder, sah ihn noch einmal bittend, flehend an, mit feuchten Augen, und senkte dann die Lider.

„Aber Kind —“ sprach Mama Genschow dazwischen. Der irdene Napf stand schon längst vor ihr auf dem Tisch, und die Schoten hatten Ruhe. Sie war sonst nicht so leicht aus ihrer Behäbigkeit zu bringen, Frau Marianne Genschow, aber diesmal packte sie doch die Sorge. „Kind — Ruth!“ sagte sie noch einmal. „Das kocht immer gleich bei dir! Damit kommt man schlecht durchs Leben!“

Eines Atemzugs Länge stand Ruth noch regungslos vor Gotthardt. Dann lief sie wie gejagt um den Tisch, warf von rückwärts her beide Arme um die Greisin und schmiegte nun ohne ein Wort ihr heißes Köpfchen an die gefurchte Wange.

„Ja, Kind, glaub's der alten Mama nur. Wir Frauen müssen uns beizeiten fügen lernen. Immer noch besser früh. Später wird's noch schwerer.“

„Ich — ich — ich will ja auch alles tun —“ kam es in halben Lauten von den jungen Lippen. „Alles, was der Herr Doktor wünscht. Nur — nur —“

Gotthardt hatte Mühe, seinen väterlichen Ernst zu bewahren. Ihm war eigen weich ums Herz geworden bei den flehentlichen Worten Ruths, bei dem flehenden Blick der großen, blauen Augen. Er mußte sich jetzt

gewaltsam zusammennehmen. Gar zu rührend war auch das Bild dort, ihm gegenüber: der dunkelbraune Scheitel neben dem weißen Haar, die Wange, die, so zart wie eine Pfirsichblüte, an dem runzligen, alten Gesicht lag. Gar zu rührend der Wehlaut der jungen Stimme —

„Nun, liebe Ruth, beruhige dich!“ erklärte er endlich etwas mühsam. „Mit Gewalt wird dich niemand in einen Beruf hineinzwängen wollen. Aber sage uns wenigstens: Wie hast du dir selber deine nächste Zukunft gedacht? Ein Mädchen in deinen Jahren macht sich doch sicher ein Bild davon. Zumal solch verständiges Mädchen wie du. Sprich dich einmal offen aus.“

Es kam keine Antwort. Wieder wartete er vergebens. Wieder mußte er noch einmal mahnen: „Nun, Ruth!“

Da sagte sie endlich, nun doch wieder mit der Bestimmtheit eines längst erwogenen Planes: „Stenographie kann ich schon, aber Maschinenschreiben möchte ich lernen und Buchführung. Und mich noch in den Sprachen vervollkommnen und, wenn es geht, gute Vorträge hören, besonders über Literatur und Kunstgeschichte.“

Er war erstaunt. Das war ja wirklich etwas wie ein Programm. Oder richtiger, es war ein doppeltes Programm. Das eine, rein auf das praktische gerichtet, führte als Stenotypistin in irgendeine Fabrik, in ein Kontor, das andre war mehr nach ästhetischen Empfindungen zugeschnitten. Erweiterte Sprachkenntnisse mochten die kaufmännische Vorbildung ergänzen, Literatur und Kunstgeschichte gehören nicht zu ihr.

Er setzte ihr das alles ruhig und überlegt auseinander. Aber er meinte doch: „Es ist der Weg, den heute tausend junge Mädchen gehen, und er ist gewiß nicht schlecht. Nur, meine liebe Ruth, ich glaube nimmermehr, daß du auf diesem Wege innere Befriedigung finden wirst. Deine Vorbildung, deine ganze Art weisen dich doch auf andres hin. Ich kann dich mir nicht vorstellen, eingespannt auf dem Kontorschemel vor der Remington, langweilige Geschäftsbriefe im Diktat aufnehmend und abtippend: ‚Auf Ihr Geehrtes vom gestrigen Tage, unsre Rechnung vom 19. dieses betreffend, erwidern wir ergebenst, daß —‘ Nein, Ruth, wirklich, das ist nichts für dich.“

Allmählich wurde er sicherer. Er sprach nun wieder gut und überzeugend, denn er empfand die Notwendigkeit, Ruth von ihrer Absicht zurückzubringen. „Komm, setz' dich zu mir. So, laß uns den Fall in aller Ruhe überlegen. Ich denke, du wirst einsehen, daß ich recht habe.“

Ganz still saß sie neben ihm, andächtig hörte sie ihm zu. Manchmal freilich wollte es ihm scheinen, als ob sich hinter ihrer Stirn noch ein Einwurf bilde, als ob sie noch einen Wunsch, eine Bitte auszusprechen hätte. Er fragte dann auch danach, aber sie schüttelte nur das Köpfchen, saß, die Hände ruhig im Schoß, nickte dann und wann und ließ den Kopf immer tiefer sinken —

„Also, Ruth, wie ist's? Habe ich dich bekehrt? Oder besser: sag' heute, jetzt noch nicht ja und nicht

nein. Ueberlege dir alles, was ich gesagt habe. Wir haben ja noch Zeit mit den endgültigen Entschlüssen. So, und nun gib mir die Hand, und ansehen könntest du mich auch einmal, Ruth!"

Ganz kalt war die Hand, die sie willig in die seine legte. Und in ihrem Blick lag etwas wie Trauer, wie eine eingesargte Hoffnung.

Er empfand das schmerzlich, merkwürdig schmerzlich. Er war aufgestanden. „Ich muß nun wieder nach oben!" Er wollte, wie er es früher so oft getan, Ruths Wange streicheln, ließ aber seine Hand auf halbem Wege sinken; sie war ja kein Kind mehr. Und auch das schmerzte ihn. Vergeblich versuchte er einen Scherz: „Mit unserm Redaktionskind ist gar nicht so leicht zu verhandeln. Wie, Frau Marianne?"

Dann stand er mit der Greisin allein auf dem Flur.

„Sie haben geredet wie ein Prediger," sagte sie, „aber Sie werden sehen, daß die Ruth doch ihren Willen durchbringt. Ist sonst das liebste, fügsamste Kind von der Welt, bis einmal ein Punkt kommt, immer wo man's am wenigsten erwartet, der Punkt, an dem sie starrköpfig wird, wie — na etwa wie der gute Kollege Aßmusen oben, wenn die moderne Kunst auf das Tapet kommt."

* * *

Diesmal behielt Frau Marianne nicht recht.

Ruth fügte sich ohne jeden erneuten Versuch eines Widerspruchs. Sie war überhaupt in all der letzten

Zeit, bis zum Herbst, sehr fügsam, sehr still und in sich gekehrt. Sie arbeitete fleißig, träumte aber auch oft über ihre Bücher hinweg.

Einmal begegnete ihr der Verleger im Hausflur, als sie mit ihrem Mäpplein gerade aus der Klasse kam. Er war besonders gut aufgelegt, wie es Männer der Tat meist sind, wenn sie anfängliche Hemmnisse, Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege geräumt haben. So hielt er sie am Rockzipfel fest. „Halt mal, Frauenzimmerchen! Donnerwetter, ist das Mädel gewachsen. Ich soll dir einen Gruß von meinem Pariser bestellen, du möchtest kein Blaustrumpf werden, schreibt er."

„Danke sehr, Herr Jürgeß!" Sie knickste, immer noch wie ein ganz junges Ding, trotz ihres langen Rockes. „Es hat keine Gefahr."

„So, na das freut mich. Wir haben übrigens heute oben über dich eine förmliche Redaktionsberatung abgehalten, Ruth. Dein Vater hat uns gesagt, daß du Oktober auf das Seminar kommst. Ist recht so, Kind! Immer vorwärts streben. Was man lernt, lernt man fürs Leben. Und wenn du einmal heiratest —"

Sie wurde purpurrot. „Ich werde nie heiraten!"

„So! I sieh mal!" Er lachte, daß der Hausflur dröhnte. „Das weißt du also gerade so bestimmt wie alle Backfische. Nachher heiraten sie aber doch, das heißt, wenn sie einen finden, der ihnen gefällt und dem — notabene — sie gefallen. Na also, wenn du einmal heiratest und wenn die Kleinen kommen, kannst du die Lehrerin sparen."

Damit ging er weiter. Und Ruth lief nach der andern Seite, wie auf der Flucht, noch immer mit hochrotem Kopf. Wie Herr Jürgeß nur so etwas zu ihr sagen konnte! Und natürlich hatte er sie nicht ernst genommen. Wo es doch ihr heiliger Ernst war: nie, nie würde sie heiraten. Immer nur streben, arbeiten. Vielleicht, daß sich dann doch noch einmal — später — ihr einziger, ihr geheimster, ihr heißester Herzenswunsch erfüllen konnte!

Vielleicht — später — später —

Zunächst aber kamen die Abschiedstage.

Sie war mit einem glänzenden Zeugnis aus der Schule entlassen worden und hatte freie Zeit. So war sie von früh bis zum Abend „oben" auf der Redaktion, hatte sich von der Mutter eine mächtige Wirtschaftsschürze ausgeliehen und half packen.

Es war eine Seligkeit, und es war eine Quelle der Schmerzen.

Zwischen den mächtigen Kisten und Ballen stand sie und sortierte mit Papa Genschow ältere Skripturen, die nur zum Teil mit nach Berlin überführt werden sollten. Der alte Herr hatte sich diese „letzte" Arbeit nicht nehmen lassen wollen.

Einmal kam Gotthardt herüber: „Aber Kollege Genschow, was quälen Sie sich damit?"

„Tut nichts! Es macht mir Freude!" Die Freude war wohl stark mit Wehmut vermischt. Auch bei Ruth. Aber bei ihr wuchs das Interesse doch über Freude und Wehmut hinaus. Alle Augenblicke hatte sie ein

Blatt herausgefunden, ein altes Manuskript, einen Brief, der sie besonders fesselte.

„Papa, ein Brief von Heyse!“ hieß es jetzt. „Sieh einmal, ein Manuskript von Frau Boy-Ed!“ hieß es dann. „Die reine Autographensammlung!“

„Ja, Kind — oder wenn du willst, auch ein Beitrag zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist doch ein Trost für den Lebensrest, sich sagen zu können: Und du warst auch dabei!“

Dann mußte Ruth wieder zum alten Aßmusen hinüber, der brummend in seinem Zimmer saß. Noch stärker und unwilliger brummend als sonst, denn ihm war die Uebersiedlung nach dem „Wasserkopf des Deutschen Reiches“ ein Greuel; dort hausten ja Liebermann, Slevogt, Corinth und andre, ihm in der Seele verhaßte Sezessionisten: „Farbenkleckser! Menschen, die an Gehirnblähungen leiden! Elende Schmierer und Poseure!“

Selbst Ruth, zu der er sonst immer sehr gnädig gewesen war, wußte keinen froheren Zug in seinem Gesicht hervorzurufen, das aussah, als hätte er soeben Weinessig mit einem Schuß Petroleum getrunken.

„Onkel Aßmusen, muß die Korrespondenz mit Meisenbach & Riffarth von vor drei Jahren mit nach Berlin?“

„Laß mich zufrieden! Natürlich muß sie mit, du lange Bohnenstange! Alles muß mit! Daß ihr mir die Reverse der Künstler nicht vergeßt. Sonst gibt es 7555 verlorene Prozesse. Oder meinetwegen laßt auch alles hier. Glotze mich nicht so an, Mädel! Ich sehe

ja doch voraus, daß wir in Jahr und Tag reumütig wieder das großmäulige Berlin verlassen!"

„Aber Onkel Aßmusen! Wenn doch Herr Jürgeß und Herr Doktor Gotthardt —"

„Ach was! Es haben schon die klügsten Leute die größten Dummheiten gemacht. Aber das verstehst du doch nicht, du Kiekindiewelt." Worauf er ein ungeheures Taschentuch hervorzog und sich schneuzte, daß es donnerte. „Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis."

„Aber Onkel Aßmusen!"

„Bisher waren wir ein Blatt für das deutsche Haus, für die deutsche Frau. Na ja — und nun Berlin! Natürlich — da soll alles ganz modern werden. Hypermodern. Eine Extrawurst soll für die Frauenbewegung und andern Unsinn gebraten werden, Reformkleider werden wir abbilden und Möbel im Jugendstil und Porträte bringen, die sich nur durch Unähnlichkeit auszeichnen. Nach dem Ausspruch des erhabenen Meisters: ‚Was, ich soll Sie ähnlich malen? Dann gehen Sie doch lieber zum Photographen!' Na, wir werden es ja erleben, wohin wir damit kommen. Was stehst du noch und hältst Maulaffen feil? Marsch hinaus! Packe dich, um zu packen!"

Dann wieder stand Ruth mit Knurre, der mit übersiedeln sollte, vor den Bücherschränken und wog liebevoll zärtlich jeden Band in der Hand, ehe sie ihn in die Kiste gleiten ließ.

„Na ja, Ruthchen — oder eigentlich müßte ich wohl Fräulein Ruthchen sagen —"

„Unsinn, Herr Knurre, für die Redaktion bleibe ich doch Ruth!"

„Na ja, also — da hätten wir die liebe Konkurrenz aus den letzten fünfzehn Jahren ja nun so ziemlich eingepackt: die Gartenlaube, das Daheim, das Universum — da stehen aber noch die acht Bände von Schorers Familienblatt. Das ist nun längst eingeschlafen. Ob wir die auch mitnehmen, was meinst du, Ruthchen?"

Sie machte ein wichtiges Gesicht. „Besser ist besser, Herr Knurre. Wir wollen sie nur einpacken. Es sind doch schöne Sachen darin. Und dann ist die erste Novelle von Herrn Doktor Gotthardt bei Schorer erschienen — das hat doch seinen Pietätswert."

„So, bei Schorer! Das wußte ich ja gar nicht. Na ja — irgendwo muß jeder anfangen. Und erst schreiben die meisten Novellen und dann erst die Romane. Das kenn' ich schon!"

„Ja, Herr Knurre, aber die wenigsten so gute wie unser Herr Doktor —"

Schließlich kam auch das Zimmer Gotthardts an die Reihe. Der blonde Hüne hatte vortreffliche Eigenschaften, aber neben ihnen auch einen Fehler: er war unordentlich. In den „laufenden" Eingängen hielt er zwar auf Ordnung und erzog sich immer aufs neue dazu. Aber daneben häufte sich in seinem Zimmer ein wahrer Wust von alten Zeitungen, Zeitungsausschnitten, Broschüren und Büchern an. Alle Schränke, Kisten und Fächer waren damit vollgepfropft; sie türmten sich hoch oben auf den Borden, sie bildeten oft genug auf

dem Fußboden kleine Hügel, und sie stapelten sich auf seiner Schreibtischplatte wie eine chinesische Mauer im kleinen rings um den Rest, seinen eigentlichen Arbeitsplatz, auf. Dazwischen aber lagen Zigarrenkisten, Zigarettenschachteln, Bleistiftstümpfe, auch wohl ein kleines Geldstück, ein vergessener Handschuh — alles im friedlichsten Beieinander. Es war ihm schrecklich, wenn jemand daran rührte. Manchmal hatte sich Sonntags Frau Knurre Ruth zu Hilfe geholt.

„Ruthchen, du weißt so gut Bescheid. Ich muß endlich mal beim Doktor ausmisten, und allein traue ich mich nicht."

Das waren dann stets Wonnestunden gewesen, denn Ruth fand damals die Unordnung „himmlisch genial".

Als diesmal Frau Knurre mit Ruth das Zimmer betrat, fanden sie Gotthardt in heller Verzweiflung. Er hatte selber zu sichten versucht, stand aber hilflos in dem Wirrwarr. Dabei war der Verzweifelte in rosigster Laune. „Meine Retterinnen!" nannte er die beiden und scherzte weiter: „Ja, Frau Knurre, wir Junggesellen lernen nie Ordnung halten. Das ist unsre Strafe. Ruth in der blauen Schürze von Mama Marianne — großartig! Also nur mutig an die Arbeit! Ich war schon nahe daran, den ganzen Kitt zum Feuertode zu verurteilen."

Er wollte eigentlich gehen, denn ihm grauste. Aber er blieb. Blieb zunächst nur aus Neugier. Wie werden's die beiden Unglückswürmer nur anfangen? Dann aber

fesselte ihn Ruths Art. Sie faßte so resolut zu, wie er es ihr nie zugetraut hätte. Und sie dachte bei der Arbeit. Merkwürdig scharf und schnell dachte sie. Ein Blick auf einen Titel, und sie wußte: das kann doch noch einmal gebraucht werden — das kommt ins Fegefeuer. Hier und dort bildete sie kleine Haufen und Häuflein. Einmal lief sie hinaus und holte ein paar blaue Bogen; da kamen die Zeitungsausschnitte hinein, die Kritiken über seine Romane enthielten. Zeitungsausschnitte, die er beiseitegeschoben hatte, genau in der gleichen Absicht, ohne doch je zur Ausführung zu gelangen. Und in einen andern Bogen kamen die Notizen, die er auf einzelne Blätter zu machen liebte; so manches Blättchen enthielt schnell hingeworfene Ideen zu Artikeln, vielleicht auch zu kleinen Novellen; so manches Blatt tauchte da wieder auf, das er vergebens gesucht hatte. Ja, es mußte doch eine schöne Sache um die liebe Ordnungsliebe sein! Merkwürdig, daß die Frauen so viel mehr Ordnungssinn als die Männer haben. Selbst solch junges Ding!

Und dann sah er unwillkürlich doch auch das „junge Ding“ selber. Sah die schlanke, geschmeidige Mädchengestalt oben auf dem Trittbrett, beide Arme über dem Kopf nach dem letzten Fach des Bücherschrankes ausgestreckt. Sah das liebliche, von der körperlichen Anspannung und dem scharfen Nachdenken leicht gerötete Gesicht. Sah die Fülle des dunkelbraunen Haares, das im Nacken sich zum schlichten, altmodischen Flechtenkranz wand.

Bisher hatte er immer noch ein Scherzwort für die Emsigen gehabt. Nun wurde er still.

Und plötzlich verließ er das Zimmer, wortlos, fast wie auf der Flucht.

---

## Fünftes Kapitel.

Es war eine unruhige, eine sehr unruhige Zeit für die Redaktion geworden: die Zeit der Uebersiedlung nach Berlin. Das Loslösen aus den alten, gewohnten Verhältnissen war schwer gewesen, das Einfügen in die neuen war noch schwieriger. Von allen den Schwierigkeiten, den innerlichen und den technischen, durfte der Leserkreis nichts empfinden. Er konnte verlangen, daß ihm auch die Nummern, die in dieser Zeit des Hastens „gemacht" wurden, in derselben Frische und ebenso pünktlich „serviert" wurden wie alle übrigen. Da galt es vorzudenken und vorzuarbeiten, und wenn die Nachtstunden zu Hilfe genommen werden mußten oder Gotthardt die letzte „Revision" einmal im Eisenbahnwagen, das andre Mal in einer Ecke eines tabakverqualmten Restaurants lesen mußte, so verschlug das nichts. Er wußte es am besten: Leser und Leserinnen sind sehr liebe, wohlgesinnte Leutchen, solange alles wie am Schnürchen geht; aber sie können höchst ungemütlich werden, wenn irgend etwas an ihrem „Leibblatt" ihnen einmal nicht recht erscheint, nicht gefällt, nicht paßt. Dann „regnet" es Briefe für Verlag, Expedition und

Redaktion. Für die „Imponderabilien“ des großen Betriebes haben Leserinnen und Leser kein Verständnis, und daß auch bei der sorgsamsten, fleißigsten Leitung ihres Blattes einmal Fehler vorkommen können, davon wollen sie nichts wissen. Entdecken sie ein Versehen, so machen sie triumphierend ihrem Herzen Luft. Aßmusen behauptete sogar, die wirklichen Abonnenten wären noch die mildesten Kritiker, aber die guten Leute, die die „Feierglocken“ nur im Lesezirkel, in der Journalmappe oder gar im Café „durchschmökerten“, das wären die erbarmungslosesten, „blutigsten“ Rezensenten.

Es war eine unruhige Zeit gewesen.

Erst kam der Abschied mit seinen schmerzlichen Empfindungen. Noch einmal war Gotthardt durch die leeren, öden Redaktionsräume gegangen, hatte ein paar Minuten sinnend in seinem ausgeräumten Zimmer gestanden, in dem er fast zwei Jahrzehnte gearbeitet; dann hatte er den Maschinenmeistern und Metteuren in der Druckerei Adieu gesagt.

„Jetzt heißt es hüben und drüben doppelt achtgeben. Gut, daß wir Telegraph und Telephon haben. Immer hübsch rechtzeitig anfragen, wenn es einmal nicht zu klappen scheint. Ja, und Sie, Herr Skult, Sie achten bitte besonders darauf, daß die neue Dreifarbenmaschine ordentlich in Schuß kommt. Wir werden in Zukunft öfter farbige Bilder geben müssen. Was ich noch sagen wollte, lieber Werner, den Roman immer etwas ‚preß‘ absetzen; ich kann die großen Lücken im Satz nicht leiden, er darf nicht wie zerhackt aussehen. Gott

befohlen, meine Herren! Machen Sie es gut wie bisher. Auf gutes, weiteres gemeinsames Arbeiten, auch aus der Ferne!"

Schließlich, ganz zuletzt, war er noch zu Genschows hinuntergestiegen. Hier waren auch schon die Zeichen der Auflösung sichtbar, denn der alte Herr wollte mehr an die Peripherie der Stadt ziehen, wo die Mieten billiger waren und wo er sein Gärtchen für sich hatte. Die Stimmung war wehmütig. Mama Marianne klagte heimlich: „Wie Vater das überstehen wird, wenn er nicht mehr auf die Redaktion gehen kann!" Genschow sprach fast fiebrig nur von „unserm Blatt" und dessen Zukunft. Und Ruth saß am Fenster und sagte gar nichts. Als Gotthardt zu ihr trat, sah sie ein einziges Mal auf, mit einem kindlichen, fast wie hilfesuchenden Blick.

„Lebe wohl, liebe Ruth! Ich wünsche dir viel, viel Gutes. Das Beste, du weißt es. Gib mir noch mal deine Hand —"

Sie stand langsam, schwer auf und legte ihre Hand in die seine. Immer noch wortlos, ohne ihn anzusehen.

„Es ist ja kein Abschied für die Ewigkeit, Ruth! Nimm es nicht so tragisch!" Er wollte es ihr leicht machen, sprach schnell und hastend. „Paß mal auf, Ruth, wie bald ich einmal wieder bei euch anklopfen werde. Wenn was Besonderes vorfällt, muß ich doch wohl selber nach hier, in die Druckerei. Ist ja nur drei Stunden Eisenbahnfahrt, eigentlich gar nicht der Rede wert. Aus der Welt sind wir nicht. Adieu, meine liebe Ruth — meine liebe Ruth —"

„Adieu — Herr Doktor —“

Es kam ganz tonlos heraus. Es war wie ein Aufschluchzen, und die Mädchenhand zitterte in seinen Händen, die er fest um sie geschlossen hatte.

Nun war auch das vorüber.

Und es war gut, daß die Zeit so unruhig wurde, so viel Arbeit brachte. Denn Gotthardts Gedanken wollten immer wieder zu der schlanken Gestalt, zu dem lieben, schmalen Gesichtchen zurückwandern. Es war schon nicht anders, das Kind war ihm wie eine Tochter geworden, oder wie eine jüngere, liebe Schwester, oder —

Er mochte das nicht ausdenken. Es war ja lächerlich! Dies Kind! Dies Kind!

* * *

Die neuen Redaktionsräume waren sehr elegant ausgestattet, ganz modern. Der Verlag hatte sich die Einrichtung ein tüchtiges Stück Geld kosten lassen. Der „Verführer“, wie Jürgeß, der Vater, ironisch schmunzelnd, keineswegs unzufrieden meinte, wäre Max gewesen. Der war während seines Urlaubs noch mit seinem alten Herrn nach Berlin gefahren und hatte die Möbel mit besorgt, die Tapeten und Vorhänge ausgewählt. Geschmack hatte er entwickelt, der „Pariser“, und auch Sinn für Behaglichkeit. Nur Herr Aßmusen schimpfte über den „ultramodernen Firlefanz“ und hatte sich ausgemacht, daß sein Arbeitszimmer nicht damit belastet würde; er wollte sein braves, biederes, altes Pult behalten und den großen, fichtenen Auslegetisch für die

Mappen und Bilder. Er war überhaupt in einer Periode des Schimpfens, das er nur dann und wann mit höhnischem Lachen unterbrach. So lachte er über drei Klingersche Radierungen, die Max Jürgeß zum Schmuck des Empfangszimmers ausgewählt hatte; so lachte er über die tiefen Klubsessel in demselben Raume. So lachte er, als er zum ersten Male das Telephonzimmer betrat, in dem zwei Maschinenschreiberinnen vor ihren Remingtons saßen. Bisher hatte es auf der Redaktion der „Feierglocken" keine „Tippjungfrauen", keine „Klapperschlangen" gegeben. „Weiberwirtschaft!" brummte Aßmusen. „Neue Mode — ich schreibe mir meine Briefe nach wie vor selber. Ich kann diese verfl— Maschinenschrift nicht sehen, die alles Persönliche wegwischt. Pfui Spinne!"

Auch der neue Redaktionssekretär, Herr Fritz Molenar, hatte seinen Beifall gar nicht. Der war ein junges, geschniegeltes Herrchen, der immer im schwarzen Gehrock erschien. ‚Fatzke!' nannte ihn Aßmusen im stillen. Und laut sagte er zu Gotthardt: „Ja, unser guter, alter Genschow! Er war ja ein bißchen müde geworden — ja, mit der Zeit. Aber er war doch ein famoser Mann. Passen Sie auf, mit dem Gigerl da drüben werden Sie noch etwas erleben."

Es war, da auf eine Rückkehr von Doktor Lüdenscheid nicht zu rechnen, noch ein zweiter Redakteur engagiert worden. Ein früherer Offizier, auf den Gotthardt durch einige kleine novellistische Arbeiten, die er den „Feierglocken" eingesandt hatte, aufmerksam geworden

war und den er sich zu seiner Unterstützung heranbilden wollte. Auch Herr von Bogendorff war Aßmusen ein Dorn im Auge. Der ernste, junge Mann, der wohl Schweres durchgemacht hatte, bis er sich durch seine Feder emporzuarbeiten anfing, suchte zwar geflissentlich jeden Anklang an seine aktive Dienstzeit zu vermeiden, aber er konnte beim besten Willen in seiner kerzengeraden Haltung und in der Art, sich zu kleiden, richtiger, seine an sich ganz unauffälligen Kleider zu tragen, den früheren preußischen Offizier nicht verleugnen. Und da er „unglücklicherweise", wie er wohl selber lächelnd meinte, ein paar Semester Kunstgeschichte studiert hatte, da er ferner ein wenig mit Pinsel und Palette als Landschafter dilettierte, dabei aber einer ziemlich weit nach links führenden Richtung folgte, so knurrte Aßmusen unausgesetzt über ihn, nannte ihn mit betonter Absichtlichkeit „Herr Leutnant" und sprach in seiner Gegenwart gern, nach Bismarck, von den Journalisten als den Leuten „vom verfehlten Beruf".

Als Gotthardt zum erstenmal in seinem Zimmer am Arbeitstisch saß, kam es ihm vor, als könnte er sich im neuen Heim nie eingewöhnen. Er mußte über sich selber lächeln: welche Macht doch die leidige Gewohnheit war! Er rückte hier, er rückte dort an der Schreibmappe, am Tintenfaß, an der Schale mit den Federhaltern, den Bleistiften, dem Rotstift, dem „Zeilenmesser" herum und ärgerte sich ein wenig. ‚Du mußt doch ein recht alter Bursche geworden sein, daß dich diese Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten stören!' sagte er sich. ‚Die Jugend kommt

über solche Dinge spielend fort. Freilich, schreib's dir nur hinter die Ohren: Du bist nun einmal ins Schwabenalter getreten, mein lieber Harro!'

Dann aber gab er sich einen ordentlichen Ruck, aus dem kleinen Aerger wurde ein Stückchen Heiterkeit und aus dem selbstironisierenden Lächeln ein fröhliches Lachen. Er kannte schon das Mittel gegen derartige Beschwerden. Selbstzucht hieß es! Und er nahm die Revision der letzten Nummer vor, die soeben mit der Post aus der Druckerei eingegangen war, setzte sich fest in seinen Sessel und zwang sich zur Arbeit. Da ging es mit einem Male.

Aber er saß an diesem Tage noch nicht lange bei der Arbeit, als Knurre hereinkam. Auch Herr Knurre gehörte zu denen, die sich noch nicht mit den neuen Verhältnissen angefreundet hatten. Der Gute hatte es freilich nicht leicht, denn er war beim Auspacken der Skripturen, der Bücherei, der unzähligen Bildermappen und all des übrigen Inventars, das zum täglichen Brot der Redaktion gehörte. Und während er auspackte, hielt er manchmal Zwiegespräche mit sich selber, die nicht gerade freundlich für Berlin waren; manchmal schimpfte er aber auch vor sich hin: ‚Wo hat die kleine Kröt', die Ruth, nur den Buchstaben A vom Shannonregister hingesteckt? Wo hat das vermaledeite Redaktionsgör den sechsten Band vom seligen Herrn Goethe gelassen?'

Als er aber jetzt bei Doktor Gotthardt eintrat, glänzte sein rundes Gesicht bis zu dem kurz geschnittenen

Haarkranz hinauf, in den sich auch schon einzelne graue Fäden einmischten. Er „feixte". Daß dem vergnügten Grinsen ein wenig Bosheit beigemischt war, bemerkte der blonde Hüne, der, ganz in seine Arbeit vertieft, kaum aufsah, natürlich nicht.

„Eine Dame, Herr Doktor!"

„Ich hab' keine Zeit!"

„Aber sie läßt sich nicht abweisen, Herr Doktor — absolut nicht."

„Knurre, Sie verstehen sich doch sonst auf das Abwimmeln lästiger Gäste!"

„Herr Doktor — der erste Besuch hier! Ich bin zwar nicht abergläubisch, aber —"

Abergläubisch war Gotthardt freilich erst recht nicht. Aber er hatte im Grunde ein ähnliches Gefühl: den ersten Besuch in dem neuen Heim durfte man nicht abweisen.

Dann, im Empfangszimmer, wo es noch ziemlich wüst aussah, schrak er freilich entsetzt zurück: Die Pilzdame stand vor ihm, Fräulein Thusnelda Josephine Ellerding, der Redaktionsschrecken!

Sie sah noch gerade so verwogen aus wie früher, war dieselbe vertrocknete Mumie und trug in der Rechten denselben Riesenpompadour aus fahlblauem Kattun, der im alten Heim Jahr um Jahr sein Entsetzen gewesen war. Und sie nickte ihm mit einem wahrhaft herzerquickenden Wohlwollen zu: „Jawohl, lieber Herr Doktor, ich bin auch hier! Ich bin schon vor einem halben Jahr nach Berlin übergesiedelt. Mußte ich denn nicht?

Tut's nicht gerade diesen elenden Großstadtkindern bitter not, daß sie endlich erfahren, wie achtlos sie bisher an dem gesündesten, nahrhaftesten, billigsten Volksnahrungsmittel vorübergegangen sind? Erlauben Sie, Herr Doktor, daß ich mich setze!"

Dabei saß sie auch schon, nestelte an ihrem fahlblauen, entsetzlichen Kattunsack, nickte wieder mit wohlwollender Freundlichkeit: „Diese Berliner haben ja zum größten Teil noch nie solch einen lieben Pilz im Walde gesehen. Man muß sie aufklären. Ich muß! Sie müssen! Es ist Pflicht gegen unser Volk, es ist Pflicht gegen das Vaterland. Da sind die Fleischfresser, die an den Tierleichen ihr bißchen Gesundheit verderben: sie sollen lernen, wie köstlich ein Pilzkotelett ist! Und da sind die armen, hungrigen Kinder, die überhaupt —"

Nun hatte er sich endlich so weit erholt, daß er der Unermüdlichen ins Wort fallen konnte: „Aber, Fräulein Ellerding, wir haben ja noch einen Artikel von Ihnen in unserm Manuskriptschrank. Wir können doch unmöglich —"

„Bitte recht sehr, Herr Doktor! Schlimm genug, daß Sie Ihren Lesern und zumal Ihren Leserinnen den Artikel so lange vorenthalten haben. Sehr schlimm, eine redaktionelle Kurzsichtigkeit! Bringen Sie ihn in der nächsten Nummer. Und bringen Sie in der übernächsten den Artikel, den ich Ihnen hier gebe: ‚Des Waldes Früchte.'"

„Aber, Fräulein Ellerding, schon der Titel! Der Pilz ist doch keine Frucht."

„Warum mäkeln Sie, Herr Doktor? Man muß heute solch einen Stoff poetisch anfassen. Die Zeit verlangt das. Man muß es dem Leser plausibel machen, daß es ihm süß eingeht. Wenn die ‚Gartenlaube‘ die Nähnadel als die ‚einäugige Königin der Industrie‘ bezeichnete, warum soll ich solch einen lieben Pilz nicht eine Frucht nennen? Ich bitte Sie, Herr Doktor! Mundgerecht machen muß man die Pilze unserm Volk als das gesündeste, bekömmlichste, nahrhafteste, wohlschmeckendste Nahrungsmittel.“

Zehn Minuten später kam Gotthardt in sein Zimmer zurück. In der rechten Hand trug er ein Manuskript, und er stöhnte. Die Pilzdame hatte wieder einmal ein Opfer zur Strecke gebracht.

Aber nun wollte selbst der Zwang zur Arbeit nicht mehr recht glücken. Es verdroß ihn, daß er sich hatte überrumpeln, überreden lassen von dieser greulichen, alten Person. Er hörte immer noch ihre quäkende Stimme: „Ich bin Ihre erste Besucherin auf Ihrer neuen Redaktion. Diesmal können Sie mich nicht gehen lassen. Sie müssen einen Artikel von mir annehmen. Hören Sie, Herr Doktor, Sie müssen!“ Er sah, während er die Revision der Nummer mühsam zu Ende las, immer noch den fahlblauen Kattunsack und die scharfen, grauen Aeuglein vor sich.

Es war überhaupt schlecht arbeiten heute. Alles „klappte“ noch nicht recht. Ein paarmal wurde er in die Telephonzelle gerufen, weil die Druckerei Anweisungen haben wollte. Herr Molenar, der neue

Redaktionssekretär, kam angetänzelt: er fände sich in dem Eingangsbuch für Manuskripte nicht zurecht. Das scheine von seinem Vorgänger wohl kaum mit der genügenden Sorgfalt geführt. Drei Manuskripte wären überhaupt nicht zu finden. Dann wälzte sich der alte Aßmusen herein: „Diese verflixte Uebersiedlung! Glauben Sie wohl, Herr Doktor, daß man sich unter den Galvanos zurechtfinden kann! Alles ist ein Wirrwarr. Ich wundere mich nicht, wenn die nächste Nummer acht Tage später erscheint. Prosit die Mahlzeit — die Abonnenten werden sich freuen!“ Der Postbote brachte ein Dutzend Einschreibebriefe, über die quittiert werden mußte; der Depeschenbote kam mit Telegrammen, die sofort zu beantworten waren. Das eine Tippfräulein knickste mit einem holdseligen Lächeln über die Schwelle: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich störe. Aber meine Maschine ist nicht in Ordnung. Und dann zieht es so komisch in unserm Zimmer.“ Herr Jürgeß kam: „Morgen, Doktor! Na, schon fleißig bei der Arbeit? Ja, eben schreibt mir Max aus Paris, wünscht uns allen ein gutes Einleben. Und ob wir nicht einen Artikel über den Hofstaat des Präsidenten der Republik bringen wollten. Nicht übel, der Junge hat manchmal wirklich gute Einfälle.“ Kaum hatte der Verleger das Feld geräumt, so öffnete sich die Tür wieder — eigentlich war es heute ganz unnötig, daß sie überhaupt geschlossen wurde — und Knurre schob eine Kiste herein: „Da hab' ich sie endlich. Ihre Kiste, Herr Doktor. Wollen wir nicht gleich auspacken?“

Nein, zu einem strammen Arbeiten kam man heute doch nicht.

„Meinetwegen, Knurre. Aber hören Sie, wenn Sie mir die Pilztante noch einmal hereinlassen, lasse ich mir von der ein Rezept für Fliegenpilzragout geben, und damit vergifte ich Sie!“

Knurre feixte wieder. Er hatte die Kiste schon geöffnet und begann auszupacken, reichte Gotthardt Bücher, Broschüren, Bündel mit Zeitungsnummern, blaue Pappdeckel.

„Das ist doch einmal mit Liebe gepackt,“ meinte er. „Das hätte ich nicht besser machen können. Kein Stäubchen darauf — und so ordentlich, immer mit weißen Bogen dazwischen. Na ja — für den Herrn Doktor hat das Ruthchen natürlich alles nicht schön genug machen können! Wo der Herr Doktor doch so etwas wie der Vize-Vize-Papa vom Ruthchen sind, wenn man nämlich Herrn Genschow als Vize-Vater ansieht. Ja, und nun der wirkliche Papa! Wenn man so denkt, wie wir das Ruthchen einst gefunden haben —“

Das Ruthchen! Als ob das Ruthchen nun nicht ein schlankes, großes, schönes Mädchen geworden wäre! Mit dunkelbraunem Scheitel und leuchtenden, blauen Augen! Mit zarten Wangen, in denen das Blut kam und ging! Mit einem fein geschwungenen Mund, den roten Lippen, den weißen Zähnchen, die sich wie Perle an Perle reihten!

Das Ruthchen!

Gotthardt war an das Fenster getreten. Er hielt den blauen Kartondeckel in der Hand, blätterte mechanisch in den Zeitungsausschnitten, die sie so sorgsam hineingeordnet. So sorgsam — mit Liebe, hatte ja wohl Knurre gesagt — für den Vize-Vize-Papa. Dieser dumme Knurre! Das sollte wohl ein guter Witz sein? Wie das klang: Vize-Vize-Papa! Als ob es eine besondere Nähe bezeichnete und zugleich weit, weit voneinander abrückte — Vize-Vize —

Zu albern, dieser Knurre, mit seiner gutgemeinten, plumpen Vertraulichkeit!

Was Ruth wohl jetzt machte? Ob sie hierher dachte? Nach der Redaktion? Wahrscheinlich, denn an der Redaktion hing ja nun einmal ihr Herz. Ob auch ein wenig an ihn? An den Vize-Vize-Papa. Ah — ah — zu töricht solch Wort, von dem man nicht loskommen kann.

An ihn dachte sie wohl kaum. Oder wenn doch, so — nun ja, natürlich: mit einer gewissen Dankbarkeit, mit dem selbstverständlichen Respekt der Jugend vor dem Alter.

Zum Geier, ja! Vor dem Alter! Man hatte nun glücklich das Schwabenalter erreicht. Aber klug war man am Ende dabei auch nicht geworden.

Gotthardt hielt immer noch den blauen Pappdeckel in den Händen. Aber nun geschlossen. Und er sah hinunter auf das wogende Großstadtleben unten auf der Straße. Ein Hochbahnzug brauste vorüber auf dem glatten Geleise, dessen Schienen in der Herbstsonne

glitzerten wie Silber. Um die nächste Straßenecke bog gerade eine Elektrische mit zwei dicht besetzten Anhängewagen. Von der andern Seite fauchte ein Auto heran, überholte eine langsam trottende Droschke. Auf den Bürgersteigen hasteten die Menschen, schoben sich mühsam aneinander vorbei, drängten sich hier rücksichtslos vorwärts, stauten sich dort vor den Auslagen.

Jetzt saß Ruth vielleicht mit Mama Marianne im Gärtchen, und die Sonne leuchtete auf ihrem dunklen Scheitel.

Ah —

Es war doch wohl gut, daß Genschow sich hatte pensionieren lassen. Er paßte nicht in dies unruhige Großstadtleben. Die gute, alte Dame sicher auch nicht. Die saß jetzt mit Ruth in ihrer kleinen Gartenlaube —

Gotthardt wandte sich um mit einem plötzlichen Entschluß: „Packen Sie nur den Kram allein aus, Knurre! Ich — ich möchte auf eine halbe Stunde in den Tiergarten, frische Luft schöpfen. Weiß der Geier, hier riecht es überall noch nach Tapetenkleister. Sie müssen besser lüften, Knurre! Ja — wenn jemand kommt, ich lasse Herrn von Bogendorff bitten, mich zu vertreten."

* * *

Eine unruhige Zeit war es, diese erste Zeit in der Reichshauptstadt, wie Herr Jürgeß Berlin mit Vorliebe nannte, im „Wasserkopf des Deutschen Reiches — pfui Spinne", wie Herr Aßmusen die Millionenstadt gern

titulierte. Es glückte nichts recht auf der Redaktion der „Feierglocken“ in dieser Zeit. Ueberall gab es Verdruß, im großen und im kleinen. Der hohe Verlag rechnete zahlenmäßig heraus, daß der seit Jahren gewohnte Aufschwung der „Kontinuation“ diesmal aus unerklärlichen Gründen ausgeblieben sei, und er machte ferner über die Kosten der Uebersiedlung, der Neueinrichtung, der für das teure Berlin erhöhten Gehälter und der vergrößerten „Spesen“ eine Rechnung auf, die wenig erfreulich war, so wenig erfreulich, daß die rosige Stimmung von Herrn Jürgeß sen. wieder einmal ins Schwanken kam. Das wirkte natürlich auf Doktor Gotthardt, den sonst immer Optimistischen, zurück; der hatte aber außerdem allerlei Aerger. Ein vortrefflicher Roman, den er schon fest in Händen zu haben glaubte, wurde ihm von der Konkurrenz „fortgeschnappt“, die wieder einmal rücksichtslos die Honorare überbot. Eines guten Tages beschwerten sich die Abonnenten in Rußland, daß ihnen im letzten Vierteljahr die Nummern arg „geschwärzt“ zugegangen wären; die russische Zensur hatte einige ganz harmlose Artikel mit ihrem Mißfallen beehrt und die beanstandeten Stellen in schwarze Kleckse verwandelt. Bei dem Umzug war wirklich ein Manuskript verloren gegangen, und der Autor schrieb einen Brandbrief nach dem andern. Eines Tages kam Herr Jürgeß mit verbissenem Lachen zur Konferenz: „Na, hören Sie mal, da hört aber doch die Geschichte von den Säugetieren auf. Eben finde ich in der letzten Nummer einen Artikel über die Spottdrossel, der vor

Jahr und Tag schon einmal im Blatt war. Wörtlich — wie ist denn das nur möglich?"

Ja, wie war es nur möglich? Es gibt eben auch auf der ordentlichsten Redaktion Unglücksfälle — Unglückstage —

Es gibt sogar Unglückszeiten —

Die Redaktion hatte solch eine ausgesprochene Unglückszeit. Der brave Herr Aßmusen hatte das Gemälde eines französischen Malers reproduziert, und plötzlich verlangte dieser eine hohe Entschädigungssumme, denn er habe die „Feierglocken" nicht zum Abdruck autorisiert. Aßmusen holte eine Last Briefe heraus, schwor Stein und Bein, daß er die Autorisation durch die Kunsthandlung tel et tel erworben, sogar dafür zweihundert Frank bezahlt hätte. Aber ob die Messieurs tel et tel die Reproduktionsrechte wirklich zu vergeben hatten, ließ sich nicht feststellen. Mindestens stand ein unangenehmer Prozeß in Aussicht. Eine Anzahl „treue Leser seit der ersten Nummer der ‚Feierglocken'", so schrieben die Leutchen immer, wenn sie obstinat wurden, beschwerte sich über eine „höchst unmoralische Darstellung auf Seite 87". Es war eigentlich zum Lachen: auf Seite 87 prangte das Bildnis der guten Königin Luise, die freilich, wie es der Moderichtung der Zeit entsprach, ein wenig tief ausgeschnitten war. Das nannten die Leser „höchst unmoralisch"! Jawohl, es war zum Lachen, diese Splitterrichterei; aber welcher Redakteur lacht, wenn es in zehn Briefen fast übereinstimmend heißt: „Falls die Redaktion noch mehr solcher, unser

Gefühl verletzender Bilder bringt, müssen wir auf die ‚Feierglocken' verzichten. Uebrigens hatte die Redaktion früher eine bessere Einsicht für die Bedürfnisse des deutschen Hauses."

Es war eine Unglückszeit —

Auch für Harro Gotthardt persönlich.

Noch niemals bisher, seit er die ersten Schritte auf der literarischen Laufbahn getan, hatte er die Dornen im eignen Schaffen empfunden, über die so viele Kollegen klagten. Er kannte nicht das entsetzliche Gefühl des Versagens der Phantasie, der Erfindungsgabe, kannte keine Lahmheit der Gestaltungskraft, kannte nicht jene schweren, trüben Stunden des vergeblichen Ringens mit einer dichterischen Aufgabe. Wohl hatte auch er das eine Mal leichter, das andre Mal schwerer um die Lösung eines Problems kämpfen müssen. Aber er gehörte doch zu den Seltenen, zu den Auserwählten, den Glücklichen, die, um mit Altmeister Goethe zu sprechen, die Poesie kommandieren konnten. Saß er an seinem Arbeitstisch, so strömten ihm die Gedanken zu, seine Gestalten formten sich vor ihm; immer war das rechte, göttliche Feuer, die echte Schaffensfreudigkeit in ihm gewesen.

Und nun, mit einem Male, schien das alles wie verdorrt.

Er schob es zuerst auf Aeußerlichkeiten, daß ihm die Arbeit nicht mehr wie ehedem von der Hand ging, daß er bald diesen, bald jenen Stoff zu formen anfing, nur um ihn entmutigt wieder fallen zu lassen; schob

es auf die Unruhe der Uebersiedlung, auf den mancherlei Verdruß in der Redaktion; auf seine Wohnung, über der eine Klavierschülerin beispiellose Untaten verübte, unter der drei lustige Buben tobten und tollten; schob es auf die neuen Eindrücke und Einflüsse der Großstadt. Das alles mußte ja vorübergehen, mußte sich überwinden lassen!

Aber es schien, daß er es nicht überwinden konnte. Woche auf Woche verstrich, ohne daß er vorwärts kam in seinen Entwürfen. Sie blieben sogar immer Entwürfe. Sie wollten keine Gestalt, nicht Farbe noch Form gewinnen.

Es war zum Verzweifeln!

Manchmal dachte er an seinen alten Freund und Gönner Lüdenscheid. Der war in seiner Jugend auch ein hochbegabter Romanschriftsteller gewesen, aber er hatte früh die Feder aus der Hand gelegt. Bisweilen hatte er geseufzt, hatte zum Seufzer trübe gelächelt: „Ja, lieber Kollege, man darf ein Licht nicht an beiden Enden zugleich anstecken. Man kann nicht zugleich ein fleißiger Redakteur und ein erfolgreicher Schriftsteller sein. Menschliche Kraft reicht im allgemeinen nur dazu, einer Aufgabe ganz gerecht zu werden. Mir wenigstens hat der redaktionelle Beruf die Muse zur Feindin gemacht."

Damals hatte Harro Gotthardt das nicht recht begriffen: Lüdenscheid war ja kein starker Mann gewesen, hatte nie seine Widerstandsfähigkeit besessen. Aber nun, nun begann er sich zu fürchten, daß es auch ihm, dem

blonden Hünen, gehen könnte wie jenem. Nun begann auch er die doppelte Tätigkeit zu fürchten, nun verglich auch er sich, in dem Zagen nächtlicher Stunden, mit dem Lichtlein, das an den zwei Enden zugleich angebrannt ist, nun scheute er sich auch — vor seinen Jahren.

Ja, auch vor seinen eignen Jahren! Wer ihm das noch vor sechs Monaten gesagt hätte, daß er, ein lebensfrischer Vierziger, etwas wie die Spuren des herannahenden Alters empfinden könnte. Daß er, Harro Gotthardt, der nie krank gewesen, der nie gewußt hatte, was Nerven seien, hilfeheischend an die Tür eines Spezialarztes anpochen und daß dieser mit gewichtiger Geheimratsmiene ihm nach gründlicher Untersuchung sagen würde: „Ihre Organe sind zwar kerngesund, aber Sie sind abgearbeitet, mein verehrter Herr, wie die meisten Ihres Berufs. Schonen Sie sich! Am besten wäre es, Sie spannten einige Wochen ganz aus. Gehen Sie auf einen Monat nach Meran oder an die oberitalienischen Seen, rühren Sie keine Feder an, lesen Sie höchstens die Tageszeitung, sehen Sie auf die blauen Berge und das blaue Wasser. Tun Sie nichts weiter. Dann werden Sie gesund wieder heimkehren.“

Ausspannen — jetzt — war unmöglich. Wenn überhaupt ein Mensch unersetzlich sein kann, so war er es in den nächsten Monaten. Nein, nur eine ernste, akute Krankheit hätte ihn zwingen können, den Verlag und Jürgeß persönlich im Stich zu lassen. Auch Herrn Jürgeß selber. Denn gerade jetzt mußte er ihm Stütze

und Stab sein. Dem Verleger ging es wohl nicht viel anders wie ihm. Auch er schritt, wie es schien, unter Bürden. Und einmal, in einer vertrauten Stunde, als sie zusammen bei leichtem Mosel saßen, meinte Jürgeß, nachdem er lange an seinem grünen Glase gedreht hatte, halb im Scherz, halb im Ernst: „Bisher haben wir beide von Berlin wenig Freude gehabt. Wissen Sie, Doktor Gotthardt, man hat manchmal komische Ideen in solcher Zeit der Depression. Da dachte ich neulich daran, daß ich Ihnen einmal vor zehn oder zwölf Jahren gesagt habe: die kleine Ruth hat uns Glück gebracht. Nun, ich bin wahrhaftig nicht abergläubisch! Aber, hol' mich der Geier, ich sehne mich nach dem Gesichtel von unserm Redaktionskind. Wie geht es dem Mädel übrigens? Haben Sie Nachricht?"

Ja, Gotthardt hatte Nachricht. Auch eigentlich keine recht erfreuliche. Gab es denn überhaupt jetzt noch etwas Erfreuliches?

Einen Brief hatte er vom alten Genschow gehabt. Einen langen Brief in dessen zierlicher Handschrift, eine Zeile wie die andre, fast wie gestochen. Ganz ausführlich hatte der Alte geschrieben, über Mutter Marianne, über die neue Wohnung, über die Lust und Last des Nichtstuns. Erinnerungen hatte er aufgefrischt, ernste und scherzhafte, von seinen geliebten „Feierglocken" hatte er geschrieben. Aber je weiter Gotthardt las, desto ungeduldiger wurde er, denn das, was er erwartete, kam immer noch nicht. Kam erst ganz am Schluß, und doch war es vielleicht auch für Genschow der Kernpunkt der Epistel: „Unsre

Ruth macht uns einige Sorge. Sie ist merkwürdig unfrisch und unlustig, ganz anders wie früher. Sie arbeitet wohl recht fleißig im Seminar, denke ich, aber daß sie mit Passion bei der Sache wäre, glaube ich nicht. Der Arzt sagt, sie wäre bleichsüchtig. Das mag wohl zu ihrem Alter passen, ist ja wohl die Junge-Mädchen-Krankheit. Aber eigentlich paßt es so gar nicht zu Ruth, wie wir alle sie kannten und lieb hatten. Nun, jedes Ding hat seine Zeit. Ich hoffe, auch diese kleinen Prüfungen werden vorübergehen."

„Ja, ja," meinte Jürgeß, als er das alles mit angehört, und drehte wieder an seinem Glase. „Prüfungen — ich dachte auch an Prüfungen, als ich heute die Inseratenabschlüsse durchsah. Sonst, bisher immer um die Adventszeit eine stattliche Zunahme, diesmal ein Stillstand, um nicht zu sagen, ein Rückschritt. Schlechte Zeiten, mein lieber Gotthardt. Man muß die Zähne zusammenbeißen und mit unserm alten, guten Genschow hoffen, daß diese Prüfungen vorübergehen."

Zu Weihnachten wechselte Gotthardt mit Genschow und auch mit Ruth Briefe und kleine Geschenke. Wie alle Jahre. Er schickte ihr ein paar Bücher, sie hatte eine Visitenkartentasche für ihn gearbeitet. Eigentlich liebte er solche Handarbeiten nicht sonderlich, und Ruth war auch keine Meisterin der Stickkunst. Aber diesmal hielt er das kleine Ding lange, lange in seiner Hand. Er wollte sich einreden: ‚Das dumme Mädel hätte auch etwas Vernünftigeres tun können, als hier diese hundert und aberhundert Stiche aneinanderreihen und sich damit

die Augen zu verderben.' Aber er dachte darüber hinweg: ‚Ob sie wohl bei diesen hundert und aberhundert Stichen auch an dich gedacht hat, die liebe, kleine Ruth?'

Ihr Brief war ganz eigentümlich. Merkwürdig kurz und merkwürdig inhaltlos. So inhaltlos, daß Gotthardt wieder einen leisen Verdruß in sich aufsteigen fühlte.

„Hochverehrter Herr Doktor!" schrieb sie. „Gestatten Sie auch mir, Ihnen ein ganz bescheidenes Geschenk auf Ihren Weihnachtstisch zu legen. Ich wünsche recht von Herzen, daß Sie das schöne Fest froh, gesund und zufrieden verleben. Zum neuen Jahr schreibe ich Ihnen ausführlicher. Jetzt kann ich das nicht. In Verehrung und Dankbarkeit Ihre Ruth."

Nichts mehr. Sieben Zeilen, das war alles.

Und zum neuen Jahr blieb der versprochene Brief ganz aus.

Die Post war sehr groß zur Jahreswende, die geschäftliche und die persönliche. Die unbekanntesten Verehrerinnen sandten ihm Glückwünsche. Sehr komische darunter: eine Königsbergerin begleitete ihre pseudonyme Gratulation mit einer Marzipantorte, und aus den gesegneten Gefilden Hinterpommerns wurde „dem Lieblingsdichter" eine Spickgans zuteil. Ein Backfisch aus dem Rheinland sandte begeisterte Verse, und eine Wienerin schickte ihre Photographie, sehr fesch, und bat um Gegengabe: „Ich möchte Sie immer vor Augen haben, so wie ich Sie längst im Herzen habe, hoher Meister —"

‚Legen wir es zum übrigen!‘ dachte Harro Gotthardt und suchte nach einem Umschlag mit der wohlbekannten festen Mädchenhandschrift.

Suchte vergebens.

Aber als er am zweiten Januar die Flurtür zur Redaktion aufschloß, stand eine schlanke Mädchengestalt vor ihm, scheu in die Ecke gedrückt. Und Ruth sagte leise: „Hier bin ich! Es ging nicht anders. Seien Sie nicht zu böse, Herr Doktor. Helfen Sie mir —“

---

## Sechstes Kapitel.

Harro Gotthardt war ein Mann, der über ein schönes Maß von Geistesgegenwart gebot, den so leicht nichts außer Fassung brachte. Aber als er Ruth in der Ecke hinter der Tür erkannte, als er ihre Stimme hörte, versagte ihm auf ein paar Augenblicke die klare Besinnung. Er brachte nichts über die Lippen, als ein erschrockenes: „Du, du, Ruth?“ Er war wirklich sehr erschrocken. So erschrocken, daß er im ersten Moment nicht einmal die Empfindung einer Freude hatte. Den Hut hatte er vom Kopf gerissen und starrte sie an mit großen Augen. Vielleicht sah er sogar sehr unfreundlich aus. Denn es war fast, als drückte sich die schlanke Mädchengestalt noch mehr in die Ecke hinein, als sinke das Köpfchen noch tiefer.

„Du, du, Ruth!“ wiederholte er noch einmal. Und dabei überkam ihn endlich etwas wie ein Gefühl der Erleichterung. Das Bewußtsein überkam ihn, wie sehr

er sich in den letzten Tagen um sie gesorgt hatte — und nun war sie ja hier. Nun war sie hier und bat: „Helfen Sie mir!“ Das bedeutete eine neue Sorge, eine neue Angst. Was war vorgefallen? Weshalb bedurfte Ruth seiner Hilfe? Aber indem er das, unklar noch, wie in einer Flucht der Sinne dachte, stieg auf dem Untergrund seiner Seele eine neue Zuversicht auf: ‚Sie kommt zu dir, zuerst zu dir, da sie Hilfe braucht. Du wirst ihr helfen.‘

So faßte er ihre Hand: „Komm in mein Zimmer, Ruth.“ Und als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte: „Setze dich, Ruth.“

Sie tat folgsam, wie er es ihr geheißen.

Er sprach nicht gleich weiter. Er sah sie nun erst schärfer an. Sie saß, wie sie gestanden, mit hängendem Kopf. In einem sehr schlichten Reisekleid, mit einem wenig modernen Hut auf dem dunkelbraunen Haar.

„Schau doch einmal auf,“ sagte er. Es war eine Bitte, doch es mochte ihr klingen wie ein Befehl. Sie hob den Kopf, ließ ihn gleich wieder sinken. Angesehen hatte sie ihn eigentlich nicht. Aber er hatte doch bemerkt, daß über dem feinen Gesicht eine grenzenlose Abspannung lag, fast gleich dem Widerschein großer innerer Kämpfe. Und als er, auf die Spanne einer Sekunde, in diese blassen, übernächtigen und doch so liebreizenden Züge sah, da fühlte er wieder recht deutlich, wie schmerzlich er sich all die Zeit nach Ruth gesehnt hatte. Wie der Vater nach dem geliebten Kind, wie der Bruder nach einer geliebten Schwester, wie —

Plötzlich, jäh überrann ihn eine verzweifelte Furcht. War es ein Herzensleid, das Ruth hilfesuchend zu ihm trieb? Hatte sich dort drüben, unter den Augen von Frau Genschow oder, schlimmer, hinter deren Rücken ein Roman abgespielt? Wäre es denn ein Wunder? Wer in dies liebe Gesicht sah, in diese blauen, lieben Augen, mußte sich ja in Ruth verlieben. Verlieben? Daß jemand das gewagt hätte, irgendein junger Fant! Aber wäre auch das ein Wunder, wenn Ruth ihr Herz verloren hätte? An irgendeinen Leichtsinnigen, an einen Unwürdigen? Und nun kam sie, kam zu ihm, um seine Hilfe zu erflehen. Wie die Tochter zum Vater, wie die Schwester zum älteren Bruder —

Er war schon ruhiger geworden. Aber die Gedanken, die jetzt auf ihn einstürmten, rissen alle klare Besinnung wieder über den Haufen. Mit großen, hastigen Schritten durchmaß er ein parmaal das Zimmer und blieb dann endlich vor ihr stehen.

„Du bist allein gereist?“ fragte er hart.

Sie saß immer noch mit hängendem Kopf, die Hände im Schoß verschränkt.

„Ja,“ gab sie leise zurück, setzte dann aber schnell hinzu: „Ich habe einen Brief von Mama —“

„Gib!“

Sie nestelte in ihrem Täschchen und reichte ihm den Brief. Er bemerkte, daß ihre Hand dabei zitterte. Und seine mißtrauische Seele schrie: ‚Sie hat kein reines Gewissen!‘

Aber seine Erregung sollte sie nicht sehen.

Er ging zum Fenster und las, während er ihr den Rücken zuwandte, den Brief von Marianne Genschow.

Die alte Frau war trotz ihres literarisch angehauchten Mannes nie eine Heldin der Feder gewesen. Das verrieten auch wieder ihre wenigen, in Eile und Aufregung hingeschriebenen Zeilen, in denen einzelne Worte kaum zu entziffern waren und die sich außerdem durch die stilistische Erbbelastung des weiblichen Geschlechts, durch eine erstaunliche Mißachtung aller Interpunktionsregeln, auszeichneten. Dafür atmeten sie eine große Herzenswärme und die innigste, opferfreudige Mutterliebe.

„Ruth will fort," schrieb Mama Marianne. „Ich sah es ein, sie hält es hier nicht mehr aus, sie ist todunglücklich gewesen, und wir konnten es nicht ändern — das arme, liebe Kind. Der Beruf zur Lehrerin läßt sich wohl nicht erzwingen, lieber Herr Doktor, und man soll wohl überhaupt einen erwachsenen Menschen nicht zwingen wollen, gerade wenn man ihn liebhat. Sie wird Ihnen ja selber alles sagen, ehrlich und offen, wie sie immer war. Geht es nicht anders, so ziehen wir auch nach Berlin. Um des Kindes willen ist uns kein Opfer zu groß, es ist ja unser ein und alles auf dieser Welt. Raten und helfen Sie nur unserm Ruthchen, lieber Herr Doktor, damit unser Kind wieder froh wird. Sie haben Ruth ja auch immer liebgehabt —"

„Sie haben Ruth ja auch immer liebgehabt —"

Er überlas den Brief noch einmal und las doch eigentlich nur die letzten Worte. Wieder und wieder In tiefen Gedanken.

Raten — helfen — wie ein Vater — wie ein älterer Bruder —

Auch wenn es sehr schwer war! Auch wenn es gegen das eigne Herz ging?

Und noch einmal las er.

Der Brief besagte eigentlich wenig, ließ allen möglichen Vermutungen freien Spielraum. Aber nun, wo er ruhiger dachte, las er doch heraus: um eine Herzensangelegenheit konnte es sich kaum handeln, sonst hätte Frau Genschow mindestens ein Wort, eine Andeutung einfließen lassen. Gott sei Dank!

Erleichtert atmete er auf, wußte selbst nicht recht, wieso dies Gefühl der Erleichterung über ihn kam, baute sich eine goldene Brücke: Ruth ist ja noch viel zu jung, um ihr Herz zu verschenken. Ja — so war es. Und nun konnte man ihr auch ein freundliches Gesicht zeigen, dem armen Ding. Selbstverständlich unter Wahrung der Vaterwürde, der Autorität des älteren Bruders —

„Nun, Ruth, jetzt laß mal hören, was eigentlich vorgegangen ist? Wo drückt denn der Schuh? Wie? Was? Mama Marianne schreibt eigentlich nichts Besonders über den Kasus. Du mußt schon selber den Schnabel auftun, Ruth."

Als er sich ihr wieder zugekehrt, lag noch der scheue Ausdruck auf dem jungen Gesicht. Aber als er so freundlich, mit einem Scherzton zu ihr sprach, hellte es sich sofort auf, und sie sagte lebhaft:

„Ich halt's nicht mehr aus auf dem Seminar, Herr Doktor! Ich hab's wirklich ehrlich versucht, ich hab' mir

viel Mühe gegeben, hab' tüchtig gearbeitet. Wirklich, Herr Doktor! Es hat niemand über mich klagen können. Ich hab' auch immer daran gedacht, was Sie mir gesagt haben: ‚Was man lernt, lernt man fürs Leben' und ‚Wissen ist Macht'. Ja — aber zur Lehrerin bin ich nicht geschaffen. Lernen will ich wohl, auch späterhin, aber lehren: nein! nein! Ich muß etwas Praktisches, Greifbares vor Augen haben, etwas, wo ich mit ganzer Seele beim Beruf bin."

Eine so lange Rede hatte er von ihr nicht gehört, seit ihren Kinderjahren vielleicht, wo sie manchmal das Plappermäulchen nicht stillhalten konnte. Es machte ihm Freude, ihr zuzuhören; mehr noch, ihren lebhaften Gesichtsausdruck zu verfolgen.

Auf einen Augenblick vergaß er ein wenig seine väterliche Würde. Er lächelte.

„Ist ja auch wohl nicht jedermanns Sache." Aber er nahm sich gleich wieder zusammen: „So leicht, liebe Ruth, soll man nicht mit einem Beruf brechen, zu dem man sich doch selber bekannt hat. Nicht so leicht, nicht so schnell."

„Wenn ich's nicht getan hätte, Herr Doktor, säße ich noch daheim und müßte immer weiter Trübsal blasen. Das wollt' ich nicht, auch der Eltern wegen nicht. Ich sah ja alle Tage, wie die mit mir litten. Solch Mädel im Hause zu haben, aus dem jede Herzensfröhlichkeit verschwunden ist, das muß greulich sein. Da hab' ich denn kurzen Prozeß gemacht — nach langem, innerem Kampf vorher."

„Ja, liebe Ruth, was willst du denn nun aber beginnen?“

Bisher hatte sie gesprochen, ohne zu stocken. Jetzt, wo seine Augen zwar nicht mehr unfreundlich, nicht vorwurfsvoll, aber wartend, forschend auf ihr ruhten, verließ sie ihre Sicherheit. Sie zögerte mit der Antwort; der Kopf sank wieder tiefer, die Hände preßten sich fest zusammen.

„Nun, Ruth?“

Da sagte sie es, ohne ihn anzusehen, etwas unsicher, mit einem rührend bittenden Ton in der Stimme: „Ach, Herr Doktor — Sie sind immer so gut gegen mich gewesen, seien Sie es auch jetzt. Haben Sie für mich nicht eine kleine Stellung auf der Redaktion?“

Er hatte sich einen Stuhl herangezogen, hatte ihr gegenüber gesessen. Nun sprang er jäh auf. Es kam ihm zu überraschend. Und es verdroß ihn geradezu. „Aber Ruth! Ruth — das ist ja Unsinn!“ stieß er hervor. „Eine Stellung auf der Redaktion! Das gibt es ja gar nicht. Ich meine, eine Stellung, die deinem Wissen, deiner ganzen Art angemessen ist. Natürlich, es gibt wohl Redaktricen. Aber dazu bist du, von allem andern abgesehen, ja viel zu jung und unerfahren. Und Stenographin, Maschinenschreiberin, Tippfräulein — das paßt doch auch nicht für dich! Nein, Ruth, die Idee schlage dir nur aus dem Kopf. Ich weiß wahrhaftig gar nicht, wie du dir das gedacht hast.“

Gotthardt war wirklich ärgerlich. Was sich das Mädchen in seinem krausen Sinn zurechtphantasiert hatte!

Ruth auf der Redaktion! Gar nicht daran zu denken! Unsinn war's! Man mußte ihr das klarmachen. Das hätte Genschow schon tun sollen!

„Weiß dein Vater denn von deinen Ideen?"

Sie war nun wieder ein wenig kleinlaut. Aber sie gab doch Antwort. Ja, Vater wußte darum. Er war auch zuerst sehr ungehalten gewesen, hatte gescholten Er konnte sich ja überhaupt nie recht hineindenken, wo es modernen Frauenberufen galt. Dann hatte er doch eingesehen, daß es so nicht weiterging; gerade er hatte schließlich geraten: „Fahre zu Gotthardt! Sprich du selber mit ihm! Er mag entscheiden."

„Und, lieber, guter Herr Doktor" — ihre Stimme nahm wieder den bittenden, flehenden Ton an — „ich will ja nichts sein als eine gute Stenotypistin. Ich kann die Stellung auch ausfüllen. Remington und Barlock schreibe ich gleichgut. Ich kann auch Französisch und Englisch aufnehmen, und in den letzten beiden Monaten habe ich noch heimlich etwas Buchführung gelernt, wenn das vielleicht gebraucht werden könnte."

Sie hatte die Augen zu ihm aufgeschlagen. In denen lag derselbe Ausdruck wie in ihrer Stimme: sie baten, sie flehten.

Es war besser, er wandte sich ab.

So trat er wieder an den Fensterplatz und sah auf das bunte Straßenbild hinaus. Noch immer verstimmt, ganz von Abwehr erfüllt. Aber das Treiben und Tosen dort unten rief ihm zugleich all die Widerwärtigkeiten der letzten Zeit in die Erinnerung zurück; all den

redaktionellen Verdruß, all das Versagen der eignen Schöpferkraft. Und plötzlich stieg ein Bild vor ihm auf, dessen er sich nicht erwehren konnte. Er sah Ruth hier auf der Redaktion — täglich — immer! Dies liebe, junge, vertraute Gesicht! Ihm war's, als könnte das all die Mißhelligkeiten, all die Mißstimmungen verscheuchen, an die er gerade gedacht hatte —

Es war wie eine Vision. Es war wie eine Phantasie, die der Dichter in ihm gestaltete.

Er dachte daran, daß gleichsam ein unfreundlicher Geist in der Redaktion seit deren Uebersiedlung nach Berlin gewaltet, geherrscht, daß seiner redaktionellen Tätigkeit und seinem Schaffenstrieb die Initiative gefehlt hätte; er dachte an seine Unrast und Unlust. Und der kleine Aberglaube von Jürgeß, über den er gelächelt, fand plötzlich einen Widerklang in seiner Seele: „Die Ruth hatte uns Glück gebracht!" Was hatte der alte Jürgeß damals beim Glase Wein hinzugefügt: „Ich sehne mich nach unserm Redaktionskind."

Hatte er sich denn nicht selber all die Zeit hindurch nach Ruth gesehnt? Nur daß er nicht den Mut besessen, es sich offen einzugestehen.

Es mochte doch wohl Fügungen geben. War's nicht eine Fügung, daß Ruth mit ihrer flehentlichen Bitte zu ihm kam, zu ihm, der nie die Verantwortung auf sich genommen hätte, sie zu rufen! Und durfte man solch eine Fügung zurückstoßen?

Mit einem plötzlichen Entschluß wandte er sich ins Zimmer zurück.

Als er Ruth ansah, ihr in die erwartungsvollen Augen blickte, stiegen ihm noch einmal heiß alle Bedenken auf, die sich gegen ihren Wunsch geltend machen ließen. Aber nicht nur die sachlichen, nicht nur die, die sich um ihre Zukunft bewegten. Es wurde auf dem Untergrund seiner Seele noch etwas andres lebendig, das dunkle Bewußtsein einer Gefahr.

Aber zugleich wuchs in ihm der Wunsch, Ruth nun täglich wiedersehen zu können; es wuchs das Gefühl der Gewißheit: sie wird das Glück bringen, dir und uns allen.

Noch einen Augenblick stand er, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann sagte er, nun wieder mit erzwungener Sachlichkeit:

„Ich kann selbstverständlich über dein Engagement nicht entscheiden. Dies ist Sache von Herrn Jürgeß. Ich möchte nur eins bemerken, Ruth: wenn dein Wunsch wirklich in Erfüllung gehen, wenn dich der Verlag engagieren sollte, mußt du darauf rechnen, daß du von uns allen lediglich als Angestellte des Geschäfts betrachtet wirst. Eine Fortsetzung der, ich möchte sagen, der persönlichen Beziehungen, die bisher die — die besonderen Umstände bedingten, ist innerhalb der Redaktion ausgeschlossen. Verstehst du mich, Ruth?"

Sie nickte lebhaft, als ob er ihr etwas Selbstverständliches gesagt hätte.

„Unter dieser Voraussetzung werde ich dein Gesuch bei Herrn Jürgeß befürworten."

Da sprang sie auf. Ein nur halb unterdrückter Jubelton klang zu ihm herüber. Aber gleich darauf sagte sie ernst: „Jawohl, Herr Doktor. Ich danke vielmals.“

* * *

So trat Ruth als Stenotypistin in die Redaktion der „Feierglocken“ ein.

Herr Jürgeß hatte große Augen gemacht, als Gotthardt ihm Vortrag hielt. Er hatte den weißen Kopf geschüttelt, hatte dann von einem „verrückten Mädel“ gesprochen, hatte gelacht. „Unser Redaktionskind hatte einfach Heimweh! Heimweh nach der Redaktion. Na ja — wären Sie ein Dutzend Jahre jünger, mein lieber Freund, dann könnte ich fast auf andre Gedanken kommen. Also — was machen wir denn mit Ruth? Wollen wir es versuchen? Gut! Basta! Vielleicht bringt sie uns wirklich noch einmal Glück. Brauchen könnte man es ja!“

Mit hundert Mark monatlich war Fräulein Ruth Genschow engagiert. Es war vielleicht gut, daß die andern „Klapperschlangen“ nichts über die Höhe des „Salärs“ erfuhren, sonst hätte es wohl noch mehr Tuscheln gegeben, als ohnehin über die „blutige Anfängerin“ zwischen den drei Maschinen beliebt wurde.

Für Ruths erste Unterkunft hatte Gotthardt Sorge tragen wollen. Aber er mußte erleben, daß das neue Tippfräulein eine ziemliche Selbständigkeit entwickelte. Sie hatte bereits die Adresse einer guten und billigen

Pension in der Tasche mitgebracht, und er ersah bei der kleinen Erörterung auch, daß Mama Genschow eine Anleihe bei ihrem Sparstrumpf gemacht haben mußte; sein Anerbieten, Ruth zunächst mit etwas Kleingeld beizuspringen, wurde mit wärmstem Dank, aber auch entschieden abgelehnt. Gerade noch, daß er das Redaktionskind zum ersten Mittagessen einladen durfte.

Das wurde denn freilich ein recht fröhliches Mahl, bei dem sich Ruth noch einmal ganz als Vizetöchterchen gab und erst recht fühlte. In die kleine Weinstube hatte er sie geführt, in der er für gewöhnlich speiste, und einen gemütlichen Nischenplatz erobert. Sogar eine Flasche Schaumwein bestellte er und freute sich, wie der schäumende Sekt Ruth die Zunge löste. Von ihrer Kindheit plauderte sie und wie sich alle ihre liebsten Erinnerungen mit der Redaktion verknüpften, mit der geliebten Redaktion der „Feierglocken“. Einmal hob sie das Spitzglas ein wenig und sah in die Perlen, die im Wein ihr rastloses Spiel trieben. „Wenn Sie erlauben, Herr Doktor — wenn ich darf — ich möchte gern mit Ihnen auf das Wohl der ‚Feierglocken‘ anstoßen!“ sagte sie ein wenig unsicher, aber doch wie von innerer, froher Zuversicht ganz erfüllt.

Die Gläser klangen aneinander, und dann begann er zu erzählen. Nicht von den eignen Nöten, aber von dem vielerlei Verdruß, dem großen und kleinen, im Geschäft. Und er freute sich wieder, wie aufmerksam das Redaktionskind aufhorchte, freute sich mancher klugen Zwischenfrage. Manchmal wollte es ihm fast vorkommen,

als plauderte er mit einem verständigen, lieben Kollegen, mit einem guten Kameraden; aber es mischte sich doch ein ganz andres, noch persönlicheres Empfinden hinein: so etwa hätte er alles, was ihn anging, mit einer Schwester besprechen mögen. Mit einer Schwester — ja. —

Und dann staunte er wieder: was war das doch für ein junges Ding da drüben! Kaum den Backfischjahren entwachsen! Bisweilen hatte sie noch etwas ganz kindlich Naives; so jetzt, wo sie sagte: „Ich hatt' ja solch eine Sehnsucht nach der lieben, lieben Redaktion!" Bisweilen sprach sie ganz ernst und sachlich: „Die Druckerei braucht eigentlich viel zu viel Zeit zum Umbruch der Nummer. Die ‚Feierglocken' könnten manchmal aktueller sein, wenn ein Tag oder vielleicht gar zwei bei der Herstellung gespart würden." Und dabei wurde sie doch ein wenig rot, bis in die winzigen Ohrläppchen hinein. O du liebe, kleine Weisheit —

Dann kam der Kaffee, und da wurde er nachdenklich, rührte noch in der kleinen Mokkatasse, als längst das Zuckerstückchen schon vergangen war. Wer ihm das gestern gesagt hätte, daß er heute hier mit Ruth dinieren würde! Ein flüchtiger, krauser Gedanke flog ihm durch den Sinn: Lang, lang ist's her, daß du — als lockerer Student — einmal mit solch einem bildhübschen Kind eine Flasche Schaumwein getrunken hast! Er schämte sich fast der Erinnerung, so harmlos sie war. Aber mit einem Male war ein andrer Gedanke da: vielleicht war es doch ein Unfug gewesen, ein Leichtsinn, Ruth zu engagieren? Die Gefahr, daß sie selber dabei in eine

schiefe Stellung geriet — ihm gegenüber, den Kollegen, Herrn Jürgeß, selbst dem alten Knurre — die Gefahr lag zu nahe. Und mitten in diesen Gedankengang hinein sprang noch ein andres Bedenken: was wohl die fremde Frau jenseits des Ozeans dazu sagen würde, daß Ruth in der Redaktion als Stenotypistin angestellt sei — und daß Ruth heute hier mit ihm, dem Chefredakteur, beim Glase Wein säße —

Er sah zu Ruth hinüber. Die saß ganz still, auch wohl in Gedanken. Um ihre Lippen aber spielte ein leises, süßes, kindlich gutes Lächeln.

Nein, die Ruhe und das Glück des Kindes durfte man heute nicht mit Bedenken stören. Wie hatte doch der alte, gute Lüdenscheid, den nun schon die kühle Erde deckte, immer gesagt, wenn eine besonders schwierige Frage vorlag: „Es wird sich schon historisch entwickeln!" Auch Ruths Stellung mußte sich „historisch entwickeln". Und was an ihm lag, sollte wahrlich geschehen, sie nicht zu erschweren, sie nicht zu komplizieren.

Aber mit der rechten, frohen Stimmung, in der die Stunde begonnen, war es nun doch vorbei.

Er stand auf, ganz plötzlich. „Es wird wohl Zeit, Ruth, daß wir gehen —"

Da war sie auch schon aufgesprungen. „Jawohl Herr Doktor. Und vielen, vielen Dank. Es war so schön, so wunderschön," hatte Ruth mit leuchtenden Augen gesagt — das Kind —

* * *

Wenn Gotthardt sich Gedanken, Sorgen gemacht hatte wegen Ruths Stellung in der Redaktion, so waren diese, schien es, durchaus unnötig gewesen.

Ruth saß in dem kleinen Zimmer der Klapperschlangen vor ihrer Remingtonmaschine, als hätte sie diesen Platz schon seit Jahren innegehabt. Die beiden Kolleginnen konnten aus dem Neuling gar nicht klug werden. Fräulein Josepha Hendrick, Ruth gegenüber, ein etwas vergrämtes, altes Fräulein mit dünnen, spitzen Lippen, hatte sie am ersten Tage ein wenig aushorchen wollen; aber so offen Ruth Antwort gab, vielleicht gerade, weil sie so offen Antwort gab, viel war dabei nicht herausgekommen. Fräulein Martha Linkeball, deren Maschine neben der von Ruth stand, hatte eine andre Taktik eingeschlagen. Die kleine, üppige Person mit rotblondem, nach der neuesten Mode frisiertem Schopf sprach nur von sich und hoffte, auf diesem Umwege die „Neue" gesprächiger zu machen. Aber es schien Ruth wenig zu interessieren, daß Martha Linkeball heimlich verlobt war, und daß sie eine „enorm reiche" Tante besaß, die sie für den Sommerurlaub nach Kolberg eingeladen hatte. Ruth sagte freundlich „so" oder „ja" und wandte im übrigen ihre ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zu.

Dafür hatte Fräulein Josepha als die Aelteste gesorgt, daß dem „Kiekindiewelt" die schwierigste Arbeit zugeschoben wurde. Zum „Diktat-Aufnehmen" bei den „Herren" gingen die beiden andern, sobald die Redaktionskonferenz vorüber war. Der „Neuling" mochte sein

Können erst einmal an dem unleserlichen Romanmanuskript von Otfried Angstin erweisen, das abgeschrieben werden sollte, ehe es in die Druckerei ging. Denn der Herr Chefredakteur wollte in der Maschinenabschrift vorher noch starke Kürzungen vornehmen. „Mit Zustimmung des Autors natürlich, Fräulein Genschow. Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß diese Zustimmung gesetzlich erforderlich ist. Viel Vergnügen! Ich verstehe überhaupt nicht, wie Herr Doktor Gotthardt sich über das Manuskript hat ein Urteil bilden können." Wobei Fräulein Josepha Hendrick sich den Kneifer auf den auffallend schmalen Nasenrücken setzte und sehr gebildet aussah.

Das Manuskript war allerdings fürchterlich. Herr Otfried Angstin, der berühmte Mode-Autor, bei dessen Namensnennung Tausende von Backfischherzen schneller schlugen, war entschieden ein unmoderner Mensch, der die Segnungen der Maschinenschrift noch nicht erkennen wollte, oder er war ein geiziger Mensch, der den blauen Lappen für die Abschrift sparte; jedenfalls aber war er ein arger Mitarbeiter, der, auf seinen Ruf oder, besser gesagt, auf seine Gesuchtheit pochend, keine Rücksicht auf die kostbare Zeit und auf die Sehkraft der Redakteure nahm. Armer Doktor Gotthardt, dachte Ruth, als sie die zweihundertsechzig Seiten durchblätterte, die mit winzig kleinen Buchstaben wie besät erschienen, Linie eng an Linie und doch zwischen den Linien noch mit blauen und roten Strichzeichen durchspickt, die auf allerlei Einschiebungen auf losen Blättern hinwiesen.

Armer, lieber Doktor Gotthardt, dachte Ruth, und dann setzte sie sich vor ihre Maschine und tippte drauflos. Als nach etwa einer Stunde die beiden andern Jungfrauen vom Diktataufnehmen zurückkamen, warfen sie erstaunte Blicke auf das Häuflein sauber beschriebener Blätter, das schon neben Ruth lag.

„Können Sie denn das Zeug wirklich lesen?“ fragte Josepha Hendrick.

„Es geht!“ gab Ruth zurück, ohne aufzuschauen. Es ging auch wirklich. Ging nicht nur dank ihrer scharfen Augen, nicht nur dank ihrer konzentrierten Aufmerksamkeit, es ging auch deshalb, weil es ihr schon als Kind Spaß gemacht hatte, wenn sie gelegentlich bei Vater Genschow hockte, die schwierigsten Manuskripte zu entziffern. Hatte sie doch sogar die Hieroglyphen des berühmten Marineschriftstellers, des Admirals Werner, lesen können, über die der alte Setzer Merter unten in der Druckerei jedesmal aufs neue in Verzweiflung geriet: „Das sieht einmal wieder aus, als ob der Admiral es mitten mang 'nen Taifun geschrieben hätte.“

In den ersten Tagen sah Ruth kaum einen der Herren der Redaktion. Nur Herr Molenar, der Ersatzmann für Papa Genschow, kam ein paarmal mit fliegenden Rockschößen und flatternder, bunter Krawatte ins Zimmer getänzelt, ein Päckchen „Eingänge“ unter dem Arm: „Ah — die Neue! Hm — ja!“ Er stutzte ein wenig, dachte vielleicht: ‚Donnerwetterchen, der Chef hat aber einen guten Geschmack‘, lächelte süß und zog wieder ab. Und einmal erschien der alte Aßmusen,

klopfte Ruth väterlich auf die Schultern und meinte: „Na, Gör, überarbeite dich man nicht! Arbeit macht das Leben süß, heißt es ja wohl. Das Wort hat aber einer erfunden, der die Arbeit nicht kennt.“ Als sein grauer Kopf verschwunden war, sah Fräulein Martha Linkeball auf: „Dieser Herr Aßmusen duzt Sie ja —“

„Das ist doch nicht zu verwundern, da er ein alter Freund meines Vaters ist.“

„So — so —“

Dann klapperten die drei Maschinen weiter. Es war eigentlich ein schreckliches Geräusch, aber dem Redaktionskind klang es wie Musik.

---

## Siebentes Kapitel.

Das Klappern der Maschinen klang Ruth wie Musik. Aber an die Unruhe, die im übrigen in dem Zimmer der Tippfräuleins herrschte, konnte sie sich nicht leicht gewöhnen. Fräulein Josepha sowohl — von Fräulein Linkeball bisweilen „Onkel Joseph“ genannt — wie die rotblonde Schönheit waren an sich recht unruhige Geister. Die Aeltere hatte zwar alle zehn Minuten eine Mahnung zur Ruhe auf den Lippen, aber sie raschelte und wutschelte dabei fast ohne Unterlaß umher. Und Martha Linkeball war von Natur ein Sausewind; sie hatte immer etwas Neues zu erzählen: daß sie gestern abend getanzt hätte, welches Kleid sie angehabt, daß ihr Schatz sie nach Hause gebracht — bis zur Haustür —, daß ihre Tante Henninger sich ein Automobil anschaffen wollte,

und daß sie wohl zum Frühjahr die Bürde dieser Stellung abschütteln würde. Dazwischen verspeiste Fräulein Josepha ganz langsam, mit ihren langen Zähnen Brocken auf Brocken loslösend, ihr Frühstück, futterte Fräulein Martha Pralinés; oder Josepha las verstohlen auf dem Schoß die Morgenzeitung, oder Fräulein Martha kicherte über einem Buch mit merkwürdig buntem Umschlag, das sie unter ihren Skripturen zu liegen hatte.

Dann war im Zimmer die Telephonzelle, die die Aeltere zu bedienen hatte. An manchen Tagen wollte die Klingelei kein Ende nehmen. Alle Augenblicke „kam“ die Druckerei mit Anfragen. Bald meldete sich eine der Reproduktionsanstalten und verlangte nach Herrn Aßmusen, um zu erklären, daß sie unmöglich bis vier Uhr, wie beordert, die vier Aetzungen liefern könnte; bald wollte eine fremde Dame wissen, wann der „laufende Roman“ zu Ende wäre; bald bot der Schriftsteller Soundso telephonisch eine ungeheuer aktuelle Arbeit an; bald erbat eine Firma die Telephonnummer der Expedition, um ein Inserat aufgeben zu können; bald sagte ein Photograph, der die schönsten Frauen Berlins in seiner Kamera eingefangen zu haben behauptete, seinen Besuch an. „Ich reise heute abend nach Teheran — kann die Redaktion der ‚Feierglocken‘ einen Artikel über das Hoflager des Schahs gebrauchen?“ hieß es jetzt. „Rufen Sie mir sofort den Herrn Chefredakteur an den Apparat, ich möchte doch klarstellen, daß meine Frau die ‚Feierglocken‘ abbestellen wird, wenn das Blatt weiter so langweilig redigiert wird wie in letzter Zeit!“ hieß es dann. „Ich habe

ein ausgezeichnetes Rezept für Schokoladencreme," flötete ein dünnes Stimmchen, „das ich der Redaktion gegen ein Honorar von zwei Mark anbieten möchte." „Sie haben in Ihrer letzten Nummer eine Novelle gebracht, in der mein Name, Egon Schultze, gemißbraucht worden ist!" donnerte ein Bierbaß. „Ich kann nicht dulden, daß irgendein Tintenkuli irgendeinem erfundenen, erstunkenen Hochstapler meinen ehrlichen Namen beilegt. Ich gehe an den Staatsanwalt, wenn Sie nicht berichtigen, daß ich und jener Egon Schultze nicht identisch sind."

Weiter war im Zimmer der Maschinenschreiberinnen das kleine Schaltbrett für das Etagentelephon, das die einzelnen Zimmer der Redaktion untereinander und mit dem Verlag verband. Das gab auch ein ewiges Geklingel und Gebimmel: „Herr Molenar!" „Hier — Jürgeß!" „Bitte, Fräulein Hendrick, kommen Sie sofort zu mir!" „Fräulein Linkeball zum Chef wegen eines eiligen Briefes!" „Knurre soll zwei Bilderkisten vom Zollamt abholen." „Haben Sie den Briefträger mit den Einschreibsachen nicht gesehen? Ich erwarte eine eilige Wiener Sendung — der Reichspostjünger muß doch schon dagewesen sein!"

Es war sehr unruhig im „Damenzimmer". Aber man gewöhnte sich auch daran, zumal wenn man konzentriert arbeitete. Und das tat Ruth. Manchmal schüttelte Fräulein Josepha den Kopf und murmelte ein Weisheitssprüchlein, das etwa klang wie: „Blinder Eifer schadet nur!" Und manchmal schlug Fräulein Martha in einer ihrer vielen Ruhepausen die Füße übereinander,

daß ein gut Teil ihrer koketten Chaussure sichtbar wurde, und wechselte mit der älteren Kollegin einen spöttischen Blick. Man konnte ihn deuten: „Neue Besen kehren gut!“ Aber Ruth verlegte sich nicht aufs Deuten. Sie arbeitete.

Der Romanwälzer „Lotte Lises Tochter“ lag gerade fertig abgeschrieben vor, als es eine kleine Szene gab.

Fräulein Martha Linkeball stürmte in das Zimmer, zornsprühenden Auges, und schleuderte eine Handvoll Briefe auf den Tisch, von denen jeder in der Mitte quer durchgerissen war. „Ich kündige! Es ist nicht mehr zu ertragen!“ rief sie, mit Tränen kämpfend. „Ein halbes Dutzend Briefe hat mir das alte Gräul zerrissen!“

„So?“ Fräulein Josepha sah von der Maschine auf, sagte „Sie Aermste“ und bemerkte dazu maliziös: „Der Doktor hat manchmal seine grantigen Tage. Und Sie, liebe Martha, haben manchmal Ihre flüchtigen. Das gibt dann leicht ein Désastre.“

„Ach was! Ein Kleinigkeitskrämer ist der große Herr Chefredakteur. Schließlich verhaut sich auch die beste Maschinenschreiberin einmal. Und wer kann denn überhaupt bei seinem schnellen Diktat folgen? Ja — und nun müssen Sie in die Höhle des Löwen, Josepha. Er hat noch eine Masse Briefe zu diktieren, sagt er.“

Da klingelte auch schon das Etagentelephon: „Hier Doktor Gotthardt! Bitte, Fräulein Hendrick, kommen Sie sofort! Die Arbeit drängt.“

„Hilf Himmel, ist der große Mann ungeduldig!“ sagte Fräulein Josepha leise nach rückwärts. In den

Apparat aber sprach sie mit sanftester Stimme: „Verzeihen Sie, Herr Doktor — ich habe noch sehr viel für Herrn Aßmusen zu schreiben. Alles eilige Sachen. Könnte nicht vielleicht Fräulein Genschow —?“

Ein zögerndes „Ja“ kam zurück.

„Er wünscht Fräulein Genschow! Also, meine Liebe, bewaffnen Sie sich mit zwei recht schön angespitzten Bleistiften und einer Dosis Geduld, die dem Grade seiner Ungeduld entspricht. Aber vielleicht entwickelt er Ihnen gegenüber mehr Geduld und Milde — Milde! — als er sonst aufzubringen vermag.“ Das „er“ wurde immer betont, als ob es mit zwei großen Buchstaben geschrieben wäre.

Ruth war schon in der Tür. Sie überhörte alle Bosheiten in ihrer großen Freude, einer Freude, der auch ein Gefühl leichter Beklommenheit nicht Abbruch tun konnte.

Länger als acht Tage war sie nun auf der Redaktion und hatte Gotthardt kaum gesehen. Höchstens, daß er einmal flüchtig in das Zimmer der Stenotypistinnen hineingeblickt hatte, mit irgendeinem eiligen Auftrag; daß er ebenso flüchtig ihr dabei zunickte. Kaum zehn Worte hatten sie miteinander gewechselt. Und manchmal war doch ein leiser Schmerz in ihr gewesen. Etwas wie beginnende Enttäuschung. Aber dann hatte sie über sich selber gelächelt: ‚Vielleicht will er dich auf die Probe stellen. Vielleicht will er dir zeigen, daß du dich Illusionen hingegeben hast. Nun gerade soll er sehen, daß du keine Arbeit scheust, daß du weißt, wie du dir deine Stellung erkämpfen mußt —‘

Als sie in sein Zimmer trat, stand er vom Arbeitstisch auf, sah sie gar nicht an, sagte nur kurz: „Guten Morgen!" und deutete auf ein Tischchen am Fenster. „Da — bitte."

Dann begann er auch schon nach seiner Gewohnheit auf und ab zu gehen und zu diktieren.

In den ersten Sekunden erschrak sie. Alle Wetter, unrecht hatte Fräulein Linkeball nicht: das ging ja wie ein Sturmwind. Er gab das Diktat so schnell, daß auch sie kaum folgen konnte, und sie dachte: Lange hältst du das nicht aus!

Aber das war nur der erste Eindruck. Denn sehr bald bemerkte sie, daß seine Art, zu diktieren, die stenographische Aufnahme doch sehr erleichterte. Er sprach äußerst klar und akzentuiert; er gab jedes Interpunktionszeichen mit; er „verhaspelte" sich niemals im Satzbau. Und in angemessenen Zwischenräumen hielt er immer inne; fragte: „Haben Sie —", verbesserte sich: „Hast du —?", sagte wohl auch dann und wann: „Bitte, den letzten Satz lesen —"

Es war sehr anstrengend. Aber sie konnte mitkommen. Freilich nur mechanisch. Einmal schoß ihr, in einer winzigen Pause, während er in den Papieren auf seinem Schreibtisch blätterte, der alte Druckereiwitz durch den Sinn von dem Setzer, dem man sein eignes Todesurteil zum Setzen gegeben hatte, und der die Arbeit ausführte, ohne den Unfug zu merken. So könnte es dir auch gehen, dachte sie.

Nun war er endlich fertig. Er sah nach der Uhr

„Ich muß die Briefe bis dreiviertel vier haben. Wirst du fertig werden?“

„Jawohl, Herr Doktor. Ich hoffe.“

„Schön. Aber bitte fehlerlos. Ich habe für heute gerade genug an der Lodderei von Fräulein Linkeball.“

Sie hatte die Türklinke schon in der Hand, da rief er noch einmal: „Ruth —“

Er hatte bisher nur geschäftlich gesprochen, nicht gerade unfreundlich, aber streng sachlich. Dies ‚Ruth‘ klang anders.

Sie wandte sich um.

Er stand am Fenster, hatte die linke Hand auf der Lehne des Stuhles, auf dem sie gesessen, und sah sie zum erstenmal an.

Aber er sagte nichts weiter.

Sie wurde ein wenig verlegen. Wozu hatte er sie denn zurückgerufen?

„Haben Sie noch Befehle, Herr Doktor?“ fragte sie endlich, da er immer noch schwieg.

Er ließ die Rechte über die Stirn gleiten, und es war fast, als hätte er den Faden eines Gedankens, der ihn beschäftigt, verloren.

„Ja so — nein, liebe Ruth. Ich wollte nur fragen, wie es dir geht?“

„Danke — gut, Herr Doktor.“

Er war wirklich sonderbar. Wunderlich war er. Er ging ein paar Schritte auf sie zu, fast als wollte er ihr die Hand geben, wandte sich dann aber an seinen Schreibtisch. „Also spätestens dreiviertel vier die Briefe!“

sagte er. Und es klang wieder ganz sachlich, streng geschäftlich.

Ruth merkte den Unterschied zwischen seinem letzten und seinem vorletzten Satz kaum; völlig erfüllt war sie von ihrem Arbeitsehrgeiz. Sie fand außerdem beides ganz natürlich: seine freundliche Erkundigung und dann seinen geschäftsmäßigen Ton. Und vor allem hatte sie ja keine Zeit; nicht einmal die Zeit, nachzusinnen. Um dreiviertel vier mußten die Briefe fertig sein, womöglich schon um halb vier!

„Sie haben ja ganz rote Bäckchen!" meinte Josepha, als Ruth in das „Damenzimmer" zurückkam. „Ja — ja, der Gewaltige kann einen ‚warm' machen!" ergänzte und erklärte Martha Linkeball. Aber auch das hörte Ruth kaum. Sie saß schon vor ihrer Maschine, zog den ersten Bogen ein, und die flinken Fingerchen begannen ihr Spiel auf den Tasten. „Sehr verehrter Herr Kollege! Herzlichen Dank für Ihre liebenswürdige Einsendung. Wir akzeptieren die Novelle gern und sind überzeugt, daß Ihre Dichtung unsern Lesern sehr gefallen wird. Nur möchten wir Sie bitten, die Schlußwendung etwas anders zu gestalten —" usw.

* * *

‚Du bist ein Hansnarr!' predigte sich Gotthardt in seinem Zimmer. ‚Du siehst Gespenster! Du kennst dich selber nicht. Bist du denn je in deinem Leben ein Mensch gewesen, der sich nicht zu beherrschen verstand? Wenn du dich aber beherrschst, wirst du doch mit dir und

mit der kleinen Ruth fertig werden. Das heißt: klein? Klein ist sie nun freilich nicht. Nein! Aber gleichviel — so kann es doch nicht weitergehen — so nicht!'

Die Manuskripte auf dem Schreibtisch mußten heute ruhen. Mochten sie! Im Notfall konnte sie Knurre in die Wohnung bringen. Es gab schon noch ein paar Nachtstunden für sie. Zumal es mit dem Schlaf sowieso jämmerlich bestellt war.

‚Ein Unfug! Ein Unsinn! Eine moralische Feigheit ist's. Die richtige Vogelstraußpolitik habe ich getrieben, seit Ruth hier ist. Mir eine Hölle geschaffen und mich nicht im geringsten um sie gekümmert. Was sie wohl eigentlich von mir gedacht haben mag? Sie muß es doch empfunden haben, daß ich ihr aus dem Wege gegangen bin. Einfach meine Pflicht ihr gegenüber habe ich nicht erfüllt. Aus Feigheit — wiederhole es dir nur noch einmal — aus Feigheit!

Und eben, mein alter Harro, eben hast du dich ganz jämmerlich benommen. Wie ein Pascha von sieben Roßschweifen, mein guter, törichter Junge, hast du das arme Mädel angegrobt. Wieder aus Feigheit! Aus Furcht vor dir selber, anstatt ruhig und freundlich mit ihr zu sprechen.

Ein Hansnarr bist du! Vor vierzehn Tagen bautest du dir Luftschlösser, und inzwischen hast du die selber täglich umgepustet. So — puh! Die schönsten Hoffnungen und Erwartungen hattest du — „es wird alles besser werden, wenn die Ruth hier ist," hast du geträumt. Aber wie sollte es denn besser werden, wenn

du sie gar nicht siehst? An ihr hat es nicht gelegen. Immer nur an dir, an deiner gottsjämmerlichen Feigheit, an deiner elenden Vogelstraußpolitik!'

Hin und her pilgerte er durch sein Zimmer, blieb am Arbeitstisch stehen und schob an den „Eingängen" herum, machte vor dem Eckschrank halt und sah zur Schaperschen Goethebüste hinauf, ohne zu wissen, wen der Abguß dort oben eigentlich darstellte, nahm einen Band aus der Bücherei, betrachtete den Einband und legte das Buch wieder zurück, ohne auch nur den Titel gelesen zu haben.

‚Ein Hansnarr bist du! Bist du etwa verliebt, verliebt wie ein Zwanzigjähriger? Verliebt in die Ruth, die deine Tochter sein könnte? Die du doch wirklich als deine Tochter ansehen könntest — als deine jüngere Schwester, wenn dir das angenehmer klingen sollte. Verliebt — es ist ja eine Lächerlichkeit.

Nun richte dich endlich einmal zusammen, mein bester Harro!

Die Sache ist doch ganz einfach: Suche den rechten Standpunkt ihr gegenüber zu gewinnen! Oder noch einfacher: Sei ihr gegenüber nur natürlich. Sei ihr gegenüber, wie du immer warst.

Und sei so gut, alter Hansnarr, schiebe etwaige dumme Gedanken, wenn sie trotzdem über dich kommen sollten, gefälligst zurück. Mache dich nicht vor dir selber lächerlich! Himmelkreuzdonner —'

Es war ein Kernfluch, mit dem Gotthardt endete, ein Kernfluch, der jedem Kavalleriewachtmeister aus der

guten, alten Zeit Ehre gemacht haben würde. Und er kommandierte auch weiter: „An die Gewehre!" und setzte sich an seinen Schreibtisch, langte sich den dicksten Wälzer aus den Manuskripten heraus und vertiefte sich gewaltsam in die vielverschlungenen Schicksale einer gewissen Mieze Wultenkrona, die von der Verfasserin durch alle Leiden eines modernen Großstadtlebens hindurchgesiebt wurde. Anfangs schweiften seine Gedanken noch bisweilen ab, anfangs tauchte zwischen den Blättern noch dann und wann ein dunkelbrauner Schopf auf, der mit der blonden Mieze absolut nichts zu tun hatte. Aber er biß sich fest in der Lektüre, mehr und mehr; er kam sogar zu einem Urteil über den Roman.

Dann pochte es plötzlich.

„Die Briefe, Herr Doktor —"

„Ja so — die Briefe —"

Mit einem Male wollte die blonde Mieze Wultenkrona, das moderne Großstadtkind, in die Versenkung stürzen. Aber diesmal hielt sie Gotthardt fest — und sich selber auch. Umsonst hatte er sich nicht die lange Gardinenpredigt gehalten.

„Ja so — die Briefe. Wieviel Uhr ist es denn?"

„Halb vier, Herr Doktor."

„Schön — da bist du wirklich fleißig gewesen. Nun laß einmal sehen, Ruth."

Sie stand dicht neben ihm, während er die Schreiben durchsah und unterschrieb. ‚Wirklich tadellos hat sie es gemacht,' dachte er dabei. Wie gestochen sah die Schrift aus, klar und deutlich jeder Buchstabe — ganz fehlerlos.

‚Erstaunlich fehlerlos eigentlich für eine Anfängerin. Wenn man die Schreibselei von der blonden Mieze Wultenkrona — Unsinn! — von der Martha Linkeball daneben legen wollte, würde man den Unterschied erst recht merken.‘

Ganz dicht stand sie neben ihm, und er empfand es als eine große Annehmlichkeit, daß sie jeden Bogen, sobald er sein Harro Gotthardt unterschrieben, sofort beiseite zog, geschickt und behende, nicht zu früh und nicht zu spät.

Nun kam der letzte Brief. Da stutzte er.

„Herrn Werner Hallentin —“

„Verzeihung, Herr Doktor — Sie hatten zwar Kurt Hallentin diktiert, aber der Verfasser der ‚Drei Rosen‘ heißt Werner mit Vornamen. Ich wußte das — zufällig.“

„Irrst du auch nicht, Ruth?“

„Ich habe sicherheitshalber noch einmal im Literaturkalender nachgesehen.“

Er schmunzelte. „Du bist ja eine Perle!“ Und indem er das sagte, fand er: es ging wirklich ganz gut mit der richtigen Stellungnahme. Man mußte nur wollen.

„Ich will dir schnell noch einen Brief diktieren. Aber du brauchst ihn erst morgen zu schreiben, Ruth!“

Da saß sie schon am Fensterplatz, den Bleistift in der Hand.

„Hochverehrte gnädige Frau! Für die liebenswürdige Einsendung Ihres Romans ‚Mieze Wultenkronas Abenteuer‘ sagen wir Ihnen unsern verbindlichsten Dank. Wir haben den Roman mit lebhaftem Interesse gelesen,

und wenn wir leider darauf verzichten müssen, ihn für unsre ‚Feierglocken' zu erwerben, so möchten wir Sie doch bitten, uns Ihre nächsten Arbeiten stets zuerst vorzulegen. Wir geben sonst aus guten Gründen ein Urteil über uns vorgelegte Arbeiten nicht. In diesem Falle aber möchte ich persönlich eine Ausnahme machen —"

Es wurde ein sehr langer Brief, denn Gotthardt hatte unter allem Wust die „Klaue des Löwen" erkannt, den „Falken", wie Heyse es einst genannt; hatte erkannt, daß diese blutige Anfängerin ein Talent war, das sich voraussichtlich entwickeln würde; daß diese Anfängerin eine wertvolle Mitarbeiterin werden konnte, wenn sie den erforderlichen Fleiß aufbrachte. Es lohnte, sie auf die richtigen Wege zu weisen.

„Fertig!" sagte er endlich. „Bist du gut mitgekommen, Ruth? Ich diktiere wohl sehr schnell?"

„Jawohl!" entgegnete sie offen. „Aber ich kam doch ganz leicht mit."

Er sann ein paar Augenblicke. Die „dummen Gedanken" wollten doch wieder auftauchen, als Ruth zu ihm aufsah. Er mußte sich erst schnell ein energisches ‚Hansnarr du!' zurufen. Aber dann sagte er: „Du kannst jetzt jeden Morgen nach der Konferenz zum Diktat kommen, Ruth."

Das Blut wallte ihr ins Gesicht. „Jawohl, Herr Doktor!" Und sie wollte gehen.

Da hielt er sie noch einmal an. Er lächelte ein wenig. Es galt ihr und galt doch noch mehr ihm selber.

„Du hast mir vorhin recht kurz auf meine Frage, wie es dir geht, geantwortet, Ruth.“

„Weil es mir wirklich gut geht.“

„Das freut mich herzlich. Ich hatte soviel — ich hatte soviel zu tun in dieser letzten Zeit, daß ich mich gar nicht um dich kümmern konnte. Wie bist du mit der Pension zufrieden? Und was schreiben die Eltern?“

Sie gab Auskunft. Er fragte noch einiges. Eigentlich mit einem leisen, ganz versteckten Hintergedanken: ‚Hat sie es denn gar nicht empfunden, daß du ihr bis heute aus dem Wege gegangen bist?‘ Und dann mit der etwas bitteren Einsicht: ‚Wenn sie es gefühlt hat, ist es nicht tief gegangen — hm — alter Hansnarr du!‘

Endlich schwieg er. Sie machte etwas, das halb ein Knicks und halb eine Verbeugung war. Das Kind! Manchmal ist sie doch noch ein rechtes Kind. —

„Also auf morgen, Ruth!“

Und nun war sie aus dem Zimmer gehuscht. Und Harro Gotthardt rieb sich die Hände. Es geht wirklich ganz gut! Man muß nur wollen — und kein Narr sein!

Es ging auch wirklich ganz gut. Es ging sogar vortrefflich. Bei den Kolleginnen hieß Ruth freilich fortan „Fräulein Privatsekretär“, aber sie machte sich nichts aus dem hämischen Titel, tat ihre Pflicht und suchte sowohl mit der säuerlichen wie mit der süßlichen Dame ein so gutes Verhältnis zu wahren, als nur möglich war. Mit dem leisen Hintergedanken freilich: ‚Unterbuttern lasse ich mich von euch nicht!‘ Denn zu den absolut und unbedingt friedfertigen Lämmlein

gehörte das Redaktionskind doch nicht. Das erfuhr zunächst Herr Molenar, der Redaktionssekretär mit den ewig flatternden Rockschößen. Seinem guten Herzen widerstrebte es, daß das junge Ding stets unbegleitet nach Hause gehen sollte. Ein paarmal hatte Ruth sich seine Begleitung harmlos gefallen lassen, da sie eigentlich jedes Mitglied der Redaktion noch mit dem anerzogenen Respekt früherer Jahre betrachtete. Als der junge Herr sie aber eines Tages fragte, ob sie nicht mit ihm in den Wintergarten gehen wollte, wo gerade die schöne Otero auftrete, hatte sie so energisch verneint, daß er von jeder weiteren Frage und auch von weiteren Kavalierpflichten Abstand nahm.

Uebrigens hatte sie Herrn Molenar schon im nächsten Augenblick vergessen, so unwichtig war er ihr. Denn sie lebte nur ihrer einen Passion — es war wirklich eine Passion! — ihre Stellung recht zur Zufriedenheit von Doktor Gotthardt auszufüllen. Und sie war glückserfüllt, daß ihr das augenscheinlich von Tag zu Tag besser gelang.

Aeußerlich blieb dabei ihre Stellung ganz unverändert. Sobald am Vormittag die Redaktionskonferenz beendet war, ging sie in das Zimmer des Chefredakteurs, um sein Diktat entgegenzunehmen; und nachdem dies geschehen, saß sie fast stets an der Maschine, bis zum Schluß der Dienststunde.

Aber die selige Stunde des Diktierens, die zuerst knappe dreißig Minuten gehabt hatte, wuchs sich allmählich mehr und mehr aus.

Zuerst hatte Gotthardt wirklich nur diktiert. Nun — sie wußten beide nicht, wie es eigentlich begonnen hatte — besprach er so manchen Brief mit ihr, ehe er diktierte. Den äußeren Anlaß mochte ihr fabelhaftes Gedächtnis gegeben haben: es war, als ob sie seit Jahren in der Redaktion der „Feierglocken" tätig gewesen sei; sie wußte jede Adresse auswendig, sie war ein lebendiger Auszug aus dem Kürschner, dem Literaturkalender; sie wußte ganz genau, in welchem Jahrgang Herr Alex Müller seinen Artikel über die größten Diamanten der Welt gehabt hatte; sie konnte, und das war fast das Erstaunlichste, sofort einen Spezialisten für die Bearbeitung eines Themas aus dem Gebiet der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts oder einen solchen für einen Beitrag über Angelfischerei namhaft machen. Ja, sie wußte, daß Fräulein Elise Koschentin für ihre erste Novelle vor vier Jahren ein Spaltenhonorar von nur zwölf Mark erhalten habe, dann aber auf fünfzehn Mark „gesteigert" worden wäre, und daß man ihr sogar eine weitere Honorarsteigerung in Aussicht gestellt hätte.

„Ruth — du bist ja eine Perle! Woher weißt du das denn alles?" sagte Gotthardt wohl gelegentlich lachend, denn nun hatte er sein fröhliches Lachen wieder.

Und sie lachte auch. „Ich bin doch Papa Genschows Tochter!" meinte sie.

Aber das alles war doch nur äußerliche Zutat. Weit merkwürdiger war, daß Gotthardt sich allmählich daran gewöhnte, über mancherlei redaktionelle Fragen

Zwiesprache mit dem Redaktionskind zu halten. Anfangs vielleicht nur, weil sie solche reizende, kluge und bescheidene Art hatte, zuzuhören. Er sah es gern, wenn sie den Bleistift aus der Hand legte, die Augen auf ihn richtete, wenn ihr liebes Gesicht den scharf gespannten Ausdruck annahm. Er erzählte dann von dem einen und von dem andern, das bei der Konferenz erörtert worden war, von kleinen Freuden und auch von großen Sorgen.

„Ja, Ruth, es wird uns doch nichts übrigbleiben, als unsre aktuelle Beilage noch weiter auszubauen. Die leidige Konkurrenz zwingt uns, trotz der hohen Kosten. Es ist nur — unser guter Aßmusen macht Schwierigkeiten. — Was lächelst du denn, Ruth?"

Sie wurde ein wenig rot. „Weil ich weiß, daß Onkel Aßmusen immer Schwierigkeiten macht."

„Ja, aber diesmal sind sie ernsterer Art. Er behauptet, die Druckerei könnte nicht fertig werden, wenn wir vier aktuelle Seiten bringen und erst am Mittwoch schließen. — Du lächelst ja schon wieder, Ruth?"

Sie wurde noch ein wenig röter, aber sie erklärte tapfer: „Ich wüßte schon —"

„Was wüßtest du denn?"

„Wenn man Onkel Aßmusen imputierte, daß die Idee eigentlich von ihm ausgegangen wäre, und daß er zur Druckerei hinüberfahren sollte, weil er der einzige Mann wäre, der alle Schwierigkeiten überwinden könnte."

„O, du bist ja eine ganz geriebene Diplomatin. Aber ich glaube wirklich, du hast recht!"

Ein andermal kam die Frauenfrage aufs Tapet.

Er ging mit seinen langen Schritten im Zimmer herum und sinnierte eine Weile stumm vor sich hin. „Manchmal will solch armes Redakteurshirn doch gar nichts mehr hergeben," sagte er dann endlich verdrießlich. „Ich möchte gern ein paar packende Artikel über neue Beschäftigungsarten, neue Frauenberufe bestellen — wir brauchen so etwas — aber mir will nichts einfallen."

Er hatte sich schon angewöhnt, sie bei solchen Gelegenheiten fragend anzusehen. Es sah gar zu reizend aus, wenn sich dann ihre sonst so glatte Stirn krauste.

„Wir hatten auf dem Seminar zwei junge Damen, die wollten später die Laufbahn als Bibliothekarinnen einschlagen."

„Bravo! Noch etwas?"

Jetzt wurde sogar das feine Näschen ein wenig kraus vor lauter Nachsinnen.

„Man müßte als Gegenstück etwas recht Praktisches aufs Tapet bringen. Da habe ich neulich etwas über Gartenbauschulen gelesen, Herr Doktor."

„Bravissimo! Da haben wir es: ‚Die Ausbildung zur Gärtnerin.' Wir wollen die beiden Artikel gleich bestellen."

„Wir!" Er sagte jetzt fast immer „wir". Und zwar gar nicht etwa in der Form des Majestätsplurals, den Chefredakteure sonst bisweilen an sich haben. Das „wir" hatte eine ganz persönliche Beziehung, es bedeutete: „Wir beide!" Und das machte Ruth immer aufs neue glücklich.

Sie war überhaupt so glücklich, so glücklich. Sie segnete täglich wieder ihren Entschluß, dem Seminar Valet gesagt, sich die Stellung in der Redaktion „ertrotzt“ zu haben. Und seit nun gar im Frühjahr die Eltern nach Berlin übergesiedelt waren, seit man wieder zu dritt in einer kleinen Villa in Friedenau hauste, bei der Vater Genschow sogar ein Gärtchen hatte, seitdem hätte Ruth an jedem Abend die Hände zu einem Dankgebet falten mögen: ‚Ich habe es so gut — ich habe es beinahe zu gut! Lieber Gott, erhalte mir mein Glück!‘

Wenn Ruth glücklich war, der gestrenge Herr Chefredakteur war es nicht minder.

Seit er die „dummen Gedanken“ sich aus dem Sinne geschlagen hatte, fand er die alte Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsfrische wieder. Das kam zunächst den „Feierglocken“ zugute, aber auch der eignen schriftstellerischen Tätigkeit. ‚Der Bronnen sprudelt wieder!‘ gestand er sich selber zu. ‚Gott sei es gedankt.‘ Die Unrast der Großstadt lenkte ihn nicht mehr ab, seit er sich die eigne Ruhe erkämpft hatte, ja, sie regte ihn an, sie bot ihm neue Motive und neue Milieus für sein dichterisches Schaffen. Noch im Winter hatte er eine größere Novelle vollendet; jetzt, wo der Frühling zu den Fenstern hereingrüßte, begann er mit der Ausarbeitung eines Romans, dessen Entwurf ihn in den letzten Wochen beschäftigt hatte. Sogar den Titel wußte er schon, was nicht immer der Fall war, denn oft kristallisierte sich der erst im Verlauf der Arbeit aus dieser selbst heraus.

„Der Ueberwinder“ sollte der Roman heißen, und Jürgeß hatte bereits für die „Feierglocken“ die Hand auf das Werk gelegt. Ging alles glatt, so konnte es im Herbst den nächsten Jahrgang eröffnen.

Die Abendstunden schlossen für Gotthardt die beste Arbeitszeit in sich, wie für viele, vielleicht für die meisten Schriftsteller. Aber manchmal überkam ihn jetzt mitten im Schreiben etwas wie eine wunderliche Sehnsucht, er wußte selbst nicht recht, wonach. Ein-, zweimal hatte er das Manuskript beiseite geschoben und war zu Jürgeß gegangen. Er wußte, daß er dem neuerdings viel kränkelnden Freunde ein Geschenk mit solchem Abend machte. Es wurden ja stets auch ein paar anregende Stunden, aber so ganz das Rechte mußte es doch nicht sein. Weit erfrischter kam er jedesmal heim, wenn er nach Friedenau hinausgefahren war und mit den beiden lieben Genschows den Abend verplaudert hatte.

Der Frühling hatte heuer zum Staunen sommerlich milde eingesetzt; man konnte Ende Mai noch am Spätabend in der kleinen Gartenlaube sitzen. Zu viert natürlich. Etwas eng war es ja, aber es reichte; es reichte sogar dann und wann zu einem Maibowlchen auf dem Tisch. Urbehaglich war's. Meister der Behaglichkeit waren die Genschows immer gewesen. „Lebenskünstler“, nannte sie Gotthardt. „Wirklich Lebenskünstler. Auch deshalb, liebe Freunde, weil ihr euch rechtzeitig zur Ruhe gesetzt habt. Ihr habt doch nun noch etwas vom Leben, einen wirklich schönen Lebensabend. Mir wird das nicht so gut werden. Ich weiß es im voraus:

ich werde, um mit Bismarck zu reden, in den Sielen sterben."

Mama Marianne lachte ihn aus. „Sie junger Mann — mit welchen Gedanken tragen Sie sich!"

„Junger Mann? Verehrte Freundin, seien Sie gut! Erinnern Sie mich nicht daran, wie alt ich bin."

„Heiraten sollten Sie, Herr Doktor! Dann würden Ihnen solche trübselige Ideen schon vergehen. Die läßt eine vernünftige Frau gar nicht aufkommen. Habe ich recht, mein Alterchen?"

Gotthardt schwieg. Er sah zu dem kleinen, bunten Laternchen empor, das Ruth vorher im grünen Laub angesteckt hatte, sah dem Rauch seiner Zigarre nach, der in einem kunstvollen Ringe dem Licht zuzog, und sah auf einen dreisten Maikäfer, der das rote Licht oben ein paar Male umkreiste, um sich dann auf einem gewissen braunen Scheitel ein Plätzchen zu suchen. „Willst du wohl!" rief Ruth. „Ich werd' dich!" Holte sich das braune Tierchen aus dem Haar, sah es eine Weile an und setzte es darauf mitleidig neben sich ins Laub.

Der Alte, der sich etwas auf seine Bowlenkunst zugute tat, hatte die Gläser gerade zum ersten Male gefüllt. Er kostete mit spitzen Lippen, schmunzelte sich selber Beifall zu, stieß erst mit seiner Frau, dann mit Gotthardt an: „Auf gute Freundschaft!" Und da er gern irgendein Sprüchlein zitierte, so fügte er bei: „Die Freundschaft ist die herrlichste der Gaben — und einen Freund kann jeder haben — der selbst versteht, ein Freund zu sein."

„Das ist ein gutes Wort," meinte Gotthardt aus seinem Nachsinnen heraus, riß sich ein wenig gewaltsam hoch und ließ sein Glas auch an das Ruths anklingen. „Wie ist's denn mit dir? Hast du schon einmal einen Freund gehabt?"

Sie trank ein Schlückchen, sah ihm dabei etwas verwundert in die Augen. „Nein, eigentlich nicht einmal eine richtige Freundin. Eine Schande ist's eigentlich. Denn wie sagtest du doch, lieber Vater: ‚Und einen Freund kann jeder haben, der selbst versteht, ein Freund zu sein!' Also muß ich wenig Anlage zur Freundschaft haben." Sie sagte das scherzend, und dann lachte sie plötzlich: „Aber was red' ich denn, ich undankbare Kreatur. Ich hab' ja doch einen Freund gehabt. Den Max —"

„Welchen Max?"

„Max Jürgeß. Und ob wir gute Freunde waren! Freunde im Glück und in der Not. Das heißt: die Not war eigentlich immer auf seiner Seite, und mir ging es immer über alle Verdienste gut. Aber nun hat mich dieser Freund elend verlassen. Oder die Freundschaft langt kaum noch dann und wann zu einer Ansichtspostkarte. Vor einem halben Jahre hat er mir nach langer Zeit die letzte geschickt. Da war eine wunderschöne Engländerin drauf, und darunter stand nur: ‚Die hat keine blauen Strümpfe an!'"

„Also hält er dich für einen Blaustrumpf!"

„Es scheint so. Ich war ja damals auf dem Seminar, und er denkt wohl, jede Seminaristin strebe

danach, ein Ausbund von Gelehrsamkeit zu werden. Bei mir hatte er freilich unrecht." Sie lachte wieder fröhlich. „Es ist schon besser so!"

„Wer weiß: am Ende hat Max Jürgeß einen prophetischen Blick. Vielleicht gehst du noch unter die Schriftstellerinnen?"

Sie schauderte komisch und streckte abwehrend beide Hände aus:

„Um Himmels willen. Ich weiß doch genau, daß es von dem Kräutlein gar zu viele gibt und wie wenige auserwählt sind!"

Er drehte an seinem Glase. Manchmal hatten seine Gedanken etwas eigen Hartnäckiges, wollten immer wieder zum Ausgangspunkt eines Gesprächs zurückkehren.

So sagte er nach einer kleinen Pause: „Also hätten wir konstatiert, da dir der Max untreu wurde, daß du eigentlich jetzt freundschaftsarm bist." Es war scherzend gesprochen, doch dann kam der Nachsatz, und der klang eigentlich ernst: „Aber Ruth, nicht wahr, wir beide sind doch gute Freunde?"

Da mußte es wohl sein, daß sie nur den Scherzton herausgehört hatte. Denn sie sprang auf, nahm eine drollige militärische Positur ein, hob zwei Finger der rechten Hand an den braunen Schopf und schnarrte ein wenig:

„Zu Befehl, Herr Chefredakteur!"

Papa Genschow lachte. „Freche Krabbe!" Mutter Marianne lachte. Und schließlich lachte Gotthardt mit.

Aber sein Lachen hatte einen eignen Unterton. Es klang ein wenig gezwungen. Und er sagte schnell: „Schenken Sie mir noch ein Glas ein, Genschow! Meine Hochachtung! Ihre Bowle ist wirklich famos!"

---

## Achtes Kapitel.

Es gab auf der Redaktion der „Feierglocken", als der Sommer ins Land zog, eine kleine Palastrevolution. Veranlaßt wurde sie eigentlich durch Herrn von Bogendorff, den zweiten Redakteur. Der ruhige, gesetzte Mann war etwas wie ein Ordnungsfanatiker. Vielleicht hing das mit seinem früheren Beruf zusammen, vielleicht war es angeboren; jedenfalls war diese Eigenschaft für eine große Redaktion, deren Tätigkeit sich aus unendlich vielen Einzelheiten zusammensetzt, in der täglich Stöße von Briefen und Manuskripten einlaufen, in der täglich auch an hundert verschiedene Dinge gedacht werden muß — jedenfalls war diese Eigenschaft für solch einen komplizierten und empfindlichen Organismus unschätzbar. Das hatte der Verleger, das hatte auch Gotthardt immer voll anerkannt.

Gotthardt vielleicht am meisten, denn seine geniale, auf das Künstlerische gestellte Natur fügte sich nicht gerade von selbst in den Zwang der Ordnung. So war ihm ein Mitarbeiter wie Bogendorff doppelt wertvoll. Aber das schloß nicht aus, daß er manchmal ein wenig über dessen penible Art lächelte — ganz heimlich, und

im Grunde doch dankbar für die Ergänzung seiner eignen Arbeitsart.

Seit einiger Zeit nun war der wackere Bogendorff in Verzweiflung. Es klappte seiner Meinung nach im Redaktionsbetrieb hier nicht und dort nicht. Heute hatte sich ein eingesandtes Manuskript in rätselhafter Weise „verkrümelt" und wurde erst nach langem Suchen und vielem Zeitverlust im „Totenfach" aufgefunden, jenem Schrankkasten, in dem Sendungen aufbewahrt wurden, deren Einsender sich nicht ermitteln ließen. Gestern war eine Autorkorrektur verloren gegangen. Ein wichtiger Brief an die Druckerei war nicht rechtzeitig expediert worden, eine Honoraranweisung für einen besonders geschätzten Mitarbeiter war vergessen, bis der Verfasser ungnädig reklamierte. Dann stimmten die Nummern des Journals für eingegangene Briefe nicht, ein angenommener Artikel war nicht seinem Umfang nach „ausgerechnet" worden, ein Beitrag, auf den die Redaktion, wie der höfliche Ausdruck lautet, „leider verzichten mußte", war falscherweise als akzeptiert vorgemerkt.

Der blonde Schnurrbart Bogendorffs sträubte sich von Tag zu Tag mehr. Aber es war nicht seine Art, Unbequemlichkeiten gleich an die große Glocke zu hängen. Lieber versuchte er, Versehen persönlich gutzumachen, „einzurenken". Er hatte auch ein starkes, kollegiales Empfinden aus der Kameradschaft des Offizierkorps in seinen neuen Beruf mit herübergenommen, und schließlich wußte er, wie beschäftigt der Chefredakteur war. So sprach er zunächst einige Male selbst in Güte mit dem

Sünder, dem Redaktionssekretär. Aber Herr Molenar wollte nie eine Schuld auf sich nehmen, hatte immer tausend Ausflüchte und Ausreden. Dann ging Bogendorff eines Tages zu Aßmusen als zu dem älteren Kollegen. Auch hier hatte er jedoch keinen rechten Erfolg. Aßmusen schüttelte seine Künstlermähne, die nun längst patriarchenhaft weiß geworden war, zwinkerte mit den Augen und meinte achselzuckend: „Ja, mein lieber Herr Leutnant" — immer noch sagte er absichtlich ‚Herr Leutnant' — „wir sind hier auf keinem Regimentsbureau. Wir haben hier keine Registratur, wie etwa ein preußisches Generalkommando."

„Aber Ordnung muß doch sein, Herr Aßmusen."

„Nja, Ordnung muß schon sein. Aber man muß nicht alles gleich tragisch nehmen. Sehen Sie, mein lieber Herr Leutnant, schließlich ist ja doch nichts versäumt worden, schließlich ist ja doch alles noch eingerenkt worden. Du lieber Himmel, Fehler sind dazu da, daß sie gemacht werden. Nee, nee! Das ist alles nicht so schlimm, wie Sie sich das vorstellen. Der Kollege Molenar ist ja mein Spezialfall auch nicht gerade, aber er muß nun mal verzehrt werden, wie er ist."

Noch trug's Bogendorff eine Weile weiter. Bis eines schönen Tages wieder ein größeres Manuskript nicht aufzufinden war. Diesmal schwur Herr Johannes Molenar unter lebhaftem Flattern seiner Rockschöße aber Stein und Bein, er hätte „Die goldene Henne" dem Kollegen Bogendorff „persönlich — persönlichst"

übergeben. Es gab eine Szene. Beide Herren gerieten hart aneinander. Als am nächsten Morgen aber der brave Knurre mit dem Manuskript anmarschiert kam und meldete, daß er es nach vielem Suchen im Zimmer des Herrn Redaktionssekretärs gefunden hätte, machte Molenar eine verächtliche Handbewegung und erklärte: „Wer weiß, wann und wie es unter meine Sachen geschoben worden ist!"

Das schlug dem Faß den Boden aus. Bogendorff wirbelte ein paar Augenblicke an seinem Schnurrbart, maß den jungen Herrn mit einem bitterbösen Blick, als überlegte er, ob er wohl von ihm Satisfaktion fordern könnte. Dann aber machte er kurz kehrt, ging zu Gotthardt und teilte diesem mit, daß er bei dem Verlag um seine Entlassung bitten müßte.

Der Erfolg war, daß der Mann mit den fliegenden Rockschößen das Haus verließ, ohne daß ihm nachgetrauert wurde. In seine Stellung aber rückte — provisorisch — Fräulein Ruth Genschow ein. So hatte Jürgeß entschieden, der mit seinen klugen, stillen Augen die Tätigkeit des Redaktionskindes scharf beobachtet hatte, ohne daß Ruth selber darum wußte.

Ruth strahlte, als sie sich bei Gotthardt bedankte. Aber der blonde Hüne schüttelte etwas mißmutig den Kopf.

„Ich gönn' es dir ja von Herzen!" sagte er. „Du wirst den Posten auch vorzüglich ausfüllen, nicht einen Moment zweifle ich daran. Aber unser Zusammenarbeiten wird wohl nun ein Ende haben, Kind."

Ganz erstaunt, erschrocken sah sie zu ihm auf. Sie verstand ihn gar nicht.

„Du wirst keine Zeit für mich übrighaben, Ruth."

Da wurde sie eifrig. „Doch, doch! Ich kann mir das sehr gut einrichten."

„Ich will unter keinen Umständen, daß du überlastet wirst."

„Bitte, bitte, Herr Doktor, erlauben Sie wenigstens, daß ich's versuche. Es wird schon gehen, es muß, muß gehen. Nein — lieber würde ich Herrn Jürgeß bitten, daß alles beim alten bleibt. Mir liegt ja doch am meisten daran, daß ich, nach wie vor, bei Ihnen, lieber Herr Doktor —"

Weiter kam sie nicht. Ihre Stimme war in bedenkliches Schwanken geraten, nun versagte sie ganz. Und über Gotthardt kam wieder einer jener Momente, die er schon ganz aus seinem Wege geräumt zu haben glaubte. Ein heißes Empfinden überrieselte ihn, eine jähe, schmerzlich-süße Sehnsucht. Ein paar Augenblicke stand er wortlos, sah auf den braunen Scheitel des jungen Mädchens, auf die weiße, glatte Stirn, preßte die Lippen fest aufeinander, beugte sich ein wenig vor wie unter der Last einer Erkenntnis.

Dann hatte er sich wieder in der Gewalt. „Wenn du meinst, Ruth, können wir es ja versuchen!" sagte er leise. „Ich werde die Diktatarbeit zwischen dir und Fräulein Hendrick teilen — unsre kleine Privatkonferenz aber wollen wir wenigstens beibehalten. Nicht wahr, Fräulein Sekretärin?" Und er lächelte wehmütig.

Es ging wirklich. Ruth entwickelte eine ganz besondere Gabe, sich ihre Arbeit einzuteilen. Für die „kleine Privatkonferenz" fand sie jedenfalls immer Muße, auch wenn die Sitzung sich einmal über zwei Stunden hinzog. Und immer war sie gleich frisch und anregend dabei. Daß sie eine Stunde vor allen andern auf der Redaktion war, daß sie oft erst eine Stunde später die Redaktionsräume verließ, brauchte der vergötterte Chef ja nicht zu wissen. Und Mama Marianne, die sie hätte verraten können, war, ebenso wie Knurre, mit ihr im Komplott.

Sie hatte die Wahrheit gesagt: so lieb ihr der neue Tätigkeitskreis war, so stolz sie auf ihn war — die unmittelbare Arbeit mit Gotthardt war ihr unendlich viel mehr. Von Tag zu Tag wurde sie ihr wertvoller, lieber. An jedem Nachmittag sehnte sie den Augenblick herbei, wo sie an seine Tür anpochen durfte, und glückselig ging sie jedesmal von ihm in ihr neues Reich, in das Sekretariat, zurück.

Die beiden Zimmer lagen nebeneinander, und aus dem Geschäftsgang ergab es sich ganz von selber, daß es nun mit der einen „kleinen Privatkonferenz" nicht mehr getan war. „Fräulein Redaktionssekretär", wie Ruth jetzt bei den ehemaligen Tippkolleginnen hieß, war ja sozusagen „die rechte Hand des Chefredakteurs", sein Adlatus, sein Adjutant. Es war gar nicht zu umgehen, daß sie im Laufe des Tages ein paarmal mit Anfragen zu ihm kommen mußte, daß er täglich einige Male in ihr Zimmer kam, ihr einige Weisungen zu geben.

Sie ahnte freilich nicht, daß er fast jedesmal ein paar Augenblicke an der Verbindungstür stehen blieb, ehe er eintrat, daß er fast jedesmal erst nach einigem Sinnen die Klinke niederdrückte. Wenn er die Schwelle überschritten hatte, war er ja immer gleichmäßig freundlich — sachlich und freundlich.

„Hier, Ruth, sind ein paar Beiträge, die wir angenommen haben. Eine kleine, feine Novelle von Bernhard Gunderberg. Ueberschlage doch schnell einmal den Umfang.“

Das ging immer wie im Fluge. Sie verstand das „Ausrechnen“ eines Manuskriptes gleich einem alten Metteur der Druckerei. Im Nu hatte sie festgestellt, wieviel Silben im Durchschnitt auf einer Manuskriptzeile, wieviel Zeilen auf eine Seite gingen, wieviel Seiten das Manuskript hatte; unglaublich schnell multiplizierte sie die drei Faktoren, dividierte mit der Silbenzahl, die eine Spalte der „Feierglocken“ beanspruchte, in das Resultat.

„22½ Spalten ergibt das Manuskript, Herr Doktor.“

Er schaute gar zu gern zu, wenn sie so angestrengt rechnete, mit gebeugtem Kopf, die flinken Fingerchen wie auf Klaviertasten die Silbenzahlen abspielend, dann blitzschnell einmal aufschauend, auf der Stirn ein paar Fältchen, die so drollig aussahen, dann das Mäulchen spitzend beim Kopfrechnen.

„Bogendorff meinte, wir müßten dem Autor wohl ein etwas erhöhtes Honorar zahlen. Er hat kürzlich eine Novelle im ‚Universum‘ und eine in der ‚Woche‘

gehabt. Da ist es ganz natürlich, wenn sich seine Ansprüche steigern."

Nun hatte sie schon das Honorarbuch vor, schlug nach, welcher Satz Herrn Gunderberg bisher bezahlt worden war.

„Ich glaube, Herr von Bogendorff hat recht, Herr Doktor. Vierhundert Mark werden wir wohl zahlen müssen."

Manchmal lächelte er vor sich hin: jetzt sprach sie auch schon von „wir". Das Redaktionskind —

„Also gut. Wenn du meinst! Die Honorare wachsen freilich enorm. Manchmal möchte man bedenklich werden, ob das Blatt sie überhaupt noch tragen kann."

„O, Herr Doktor, wir?! Im letzten Quartal haben wir wieder zwölfhundert Abonnenten gewonnen — noch dazu im Sommer, wo bei andern Blättern meist die Kontinuation abbröckelt."

„Nun ja, Ruth. Ich gönne jedem Mitarbeiter ein möglichst hohes Honorar von Herzen."

Sie machte ein gewaltig kluges Gesicht. „Es ist ja alles andre in der Welt teurer geworden, Herr Doktor. Da müssen die Herren doch auch zusehen, wo sie bleiben."

Es gab Tage in jeder Woche, die in regelmäßiger Wiederkehr dem Herrn Chefredakteur besonders viel Arbeit brachten. Das war der Montag, an dem jetzt diejenige Nummer „arrangiert" werden mußte, die — zum immer neuen Schmerz des Verlegers und zum

Kopfschütteln des sehr verehrten, mit Druckereiverhältnissen nicht vertrauten Publikums — fast drei Wochen später das Licht der Welt erblickte, das heißt „herauskam“. Dann war es der Mittwoch, an dem Doktor Gotthardt die letzte Revision der Nummer von A bis Z, vom Titelkopf bis zur Schlußbemerkung des redaktionellen Teils, las.

An diesen Tagen wachte Ruth über ihren Zimmernachbar mit hausmütterlicher Energie. Sie sorgte dafür, daß er ungestört blieb, soweit es irgend möglich war. Mit Knurre hatte sie auch zu diesem Zweck ein geheimes Komplott begründet. Der Redaktionsdiener sah ja jedem Besucher, sozusagen, nach langjähriger Erfahrung an der Nase an, wes Geistes Kind er war; es gelangte noch lange nicht jeder, der den Herrn Chefredakteur zu sprechen wünschte, wirklich zu diesem. Die Besucher wurden durchgesiebt, und am Montag und Mittwoch sogar zweimal. Den einen mußte Herr von Bogendorff empfangen, der andre wurde Herrn Aßmusen überliefert, eine dritte Kategorie fertigte Knurre schon im Korridor ab, eine vierte hatte bisher Herr Molenar „überhört“. Diese letztere Gattung, die hauptsächlich aus weiblichen Elementen bestand, aus jungen und alten Mädchen, die sich über alle möglichen und noch einige Berufsmöglichkeiten orientieren wollten, aus Uebersetzerinnen, die absolut nicht zu dem Glauben zu bekehren waren, daß Holzhacken eine einträglichere Beschäftigung als das Uebersetzen sei, aus Matronen, die ein unfehlbares Mittel gegen Motten hatten, und andern, die ihre Kunst,

Gummischuhe zu reparieren, der Mitwelt nicht länger vorenthalten wollten, diese und noch zwanzig andre Quälgeister fielen jetzt Ruth zu. Und Gotthardt hatte manchmal den vergnügten Lauscher gespielt: Ruth konnte, schien es, alles; es schied keine der vielen Besucherinnen in Unfrieden von ihr. Manchmal freilich schüttelten die Damen zuerst die Köpfe über das blutjunge Ding. Aber fast immer hatte ihnen Ruth nach fünf Minuten bewiesen, daß sie der Sache gewachsen war. Und es kam gar nicht selten vor, daß eine Ratsucherin ihr Portemonnaie zog und ein Markstücklein „für die freundliche Auskunft“ opfern wollte. Dann hatte Ruth eine wahrhaft großartige Handbewegung: „Aber ich bitt' Sie — wir geben doch selbstverständlich kostenfreien Rat!“

Indessen, es gab auch ganz abgefeimte, enorm hartnäckige Gäste, die es trotz Knurre durchzusetzen wußten, daß der Herr Chefredakteur sie persönlich empfing, und zwar waren das meist die Besucher, die das Unwichtigste mit der größten Wichtigkeit vortrugen und die dabei ein erstaunliches „Sitzfleisch“ entwickelten. Ihnen gegenüber entwickelten Knurre und Ruth eine geradezu überlegene Taktik. Nach drei Minuten klopfte er an: „Der Herr Doktor möchte sofort an das Telephon kommen. Exzellenz müssen den Herrn Chefredakteur sogleich sprechen.“ Reagierte der „Gast“ aber auch darauf nicht, blieb er beharrlich sitzen, bis der Herr Doktor von dem fingierten Telephongespräch zurückkam, so trat unweigerlich gleich darauf Fräulein Redaktionssekretär über die Schwelle. Sie hatte dann immer eine Mappe von

unheimlicher Dimension unter dem Arm und ein ernstes Gesicht: „Ich bringe die Abrechnung, Herr Doktor. Der Herr Verleger wartet. Es muß sogleich erledigt werden!" Und sie trat an den nächsten Tisch, legte die Mappe vor sich hin, wartete höchstens eine Minute. „Verzeihung — aber es ist wirklich sehr eilig." Wartete, wenn der Gast noch immer kein Ende finden konnte, vielleicht noch eine Minute, starr aufgerichtet wie eine Statue, beide Hände auf der geheimnisvollen Mappe. „Pardon, wenn ich störe. Aber ich muß leider darauf aufmerksam machen, daß die Papiere in einer Viertelstunde zur Bahnpost müssen. Der Herr Doktor wissen —"

Das half stets. Einmal war der alte Oberst Zellenthin dagewesen, der immer wieder seine Feldzugserinnerungen von Anno 1866 anbot und dabei immer wieder seine Erlebnisse von seinem Diensteintritt bis zu seiner „enorm ungerechten" Pensionierung vortrug; der hatte absolut nicht weichen wollen, und Gotthardt konnte manchmal von einer erstaunlichen Gutmütigkeit sein. Alle die Anläufe Ruths waren schon abgeschlagen worden. Da nahm sie die Mappe auf. „Wenn der Herr Doktor wenigstens die Abrechnungen durchsehen wollten. Es sind nur dreizehn Seiten. Nachgerechnet habe ich schon. Aber der Bankbote muß die 135 697 Mark 85 Pfennige sofort holen." Als der alte Soldat diese Summe nennen hörte, sprang er schnell auf. „Ich bedauere Sie, lieber Herr Doktor. Mit solchen Abrechnungen haben Sie auch zu tun? Zahlen — schrecklich. Aber da darf ich Sie nicht länger aufhalten."

„Ruth, kannst du lügen!“ rief nachher Gotthardt lachend. „Du lügst ja nicht wie gedruckt, du lügst ja wie telegraphiert!“

„Aber nur im Dienst, Herr Doktor. Vater, der immer ein Sprüchlein bei der Hand hat, würde mit Herder sagen: ‚Des Menschenfreundes Lüge in der Not ist edler als des Menschenhassers Wahrheit!‘ Der Herr Oberst hätte noch zwei Stunden gebraucht, bis er bei seinem Blauen Brief angekommen wäre. Und heut ist Revisionstag —“

Der Hochsommer kam. Ein schwüler Sommer, oft kaum erträglich im Häusermeer der Großstadt. Mitte Juli trat Gotthardt seinen Urlaub an. Immer und immer wieder hatte er seine Abreise hinausgezögert. Herr Jürgeß, der im Juni eine ernste Kur in Karlsbad gebraucht hatte, gefiel ihm nicht; er sah schlecht aus, klagte zwar wenig, doch die alte Frische wollte, so schien es, nicht wiederkommen. Manchmal stöhnte er wohl: „Ich wollte, ich hätte den Max schon hier“; aber wenn der Freund ihm sagte: „So lassen Sie Ihren Herrn Sohn doch kommen“, dann schüttelte er den Kopf. „Ich bin zu lange Alleinherrscher gewesen, als daß ich teilen könnte. Auch wohl kaum mit Max. Und die reine Kronprinzenrolle des Zusehens möchte ich dem Jungen nicht zumuten.“

Aber nicht die Sorge um das Befinden des Verlegers allein machte Gotthardt das Herz schwer. Es kam ihm überhaupt heuer schwer an, die Redaktion zu verlassen. Er wagte es ja nicht auszusprechen: am

liebsten hätte er die guten, alten Leute draußen im Vorort eingeladen, mit ihm nach Binz zu gehen, natürlich nicht ohne Ruth. Aber Ruth mußte in diesen Sommergluten auf der Redaktion ausharren. Sie war einfach unentbehrlich, soweit überhaupt ein einzelner in solch einem großen Betriebe unentbehrlich sein kann. Am unentbehrlichsten war sie gerade in seiner Abwesenheit. Auch deshalb, weil Bogendorff, so trefflich er sich anließ, doch noch nicht genügend eingearbeitet war; gerade jenem „Kleinkram", der zum täglichen Brot der redaktionellen Tätigkeit gehört und der die eigentlichste Arbeitsdomäne des Redaktionssekretärs ist, wäre er wohl nicht gewachsen gewesen.

Gotthardt ging schweren Herzens. Aber er fühlte, daß er ausspannen mußte, und außerdem lag ihm der Abschluß seines neuen, großen Romans im Sinn. Der „Ueberwinder" sollte ja den nächsten Jahrgang eröffnen. Zu zwei Dritteln lag er schon vollendet vor. Ruth hatte das Manuskript mit heißer Bewunderung abgeschrieben, und es kam ihr aus dem Herzen, als sie zu Gotthardt in ihrer offenen Art sagte: „Das wird doch Ihr schönster Roman, Herr Doktor."

Sie sagte es, als sie kurz vor seiner Abfahrt ihm die Abschrift, sauber verpackt, in sein Zimmer brachte. Er hatte noch in letzter Stunde „aufgearbeitet"; ein Berg erledigter Manuskripte lag neben ihm auf dem Schreibtisch.

Nun stand er auf. „Findest du wirklich, Ruth?"

„Ganz sicher. Ich weiß es. Ich fühle es!"

„Das freut mich, Ruth. Wir Autoren sind oft so ganz im unklaren darüber, ob ein Werk gut wird, ob nicht."

„Der Roman spricht von wirklichem Leben."

Er sah sie an. Er suchte in ihren Augen. Sie war so klug: war ihr denn in diesem Roman nichts Besonderes aufgefallen? Nichts, was ihn und sie anging? Sie beide — sie beide! Aber sie hielt seinem forschenden Blick ruhig stand. Freilich, sie kannte den Schluß noch nicht. Und die Gestalten hatte er so verschoben, verändert, umgeformt, daß niemand die Anklänge an die Modelle entdecken konnte. Auch Ruth nicht. Und das war gut so. Am besten war es, wenn sie nie empfand, was er sich von der Seele geschrieben hatte, wenn sie immer nur die Dichtung als solche, ganz objektiv, beurteilte.

Beide Hände streckte er ihr hin: „Du hast noch viel Mühe mit der Abschrift gehabt, hab' Dank. Und laß es dir gut gehen, liebe Ruth. Ich werde oft hierher denken." Er versuchte, ganz ruhig zu erscheinen, besprach noch einiges Geschäftliche, immer ihre beiden Hände fest in den seinen haltend. Sie hörte aufmerksam zu, nickte dann und wann, fragte einige Male dazwischen.

„Wirst du auch einmal an mich denken, Ruth?"

„Aber gewiß, Herr Doktor. Viel — alle Tage! Das ist doch selbstverständlich."

„Ja — hier — bei der Arbeit —"

„Auch sonst, Herr Doktor. Und an den Roman."

„Ja — auch an den Roman —"

Immer noch hielt er ihre Hände fest.

„Im Herbst mußt du Urlaub haben, solange es noch schön ist. Ich denke mit Grausen daran, daß du es hier während der Hundstage aushalten sollst."

„Die tun mir nichts."

„Ja — die Jugend! Die göttliche Jugend, die hat Kräfte zuzusetzen. Wir Alten —"

„Aber, Herr Doktor —" Sie lachte.

Da ließ er sie mit einem Male frei. „Auf Wiedersehen in vier Wochen, Ruth!" Er ging zur Klingel. Knurre sollte ihm ein Auto holen.

Es mußte geschieden sein. Und am besten war es: so kurz als möglich. Ganz plötzlich war ihm die Einsicht gekommen.

„Adieu, Herr Doktor!" sagte sie. „Recht, recht gute Erholung!"

Er nickte. Und da ging sie. Gleich darauf hörte er im Nebenzimmer die Schreibmaschine. Sie saß also schon wieder an ihrer Arbeit.

Wirklich, sie hatte nichts von den inneren Zusammenhängen in seinem Roman empfunden, von der Wahrheit in der Dichtung. So klug sie war, nichts hatte sie bemerkt. Gottlob —

* * *

Die Julisonne glühte über dem Häusermeer. Selbst draußen in der Vorstadt stöhnten die Genschowleute über die unerträgliche Hitze; drinnen in der Stadt lastete es wie flammende Glut auf den Straßen, kochte die

Asphaltdecken, sengte in alle Häuser hinein. Keine Luftwelle seit Wochen, kein Tropfen Regen. Tagsüber die drückendste Hitze, in den Nachtstunden atembeklemmende Schwüle.

Wer abkommen konnte, floh aus der Großstadt. Wen die Arbeit festhielt, keuchte unter ihrer Last. Hinter ängstlich geschlossenen Gardinen, in halbdunklen Räumen wurde das Notwendigste erledigt. Matt trotteten die Fußgänger über die Straßen, tief ließen die gequälten Pferde die Köpfe hängen. In den großen Warenhäusern herrschte die Oede. Die letzten Theater schlossen ihre Pforten.

Hundstagsglut in der Großstadt.

Auch der Arbeitsfreudigste erlahmte. Aber es gibt Betriebe, in denen die Räder niemals stille stehen können. Nicht nur in den großen gewerblichen Organismen, nicht nur in allen dem Verkehr dienenden Einrichtungen muß sich das Räderwerk weiter drehen, gleichviel ob draußen der Schneesturm heult oder ob die Julisonne in immer gleichen Gluten brennt. Auch die Zeitung, die Zeitschrift bedingt das ewige Gleichmaß der Arbeit. Und ihre Diener, die geistigen Arbeiter, leiden vielleicht, so paradox es klingen mag, gerade unter der erschlaffenden, anhaltenden Sommerhitze noch mehr als der Mann am Schraubstock, an der Drehbank, an der sausenden Maschine. Eine eiserne Willenskraft gehört in solchen Zeiten dazu, nicht zu versagen, den Körper zu zwingen, den Geist zu immer neuer Frische anzuspornen. Die Zeitung, die Zeitschrift soll

und muß ja auf die Stunde, auf die Minute erscheinen. Der Leser wartet, und er ist unbarmherzig; er weiß nichts und will nichts wissen von den Mühen und Anstrengungen, unter denen die neueste Nummer wurde.

Hundstagsglut war auch in der Redaktion der „Feierglocken".

Aber auch hier durfte die Arbeit nicht ruhen. Nur die Eingänge wurden von Tag zu Tag weniger zahlreich. Bogendorff, der auch in dieser schweren Zeit seinen trockenen Humor nicht verlor, zeigte lachend auf die Post. „Sehen Sie nur, Fräulein Genschow! Knapp der sechste Teil mag's sein von dem, was uns sonst beschert wird. Und fast nur gleichgültigere Briefe, und kein einziger Wälzer. Nun ja, selbst die schreibseligste Tante gibt bei fünfundzwanzig Grad Reaumur das Geschäft auf."

Es arbeitete sich gut mit Herrn von Bogendorff, fand Ruth. Er hatte eine klare Art, zu disponieren, teilte sich seine eigne Tätigkeit zweckmäßig ein und erschwerte die der andern nicht durch unnötige Kleinigkeitskrämerei. Ruth hatte eine kleine Vorliebe für ihn. Sein großer Ordnungssinn entsprach ihrem fraulichen Empfinden. Sein frisches Zugreifen gefiel ihr. Besonders aber gefiel ihr, daß er keine Arbeit scheute. Bisweilen, zuerst, hatte sie sich gewundert, daß es ihm gar nicht darauf ankam, wenn Knurre nicht zur Stelle war, einen Brief selber unter die Kopierpresse zu legen oder irgendein eiliges Paket selbst zusammenzuschnüren. Einmal hatte sie ihm solch eine Arbeit aus der Hand nehmen wollen. Aber er hatte sie ausgelacht: „Lassen

Sie mich nur, Fräulein Genschow. Man muß auch das lernen. Der Offizier bekommt auch nicht gleich die Epauletten. Ehe er einem Rekruten einen ordentlichen Gewehrgriff beibringen kann, muß er ihn selber gelernt haben. Und Arbeit schändet nicht — das wissen Sie doch auch, Sie fleißige Arbeitsbiene."

Ja, sie arbeitete gern mit ihm. Aber den andern vermißte sie doch, täglich, stündlich — den andern, den väterlichen Freund. Vermißte die anregende Plauderstunde mit ihm, die gemeinsame Arbeit. Vermißte sein gütiges Gesicht, den Blick seiner tiefen, blauen Augen. Manchmal, wenn sie an ihrer Schreibmaschine saß, meinte sie: jetzt muß die Tür dort aufgehen, und er tritt ein. Sehnsucht hatte sie nach ihm und dachte doch immer dann: Gottlob, daß er jetzt nicht hier ist, in dieser schwebenden Glut. Gottlob, daß er am Strande ist, wo der Meeresodem ihn umweht. Dachte dann: Was tut er jetzt? Malte sich aus: jetzt schlendert er langsam durch den kühlen Schatten des Buchenwaldes und sinnt seinem Roman nach —

Und lächelte wohl auch still und heimlich vor sich hin: Ob er auch einmal an dich denkt?

Herr Jürgeß ließ sich jetzt selten auf der Redaktion sehen. Nur zu der Montagskonferenz kam er herauf, aber sie fühlten, selbst das wurde ihm schwer. Einmal hatte er Ruth auf dem Flur getroffen. „Dir sieht man ja die Hitze gar nicht an, Kind. Ja, die Jugend! Gestern hat mir mein Sohn geschrieben. Der hat jetzt auch Ferien, sitzt im Seebad, flirtet wahrscheinlich mit

ein paar hübschen Ladys und lacht über uns Arbeitstiere. Weiß Gott, mir will die Arbeit gar nicht mehr schmecken. Schönen Gruß, Ruth, an Papa Genschow!"
Er hatte ihr die Hand geschüttelt und war gegangen. Unwillkürlich sah sie ihm nach. Er schlich gebückt wie ein Greis. Und sie dachte: dem guten, alten Herrn gebührte die Ruhe, und Max gehörte hierher! Sie lachte ein wenig in sich hinein, wie in einer heiteren Kindheitserinnerung: ‚Der Max sollte uns hier ordentlich schwitzen. Ob er jetzt wohl fest arbeiten gelernt hat? Früher war es gerade nicht seine große Leidenschaft.'

Eines Morgens, kurz nach Beginn der Redaktionsstunde — Anfang August, eine Woche ungefähr vor dem Ablauf von Gotthardts Urlaub —, kam der Verleger unerwartet auf Ruths Zimmer.

Bogendorff war gerade bei ihr gewesen und hatte ihr die wenigen Briefe des ersten Posteinlaufs zur Erledigung übergeben. So saß sie schon mitten in der Arbeit, als Jürgeß eintrat. Sie meinte, es wäre eine Kollegin, fragte: „Was gibt's?", sah dann doch hoch und sprang erschrocken auf.

Es war wieder ein sehr heißer Tag, aber das konnte nicht die einzige Ursache sein, daß Jürgeß' sonst gelblich gefärbtes Gesicht hochrot war. Eine starke Aufregung sprach aus seinen Zügen, als er hastig auf Ruth zukam; er, der jetzt immer langsam und wie erschöpft ging.

Der Eindruck war so stark, daß Ruth unwillkürlich rief: „Um Gottes willen, was ist Ihnen geschehen?"

Da lächelte er aber. Es war ein sonderbares Lächeln, das an frühere Zeiten erinnern mochte, wo dies ein wenig ironisch-überlegene Lächeln öfter um seine Lippen gespielt hatte. Jetzt war es eigen mit der Milde des Alters vermischt.

„Ja, Ruth —“ sagte er. „Es ist etwas Großes geschehen. Etwas, was sogar dich angeht. Gerade dich! Aber du brauchst nicht zu erschrecken. Es ist etwas — etwas Gutes, Frohes. Ein Glück für dich, so hoffe ich. Deine Mutter war bei mir und —“

Er konnte nicht vollenden.

Hinter ihm wurde die Tür aufgerissen, und gleich darauf fühlte Ruth, wie zwei Arme sie fest umfingen, sie an sich rissen, als wollten sie sich nimmer wieder lösen. Sie hörte ein jähes Aufschluchzen, dann einen jubelnden Freudenruf: „Ruth, du über alles geliebte Ruth, hab' ich dich endlich — endlich —“

Es kam so plötzlich, daß sie gar nicht wußte, gar nicht verstand im ersten Augenblick, was ihr geschah. Auf einen Moment war etwas wie Abwehr in ihr, ganz unbewußte Abwehr eines Ueberfalls. Dann fühlte sie wieder, wie innig und fest die weichen Frauenarme sie umschlossen; sie fühlte die Tränen aus fremden Augen, die über ihre Wangen rannen; fühlte das Leben des andern Körpers, hörte das schluchzende: „Ruth — meine Ruth —“

Und dann lösten sich, nur auf die Dauer von ein paar Atemzügen, die Arme. „Laß dich ansehen, Ruth! Wie groß du bist — meine kleine Ruth!“ Und wie

durch einen Schleier sah sie ein schönes Frauenantlitz vor sich, tränenüberströmt.

„Ruth, ich bin's ja — deine arme Mama! Deine glückliche Mama!"

Wieder schlossen sich die Arme. Zärtliche, bebende Hände faßten um ihren Kopf, hielten ihn fest, drückten ihn an weiche Wangen. Heiße Lippen brannten auf den ihren, auf Stirn und Augen. Und immer aufs neue klang es: „Mein Kind, meine Ruth, hab' ich dich endlich, endlich —" Es war wie ein Traum.

Und in den Armen der Mutter, unter den schmerzlich-süßen Küssen der Mutterlippen, unter den Tränen, die aus Mutteraugen über ihr Gesicht strömten, schmolz das erste, erschrockene Gefühl der Abwehr. Etwas ganz Neues kam über Ruth, brach über sie herein, füllte ihr Herz, machte sie weich und hingebend, weckte die große Sehnsucht in ihr, überwältigte sie, löste auch aus ihren Augen die Tränen —

Daß sie ihre Arme um die Mutter schlang, ihren Kopf an die Mutterbrust legte, daß ihre Lippen hauchten: „Mutter —"

Unbewußt das alles, wie im Traum, wie in einem seligen, seligen Rausch.

Lange, lange hielten sie sich umschlungen, Mutter und Tochter. Als ob die Welt um sie her versunken wäre. Als ob nichts mehr sie trennen noch scheiden könnte. Als ob kein Vergangenes zwischen ihnen stände, als ob sie nur der Gegenwart und einer goldenen Zukunft leben wollten.

„Wirst du mich liebhaben, Ruth? Deine arme, glückliche Mama, du geliebtes Kind?“

„Ja — ja! Lieb — sehr lieb!“

Es war nur ein Raunen und Flüstern unter Küssen und Tränen.

Und wieder: „Ruth — Ruth! Du mußt mich sehr, sehr liebhaben —“

„Ja — ja! Lieb — sehr lieb!“

Die Tür war leise geöffnet und geschlossen worden. Herr Jürgeß war gegangen. Draußen tönten einmal fremde Stimmen auf. Die Telephonklingel schrillte. Sie hörten es nicht.

Einmal schob sich ein Kopf durch die Türspalte, verschwand gleich wieder. Sie bemerkten es nicht.

Ganz in sich versunken waren sie, in ihren glückseligen Traum. In ihren Rausch. In die wunderbare Wirklichkeit des Wiederfindens. Mutter und Tochter —

Dann — endlich — lösten sich die Arme der Mutter.

Ruth strich sich, in völliger Verwirrung, die Haare aus der Stirn. Sie bebte. Sie traute sich kaum aufzuschauen. Sie hörte und verstand nur undeutlich.

„Gestern bin ich in Hamburg angekommen. Ach, Ruth, diese lodernde Sehnsucht! Diese Sehnsucht fast zwanzig Jahre hindurch. Und nun die Erfüllung! Ruth — wie groß du bist! Ich kann's noch gar nicht fassen. Und hübsch bist du! Nein, schön bist du ja, meine kleine, große Ruth! Ich wollte zu Doktor Gotthardt. Ich wollte dich ja nicht erschrecken. Und

da ich hörte, daß er verreist, suchte ich den Herrn Jürgeß auf. Also hier — hier hast du gearbeitet? Hier — arme, liebe Ruth — arbeiten müssen. Das häßliche Ding da — das ist deine Schreibmaschine? Und der Raum ist so stickig. Du hast es schwer gehabt, arme Ruth —"

Arme Ruth!

Das eine Wort verstand sie. Und sie schüttelte den Kopf. „Nein — nein!"

„Nun wird alles anders, du geliebtes Kind. Jetzt bin ich ja bei dir. Jetzt gehörst du mir, mir ganz allein. Ich will dich liebhaben. Recht verziehen will ich dich, Ruth, recht verhätscheln, du Liebling — du Liebling —"

Es lag immer noch wie ein rosenroter Schleier vor Ruths Augen.

Aber der Wille, zu sehen, wurde jetzt in ihr wach — ihre Mutter zu sehen.

Sie sah eine hohe Frauengestalt. — Sah ein wunderschönes Frauenantlitz. Jung noch. So erstaunlich jung.

Dann klang ein silbriges Lachen zu ihr: „Du siehst mich ja so erstaunt an, Ruth? Hast wohl gedacht, ich sei eine alte Dame?"

Ganz verwirrt gab sie zurück: „Du — du bist so schön."

„Ach, Kind! Du Kind! Les beaux restes — man tut, was man kann, sie zu erhalten. Du kleine, liebe Närrin! Aber ich bin ja wirklich noch keine Matrone —"

Sie standen dicht voreinander. Ruth, so groß sie war, mußte ein wenig emporsehen, wenn sie der Mutter in die Augen schauen wollte. Um mehr als einen halben Kopf überragte sie die fremde Frau.

Fremd —

Ja — ganz plötzlich empfand sie das. Sie sah jetzt doch eine Fremde vor sich.

Es war ein schmerzlich-wehes Gefühl, das sie durchzuckte. Es war wie ein Wermutstropfen in dem Glücksbecher, den sie eben geleert. Ein Empfinden war's, das ihr häßlich vorkam, das sie schnell zurückdrängen wollte.

Und sie warf sich wieder in die Arme der Mutter. Sie weinte sich aus an der Mutterbrust, und sie lachte zu ihr empor, sie jubelte: „Mama — meine liebe, schöne Mama."

Dann — sie wußte gar nicht, wie es gekommen war — saß die Mutter drüben auf dem Stuhl, auf dem Doktor Gotthardt immer gesessen hatte. Die Mutter sah jetzt etwas abgespannt aus. Und sie hatte ein langstieliges, goldenes Lorgnon vor den Augen, musterte die Bücherreihen: „Mon Dieu, diese vielen Bände! Da habe ich wohl gar ein gelehrtes Töchterchen! Soviel Bücher habe ich kaum je in einem Zimmer gesehen. Wir drüben, wir halten nicht viel von dem unnützen Kram. Die ‚Feierglocken' hab' ich freilich immer gelesen. Kind — jedesmal, wenn die Nummer kam, mußte ich an dich denken."

Wie unter einem Banne lehnte Ruth an dem Bücherschrank der Mutter gegenüber.

Aber es war doch nicht mehr der Rausch von vorhin.

Es war wohl noch ein zitternder Glücksklang, immer noch tönende Seligkeit. Immer noch das Glücksempfinden: nur die Arme brauchst du auszustrecken, und deine Lippen küssen deine Mutter — deine Mutter — die du liebhast — deine Mutter, die dir nun wiedergeschenkt ist —

Aber eine Erinnerung stieg dabei in ihr auf.

Die Erinnerung an zwei liebe, alte Leute, die sie gehegt und gepflegt hatten, die an ihr getan hatten, was nur Elternliebe tun kann. Denen sie Tochter gewesen war, solange sie zurückschauen konnte, Tochter und einziges Glück!

Die Erinnerung kam und die wehe Sorge: wie werden sie es tragen? Mutter Marianne — wie wird sie es tragen?

Die langstielige Lorgnette, an deren goldenem Griff ein paar Edelsteine blitzten, sank herab. Um die vollen, roten Lippen spielte ein Lächeln.

„Was träumst du denn, Ruth?"

„Ich —?"

„Ja! Träumst wie das richtige deutsche Jungfräulein! Ach, Kind — ja — so habe ich auch mal geträumt. Aber das Leben reißt einem die Traumgebilde nieder." Die Stimme, die, so klang es nun Ruth, einen fremden Akzent hatte, verstummte auf ein paar Atemzüge. Dann hob sie wieder an: „Ruth?"

„Ja — Mama —"

„Jetzt wollen wir Schluß hier machen. Du kommst mit mir in mein Hotel. Es ist hier eigentlich doch nicht der rechte Aufenthalt, um uns zu sagen, was wir uns zu sagen haben. Das unendlich Viele! Ach — du geliebtes Kind — mir ist es, als wüßte ich nicht, wo anfangen, wüßte erst recht nicht, wo je aufhören! Komm, Ruth —“

Eine fremde Stimme mit einem fremden Akzent, wie Deutsche sprechen, die lange, lange im Ausland gelebt haben. So empfand Ruth und empfand doch auch: eine zärtliche Stimme voll süßen Wohlklangs.

„Komm, Ruth! Komm, ma cheri!“

Wieder schrak Ruth wie aus einem Traume auf.

„Meine Arbeit — Mama —“

„Mama“ — das Wort zögerte immer.

„Ach, deine Arbeit! Da laß nur andre sorgen. Ich werde das schon mit Herrn Jürgeß abmachen. So heißt er ja wohl, der Herr Verleger? Wie man überhaupt in der Mittagsglut arbeiten kann! Es ist eine Barbarei, zu einer Zeit zu arbeiten, wo jeder vernünftige Mensch Siesta hält.“

„Meine Arbeit muß ich erledigen — Mama.“

„Du bist eine süße Närrin!“ Das silbrige Lachen klang wieder auf. „Warte einmal. Ich werde schnell nachsehen, ob ich Herrn Jürgeß nicht sprechen kann.“

Da war sie schon aufgestanden, die fremde Frau, die nun Ruths Mutter war. Hatte sich ein wenig gereckt, hatte ein kleines, goldenes Etwas herausgezogen, hatte mit einem kleinen, weißen Quästchen schnell das

schöne Gesicht betupft, war hinausgerauscht. Es klang noch das Frou-Frou von Seide durch das Zimmer.

Und Ruth lehnte an dem Bücherschrank mit hängendem Kopf. Die Nerven zitterten in ihr. Sie dachte wirr durcheinander: die fremde Frau — deine Mutter — und Mutter Marianne — und Papa Genschow — und die Arbeit — und Doktor Gotthardt. Ja — Doktor Gotthardt — was der wohl sagen wird? Mein Gott, wenn er doch hier wäre — wenn er doch hier wäre —

Dann war die Mutter — die Mama — die fremde Frau — schon wieder im Zimmer. Mit ihr Herr Jürgeß. Sehr freundlich, mit seinem eignen Lächeln.

„Selbstverständlich. Ich habe das schon mit Herrn von Bogendorff besprochen. Du bist bis auf weiteres beurlaubt, Ruth. Ja, Sie wundern sich wohl, gnädige Frau, daß ich Ruth duze? Ist doch aber bisher unser liebes Redaktionskind gewesen, von ganz klein auf. Empfehle mich, gnädige Frau. Ja, Ruth — und vergiß uns nicht ganz."

Es war doch alles wie ein Traum.

---

## Neuntes Kapitel.

Es war wirklich wie ein Traum.

Die Mutter war mit Ruth nach ihrem Hotel gefahren, nach dem Hotel Adlon, der großen Luxuskarawanserei Unter den Linden. Unterwegs, im Auto, hatte sie fast ohne Unterlaß geplaudert. Gleichgültige

Dinge eigentlich. Hatte durch ihr Lorgnon die Straßenzüge beobachtet und die Menschen, den Verkehr. Nein, wie dies Berlin gewachsen war; wie elegant und großzügig es geworden; eine merkwürdige Stadt. Ah — das Brandenburger Tor! „Ja, ich erinnere mich. Als junges Mädchen hab' ich es zuletzt gesehen. Wie doch die Zeiten sich ändern! Zwanzig — nein, fast dreißig Jahre ist's her. Und dort drüben — das muß die Kriegsakademie sein. Und hier die russische Botschaft. So — da wären wir ja. Portier, bezahlen Sie das Auto. Und nun, Ruth, nun müssen wir erst lunchen! Essen und eine halbe Flasche Sekt trinken. Ich verschmachte fast, Kind!"

Unten im Restaurant hatten sie gesessen, von einem fremden Luxus umgeben, mitten in einer distinguierten Gesellschaft. Mutter — Mama — schien aufzufallen. Vielleicht weil sie so groß, so stattlich, fast imposant war. Vielleicht weil sie so schön war. Vielleicht weil die Farbe ihres Haares ein so wunderbares Tizianrot zeigte. Vielleicht weil ihr Hut mit den großen, wallenden Straußfedern auffallen mußte.

Ruth war so beklommen zumute, daß sie keinen Bissen essen konnte. Nur an ihrem Glase nippte sie. Auch ihr klebte die Zunge am Gaumen. Aber Mutter — „Mama" sollte sie sagen — Mama aß mit gutem Appetit, trank die halbe Flasche Sekt fast allein und dann eine Tasse ganz schweren Kaffee und einen — wirklich einen Likör. „Du nimmst nicht, Ruth? Du bist ein liebes, süßes, kleines Schäfchen!"

Nun saßen sie oben im Zimmer. Mutter — Mama hatte geschellt. „Lassen Sie die Vorhänge ganz herunter. So — nur eine Flamme in der Krone einschalten. Wahnsinnig heiß ist es.“ Dabei hatte sie den Mantel ausgezogen, das Kleid abgestreift, eine leichte rosa Seidenmatinee angelegt. Ruth hatte das Kleid, das auf dem Boden lag, aufheben wollen. „Laß liegen, Kind — das bringt nachher das Stubenmädchen in Ordnung. So, und jetzt setzt du dich zu mir ans Bett, gibst mir deine liebe Hand. Nur ein paar Minuten muß ich ruhen. Nachher — nachher sprechen wir miteinander. Mon Dieu, was habe ich dir alles zu sagen —“

Mutter — Mama — schlief. Wohl schon eine Viertelstunde. Ein Weilchen hatte Ruth die weiche, schön geformte Hand noch gehalten. Einmal hatte sie in einer plötzlichen Aufwallung ihre Lippen daraufgedrückt, dann sie vorsichtig auf die Brust der Mutter gelegt.

Das Zimmer war fast dunkel; nur eine Flamme leuchtete von der Kristallkrone herab. Aber Ruths Augen gewöhnten sich schnell an das Dunkel, sahen scharf wie im Tageslicht.

Es war wirklich alles wie ein Traum.

Ganz ruhig lag Mutter — lag Mama. Ganz ruhig atmete sie. Aber in der Seele des Kindes war die Unruhe, jagten die Gedanken.

Die Seele des Kindes war voll heißer Zärtlichkeit und voll wehen Zagens. Die Stimme des Blutes, an

die sie nie geglaubt, war jäh in Ruth aufgeklungen, als sie die Mutterarme fühlte und den Kuß der Mutterlippen. Und doch konnte sie des Glücks nicht froh werden.

Mutter — Mama — war ihr so fremd, so fremd.

Gewiß, es war nur das! ‚Wenn Mama sich erst zu mir ausgesprochen hat, wenn wir uns kennen, wird alles gut werden. Nur verstehen muß ich sie erst. Verstehen —‘

Ganz tief sank Ruths Kopf herab, und in ihre Stirn gruben sich die nachdenklichen Falten. Den Briefen sann sie nach, die die Mutter geschrieben; diesen Briefen, die sie stets erschreckt, nie beglückt hatten. Jede Wendung hörte sie wieder — jede Phrase —

Dann hörte sie dazwischen Gotthardts ruhige Stimme: ‚Sei nicht ungerecht, Ruth. Wir kennen sie nicht und die Verhältnisse nicht, die gewiß stärker waren als sie. Man muß jeden Menschen nach seinem Maßstab zu beurteilen suchen. Wenn sie hier wäre, wenn du in ihrem Gesicht lesen könntest —‘

Langsam hob sie die Augen.

Ja, Mutter — Mama war gewiß sehr schön gewesen, war es wohl jetzt noch. Aber nun, da im Schlaf die Spannung der Züge nachgelassen hatte, nun erschien das Gesicht fast welk. Und Ruths scharfe Augen sahen trotz des Dämmerlichtes das kunstvoll aufgetragene Rot, sahen, wie die Augenbrauen nachgezogen waren. Mama hatte es ja selber gesagt: „Les beaux restes — man tut, was man kann, sie zu erhalten.“

Es mochte in ihrem Kreise, es mochte drüben im fremden Lande wohl so Brauch sein.

Nur daß plötzlich vor Ruths Augen ein Matronengesicht auftauchte, mit den leichten Runzeln der Greisenjahre, jede einzelne erzählend von sorgender Liebe

Und als sie vor ihrem geistigen Auge dieses geliebte Matronenantlitz sah, da zog jäh wieder der Zwiespalt in ihr Herz und schmerzte und brannte.

Vielleicht hatte sie leise aufgestöhnt. Mutter — Mama wurde wach. So plötzlich wach, wie sie schnell eingeschlummert war. Sie lachte. „Bitte, zieh' doch den Vorhang beiseite, Ruth. Ich muß dein liebes, junges Gesicht sehen!“ Und sie selber sah wieder jung und schön aus. Sprang auf, ging zum Toilettentisch, wusch sich die Stirn mit einer duftenden Essenz, lachte wieder hell und fröhlich: „Kind, der Schlaf ist doch das herrlichste. Ach, wie haben mich diese paar Minuten erquickt. Gib mir einen Kuß, Ruth. So — noch einen. Einen langen, süßen, ich habe ja soviel nachzuholen. Nun lassen wir uns den Tee kommen, und dann, dann erzähle ich dir.“

Da war mit einem Male plötzlich wieder das liebe, alte Matronengesicht.

„Mama, ich muß nach Hause —“

„Nach Hause?“

„Ja, Mama. Die Eltern — meine lieben Pflegeeltern ängstigen sich. Ich muß —“

Ein paar Augenblicke sah die schöne Frau zu Boden. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. Dann war

wieder das heitere Lachen da. „Ach, Kind! Natürlich! Wir müssen telegraphieren. Und morgen fahre ich mit dir hinaus. Die guten, alten Leutchen, ich bin ihnen ja zu großem Dank verpflichtet."

Sie hatte schon geschellt, war zum Schreibtisch geeilt. „Wie ist die Adresse, Ruth? Jawohl — Frau Genschow, Friedenau, Kronenstraße 13. Was soll ich schreiben? Warte nur, ich habe es schon. ‚Bin heute angekommen. Unendlich glücklich mit Ruth.' Ja — und weiter — du bleibst natürlich heute nacht hier —"

„Nein, Mama, nein — unter keinen Umständen."

„Kleine Närrin! Also dein Wille geschehe. ‚Sorge dafür, daß Ruth um neun Uhr bei Ihnen ist. Ihre dankbare Margarete del Oro.' So — mon Dieu, was ist das alles merkwürdig: ich glaube, du wußtest nicht einmal den Vornamen deiner Mama! Ja — und del Oro —" sie lachte wieder — „del Oro! Aber das erzähle ich dir —".

Der Zimmerkellner kam, übernahm die Depesche, brachte den Tee. Dann saß Mutter — Mama — in dem tiefen Empirestuhl am Fenster, hatte einen kleinen Tisch vor sich, schenkte mit bezaubernder Grazie ein und begann mit leiser, schmeichelnder, zärtlicher Stimme zu erzählen. „Eine Beichte, Kind," sagte sie selber. „Komm, setze dich her zu mir. Ziehe dir den Hocker heran. Ganz nahe muß ich dich haben. Ganz nahe, daß ich immer deine Hand fassen kann."

Und Ruth hörte.

„Ein blutarmes, schönes Mädchen war als Erzieherin auf ein ostpreußisches Gut gekommen zu einer kleinen, elternlosen Baronesse. In wirre Verhältnisse hinein. Das Gut gehörte einer alten Tante der Kleinen, einer schrulligen, grantigen Dame, und es warf knapp den dürftigsten Lebensunterhalt ab. Alles, was erübrigt, abgespart werden konnte, ging an den Neffen, den jungen Wilhelm Benderau, der bei dem Regiment stand, in dem seit Generationen alle Benderaus gedient hatten, den ostpreußischen Kürassieren. Immer hörte die Erzieherin von ihm erzählen, von ihm schwärmen. Das kindliche Ding, die kleine Baronesse, liebte den Bruder abgöttisch; die Tante verzog ihn; alle Leute im Hause, im Dorfe vergötterten ihn. Im Schloß — man nannte es das Schloß, obwohl es ein schlecht unterhaltenes Landhaus war — gab es mehrere Bilder von ihm. Er mußte sehr schön sein. Aber Margarete Wernern haßte ihn; haßte ihn, weil seine Existenz auf der ganzen Familie lastete, weil dem armen Kinde um seinetwillen die notwendige Kur nach Kreuznach versagt wurde, weil die Hausherrin um seinetwillen darbte und darben ließ.

Dann war er plötzlich da, auf kurzen Urlaub, und der Haß schlug jäh in heiße Liebe um. Ich sah ihn, und ich wußte nichts mehr als ihn. Er sah mich, und er riß mich an sich. Wir wußten beide vom ersten Augenblick an, daß nur der Tod uns trennen konnte. Wir wußten beide, daß sich Berge zwischen uns türmen würden, aber wir schauten über sie hinweg in weite,

lichte, glückselige Täler. Die blutarme Erzieherin wurde die Frau Wilhelms von Benderau, der bisher mit knappster Zulage bei einem teuren Regiment gestanden hatte, der nun, nach schwerem Kampfe mit der Tante, den Abschied nahm und in Opalenken als Inspektor der alten Baronin eintrat. O, du geliebtes Kind, wie glücklich waren wir! Wie unendlich glücklich! Was tat es uns, daß wir arm waren. Wir waren ja jung, wir waren gesund, und die lichten, glückseligen Täler breiteten sich vor uns.

Dann folgten, Schlag auf Schlag, vernichtende Unglücksfälle. Zwei Sommer, in denen die Ernte vollständig versagte. Ein Herbst, in dem die Seuche den kleinen Viehstand vernichtete. Im Winter darauf starb die alte Baronesse, und im Frühjahr trugen wir die Schwester zu Grabe, das arme Ding, das eigentlich nie einen frohen Tag erlebt hatte. Als es wieder herbstete, mußten wir Opalenken verlassen. Aermer als arm zogen wir in die Welt hinaus.

Aber das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Dein Vater begann zu kränkeln, an demselben Leiden, an dem seine Schwester gestorben war. Vielleicht hatte er sich bei ihrer Pflege angesteckt, vielleicht hatten die Sorgen der Krankheit den Boden bereitet. Während er uns mühsam mit kleinen literarischen Arbeiten, mit allerlei Agenturgeschäften über Wasser hielt, siechte er vor meinen Augen dahin. Unsre Ehe war bisher kinderlos geblieben. In demselben Frühjahr, in dem ich dich erwartete, starb dein Vater —"

Sie hatte mit leiser, zärtlich vibrierender Stimme gesprochen, in der schnellen Flucht des Erzählens, wie jemand, der wieder und wieder erwogen hat, was er sagen soll, was er sagen wird. Aber es war doch aus dem Herzen gekommen, es hatte zum Herzen gesprochen. Mit beiden Händen hielt Ruth die Rechte der Mutter umklammert, sah mit feuchten Augen zu ihr empor, küßte dann die Mutterhand und stammelte, flüsterte heiß: „Arme, liebe — liebe Mama —"

Eine Weile schwieg die Mutter. Das Sprechen schien sie angegriffen zu haben. Es war, als müßte sie sich erst sammeln, als würde ihr das Weitererzählen doppelt schwer, als käme erst jetzt, was sie die Beichte genannt.

„Wir waren auf ein Dorf gezogen, um recht sparsam zu leben, auch damit dein kranker Vater immer in der frischen Luft sein könnte. Eine furchtbar schwere Zeit war es für mich, oft war ich am Verzweifeln. Bei einer Kantorfamilie wohnten wir. Dort starb er. Die Leute waren gut zu mir, halfen mir über die schwersten Stunden fort, so gut sie konnten. Aber als du da warst, Ruth, da waren auch die letzten Hilfsmittel versiegt, der Rest meines kleinen Schmucks verkauft, verpfändet. Ich wußte nicht ein, noch aus.

Du mußt das zu verstehen versuchen. Ich hatte keinen Verwandten, keinen Bekannten auf der weiten Welt, der dich und mich aufnehmen konnte. Ich wußte keinen andern Ausweg, als wieder als Erzieherin zu Fremden zu gehen. Aber wo nahm man eine junge

Mutter mit einem Kinde?! Und der Gedanke, mich von dir zu trennen, raubte mir fast den Verstand.

Da fand ich in einer Zeitung ein Inserat. Es wurde eine deutsche Erzieherin nach Chile gesucht; persönliche Vorstellung bei der Frau des chilenischen Generalkonsuls in der nächsten Stadt war als Bedingung genannt. Es schien mir wie ein Wink des Schicksals, daß ich so nahe wohnte. Nicht, daß ich eigentlich große Hoffnung hatte, aber eine unbestimmte Zuversicht muß doch wohl in mir gewesen sein. Weißt du, Ruth, es war wohl, wie sich der Ertrinkende an einen Strohhalm klammert. Ich fuhr hinüber. Erst auf der kurzen Eisenbahnfahrt sah ich meine Papiere, meine Zeugnisse von früher her durch. Und dabei stieg der Gedanke in mir auf: sprich nicht von deiner Ehe, nicht von deinem Kinde; man sucht ja keine Witwe, man sucht keine Frau mit einem Kinde!

Ach, Ruth, Ruth — ich mußte dich verleugnen. Und wenn das Herz mir brach: ich mußte dich verleugnen.

Vielleicht dachte ich auch den Gedanken nicht aus. Vielleicht handelte ich mehr instinktiv als klar bewußt. Jedenfalls fiel mir mein Tun erst recht auf die Seele, wie Zentnerlasten, als ich sah, daß ich gefiel, daß ich Chance hatte, angenommen zu werden — als es zu spät war. Die Frau des Generalkonsuls war selbst Chilenin; ihr Onkel, Gomez del Oro, suchte für seine sechsjährige Tochter eine Erzieherin. Alle Bedingungen schienen günstig. So nahm ich an, tausend Schwerter im Herzen.

Als ich von der Dame ging, verstrickt in ein Lügengewebe, sah sie mich musternd, forschend an. ‚Sie sind sehr schön, meine Liebe!‘ sagte sie mit etwas ironischem Lächeln. ‚Man schätzt drüben die blonde, deutsche Schönheit sehr hoch. Glück auf die Reise!‘

Ich hörte es in jenem Augenblicke kaum ganz deutlich, aber die Worte wurden mir später klar — und ihre Bedeutung. In jenem Augenblicke, als ich die Treppe hinunterstieg, in der nächsten halben Stunde, als ich zum Bahnhof eilte, waren meine Gedanken ja eigentlich nur mit der Frage um deine Zukunft erfüllt: Was sollte ich mit dir beginnen? Wie konnte ich dir eine sichere Unterkunft schaffen für die nächsten paar Jahre? Auf vier Jahre hatte ich mich verpflichten müssen. Es stand für mich fest: nach diesen vier Jahren kam ich zurück, mußte mir ein kleines Kapital erspart haben, konnte dich wieder an mein Herz nehmen. —

Aus den vier Jahren sollten fast neunzehn Jahre werden!

Ich überlegte, daß es am besten sein würde, dich bei der Kantorswitwe zu lassen. Ich überlegte weiter und verwarf die Idee wieder: die Frau war gutherzig, aber alt und vom Leben zermürbt. Siehst du, Ruth, und während ich so grübelte, fiel mein Auge zufällig auf eine Zeitschriftennummer, die ein Passagier, der gerade ausgestiegen war, in dem Kupee hatte liegen lassen.

Der Zufall — der Zufall ist alles im Menschenleben! Es war eine Nummer der ‚Feierglocken‘. Ein Redakteur schrieb darin herzbewegte Worte zum Schutz

der Kleinsten unter den Kleinen. Er mußte ein Mann mit einem großen, edlen Herzen sein.

Du weißt ja, wie es dann kam. Nur von den Leiden, die deine arme Mutter durchlebte, als sie dich hinauftrug in die Redaktion, als sie dann hinausfloh aus ihr ohne dich: von diesen Leiden weißt du nichts. Wie ich an der nächsten Straßenecke stand und hinaufstarrte nach dem Fenster des Zimmers, in dem ich mein Kind wußte, wie ich mir ausmalte: jetzt finden sie es — werden sie gut zu ihm sein? Wie wird sein Los sein? — Wenn ich Strafe verdiente, Ruth, ich habe sie in jener Stunde verbüßt. Und habe neunzehn Jahre hindurch weiter getragen und gebüßt. Neunzehn lange Jahre!"

Wieder hielt sie inne.

Sie sah auf Ruth — und wartete. Harrte darauf, daß ihr Kind wieder ihre Hand mit heißen Küssen bedecken würde, harrte auf das Wort: ‚Arme, liebe — liebe Mama.'

Aber Ruth saß mit gesenktem Kopf und schwieg.

Auch sie wartete — wartete schmerzlich, daß die Stimme des Blutes, die heute so laut und froh in ihr aufgeklungen, wieder tönen sollte. Sehnsuchtsvoll wartete sie, die Hand der Mutter zu fassen und mit heißen Küssen zu bedecken: sobald ihr Herz sprach.

Doch ihr Herz blieb stumm. Denn vor ihr stand ein gefurchtes Matronenantlitz, das liebe Gesicht von Mutter Marianne, stand zwischen ihr und der schönen Frau dort, die so wohlklingend zu sprechen und die

Worte so schön zu setzen wußte, stand und sagte ihr: ich wäre nimmer von dir gegangen, ich hätte mein Kind nicht in der Fremde gelassen! Gedarbt und gehungert hätte ich mit ihm, gekämpft und gerungen, aber ich wäre bei ihm geblieben, bis zum letzten Atemzuge!

Mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen harrte Ruth. Vor den geschlossenen Lidern standen plötzlich wieder all die Briefe, die sie von der schönen Frau, die sich ihre Mutter nannte, von jenseits des Weltmeeres erhielt; standen in diesen Briefen alle die zärtlichen Wendungen, Sätze und Floskeln, die sie eben wieder gehört hatte. Ruth hatte ja zuviel Romanmanuskripte, gute und schlechte, in Händen gehabt, um nicht zu wissen, wie Phrasen klingen.

Sie rang mit sich. Sie fühlte, wußte ja auch das: es war nicht alles Phrase. Gottlob, nein! Ganz gewiß hatte echte Muttersehnsucht die schöne Frau über den Ozean zu ihr getrieben. Ganz gewiß stand hinter den klingenden, zärtlichen Worten auch zärtliches Empfinden. Aber es blieb ein Rest, ein Rest voll zagen Schmerzes. Es blieb eine Kluft, über die sich noch keine Brücke schlagen ließ. Noch nicht!

Leise stöhnte die schöne Frau auf.

„Ich will weiter — beichten!“ sagte sie. „Hörst du, Ruth?“

„Ja, Mama — ich höre.“

„Ganz kurz will ich sein, so kurz als möglich. Drüben fand ich auf der Hazienda, dicht vor dem Tore der Stadt, ein glänzendes Haus. Ich fand eine reizende,

liebe Schülerin. Ich fand — ich fand in dem Vater des Kindes einen älteren Herrn, einen Weltmann südamerikanischen Zuschnitts, von einschmeichelnder Grazie heute, derb zufassend, fast brutal morgen, verwöhnt vom Leben, verwöhnt nicht zuletzt von den Frauen. Aber ich will nichts Schlechtes über Gomez sagen — der nach zwei Jahren mein Gatte wurde. Und mit diesem Schritt nahm ich die zweite Lüge auf mich, die ich wie eine Galeerenkette hinter mir herschleppte all die Jahre hindurch. Denn als Margarete Wernern war ich in sein Haus gekommen, und Margarete Wernern mußte ich bleiben, bis zu dem Augenblick, wo ich Margarete del Oro wurde. Verstehst du das, Ruth? Auf die Straße hinaus würde er mich gestoßen haben, wenn er hinter das Lügengewebe gesehen hätte, in das mich das Unglück verwoben hatte. Er durfte nie, nie ahnen, daß ich mich unter einem Namen, den zu tragen ich nicht mehr berechtigt war, bei ihm eingeführt hatte, durfte nie, nie erfahren, daß ich in weiter Ferne dich hatte! Er war nicht der Mann dazu, zu verstehen und zu verzeihen.

Vielleicht habe ich mir die Folgen damals nicht voll klar gemacht. Ich will es vor dir nicht leugnen: der Reichtum blendete mich. Aber getragen und gebüßt habe ich furchtbar. Riesengroß wuchs die Sehnsucht nach dir von Jahr zu Jahr. In steter Sorge lebte ich dahin, daß er, der Mißtrauische, hinter den Betrug kommen könnte. Ich schauderte vor Angst, wenn ich deutsche Landsleute traf, deutsche Laute hörte. Ich

bebte bei seinen gelegentlichen Fragen nach meiner Heimat. Ach, meine geliebte Ruth, es ist ein ewig wahrer Kern in der alten Sage von dem Damoklesschwert. Ich habe es über mir gefühlt, am seidenen Faden, bis zuletzt — bis sein Tod mir die Freiheit wiedergab. Er war lange krank, und in den Jahren der Krankheit konnte ich mich wenigstens seinem Spähersinn so weit entziehen, daß ich dir Nachricht zu geben, für dich Geld zu senden vermochte. Jedesmal mit pochendem Herzen, jedesmal in der Furcht vor Entdeckung. Und dann drückte ich ihm die Augen zu. Ich habe ehrlich um ihn geweint. Er hatte mich ja geliebt — auf seine Art. Und er hatte über den Tod hinaus für mich gesorgt. Luisa, meine Schülerin und Stieftochter, die längst verheiratet ist, und ich waren seine Erbinnen. Die Regelung des Nachlasses nahm noch Monate in Anspruch. Während mein Herz der Stunde entgegenschlug, in der ich dich überraschen wollte, mußte ich mich mit Notaren und Gerichten herumschlagen. Aber nun — nun liegt das alles hinter mir. Nun, Ruth, nun bin ich frei! Nun gehöre ich dir! Dir —“

Sie war aufgesprungen.

Sie reckte sich, und dann riß sie Ruth an sich, wie sie es heute morgen getan. Riß sie an sich, klammerte ihre Arme um den jungen Körper, küßte und küßte und jubelte.

— und Ruth lag wie leblos in ihren Armen.

* * *

Als Ruth am Abend vor dem kleinen Vorstadthause stand — fast auf den Knien hatte sie die Mutter beschworen, sie allein hinausfahren zu lassen —, sah sie, daß Frau Marianne noch wach war. Das Fenster ihres Zimmers war geöffnet, ein helles Lichtbündel fiel heraus, am Tisch in der Mitte der Stube saß die alte Frau, hatte ein Buch vor sich, aber las wohl kaum. Die Brille, die sie seit einigen Jahren beim Lesen trug, lag neben ihr.

Das alles sah Ruth, und das Herz wurde ihr noch schwerer.

Sie hatte den Haus- und den Wohnungsschlüssel bei sich. Vater Genschow hatte ihr beide beim Einzug mit einer kleinen, feierlich-komischen Rede anvertraut.

Leise öffnete sie Tür auf Tür. Und dann lag sie plötzlich am Herzen der Mutter Marianne und schluchzte laut auf.

Auch die Greisin weinte. Aber sie faßte sich schnell um des Kindes willen, strich mit sanfter Hand über den dunkelbraunen Scheitel. „Komm, Ruth, ich bringe dich zu Bett. Du brauchst mir nichts zu erzählen. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Es war, als ahnte sie, als wüßte sie alles, alles, was Ruths Seele bewegte.

Wie sie einst das Kind umsorgt hatte, umsorgte Mutter Marianne sie heute. Half der nur leise sich Wehrenden beim Auskleiden, strich ihr die Bettdecke glatt und küßte sie noch einmal auf die Stirn.

Nur das „Schlaf' wohl!" sprach sie nicht, als sie ging. Sie wußte ja auch das: daß der Schlaf heute erst spät an dieses Lager treten würde —

Am andern Morgen war Ruth sehr früh auf, kam zu den Eltern wie immer und sagte: „Nun will ich euch alles erzählen."

Und sie erzählte voll kindlichen Vertrauens. Nicht in großen Worten, nicht erregt, sondern ganz ruhig. Ganz als die Ruth, die immer fest auf den eignen Füßen gestanden hatte, die immer gewußt hatte, was sie tat.

Voll kindlichen Vertrauens sprach sie, und sprach doch nicht die ganze Wahrheit. Den letzten Schleier von ihrer Seele hob sie nicht. Eine tiefe Scheu hielt sie ab, von dem Zwiespalt ihres Herzens zu reden, die Frau, die ihre Mutter war, so klein, so äußerlich zu schildern, wie sie sie empfand. Immer wieder sagte sie nur: Es ist mir so fremd, ich kann mich noch nicht daran gewöhnen."

Dann, ganz zuletzt, erklärte sie fest und bestimmt: „Ich will bei euch bleiben, wenn ihr mich behalten wollt." Und wie um jeder weiteren Erörterung die Spitze abzubrechen: „Nun ist's aber die höchste Zeit. Ich muß zur Elektrischen, wenn ich rechtzeitig auf der Redaktion sein will. Da wird sich eine hübsche Arbeitsmenge aufgehäuft haben."

Die beiden Alten nickten. Vater Genschow streichelte ihr die Wange, Mutter gab ihr einen Kuß auf den Weg. Viel sprachen sie nicht. Sie hatten sich längst

verständigt. Ihr wollten sie das Herz nicht schwer machen, wenn das eigne auch schwerste Schmerzen trug. Denn sie sagten sich: Schließlich wird die Stimme des Blutes siegen, und wir werden unser Liebstes hingeben müssen. Es kann gar nicht anders sein. Es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre. Aber nicht schwer machen, nicht schwerer, als es so schon ist! Das ist der letzte Liebesdienst, den wir Ruth erweisen können. —

Ein Tag verging, und noch einer — und der dritte. Und an jedem Tag kämpfte Ruth einen neuen Kampf. Denn an jedem Tag rang die Mutter um ihr Kind. Und an jedem Abend schloß das Kind verzweifelt die Hände ineinander: ‚Ich kann sie nicht so liebhaben, wie ich sollte! Ich kann nicht vergessen! Lieber Gott, an mir ist es ja nicht, zu richten und zu vergeben der Mutter gegenüber. Aber vergessen kann ich nicht! Und sie ist mir fremd — sie bleibt mir fremd! Lieber Gott, gib meinem armen Herzen Klarheit und Frieden!‘

An jedem Vormittag kam Senora del Oro auf die Redaktion der „Feierglocken“, um Ruth abzuholen. Jedesmal weigerte die Tochter sich, mitzugehen, ehe sie ihre Arbeit getan; jedesmal setzte die Mutter ihren Willen durch. Dann ging es in irgendein Magazin, in irgendein Warenhaus: „Ich kann mein Kind nicht so sehen! Du bist so schön, Ruth. Aber Schönheit muß auch in den rechten Rahmen gesetzt werden.“ Jedesmal sträubte sich Ruth, und jedesmal unterlag sie; gerade nur, daß sie dem exotischen Geschmack ihren eignen entgegensetzen konnte. Eine wahnwitzige Freude

schien die Mutter am Schenken zu haben. Wie sie sich selber mit Schmuck behängte, so mochte sie auch Ruth nicht ohne Juwelen sehen. Aber darüber hinaus: Genschows wollte sie ein kostbares Geschenk machen. „Ich muß ihnen doch meine Dankbarkeit beweisen. Du mußt das doch einsehen, Ruth! Ich kann nicht mit leeren Händen kommen!“ Sie war nicht zu überzeugen, daß Vater Genschow und Frau Marianne sich durch äußerliche Gaben nur gekränkt fühlen würden. Auch auf der Redaktion wollte sie immer schenken, schenken. Der gute Knurre mußte für seine Frau ein sehr buntes Seidenkleid nehmen, die beiden Tippkolleginnen erhielten je ein Armband. „Ruth, womit kann man Doktor Gotthardt eine Freude machen? Du mußt mir nachsinnen helfen.“

Stunden gab es, in denen Ruth ganz am Verzagen war. Augenblicke gab es, in denen sie doch von ihrem Kindesgefühl fortgerissen wurde. Stunden, in denen sie sich der Mutter weltenfern fühlte; Minuten, in denen sie einem geheimnisvollen Zauber unterlag. Aber allmählich wuchsen die Minuten mehr und mehr, und die Stunden der Abwehr wurden kleiner, die Abwehr wurde schwächer. Nur zur Abendzeit kam immer wieder das gleiche verzweifelte Ringen, der gleiche flehentliche Hilfeschrei: ‚Lieber Gott, gib meinem armen Herzen Klarheit!‘

Am dritten Tage machte es Senora del Oro endlich wahr, sie fuhr mit Ruth zu Genschows hinaus. Ruth hatte gezittert vor der Begegnung, aber ihre Befürchtungen waren vergeblich gewesen. Vater Genschow und

Frau Marianne besaßen jenen natürlichen; schlichten Herzenstakt, der sich gerade in den schwierigsten Lagen am höchsten bewährt. Und die Senora wollte gefallen, um jeden Preis gefallen. So erreichte sie mindestens, daß sie nicht mißfiel.

Dann freilich, in der friedlichen Gartenlaube, die die Mutter so bezaubernd fand — „eine wirkliche, richtige deutsche Laube! Wie heimelig, wie entzückend!" sprach sie, scheinbar absichtslos, ein paar Worte, die alles, was in Ruth an mühsam erkämpftem Frieden war, jäh niederrissen.

„Lange kann ich leider nicht im schönen Vaterland bleiben!" sagte sie. „Ich muß im Oktober wieder in Valparaiso sein, und vorher will ich noch auf ein paar Wochen nach Paris. Du wirst dich also so einrichten müssen, daß wir etwa in acht Tagen abreisen, mein süßer Liebling."

Wie beiläufig sagte sie es. Aber Ruth fühlte: es war absichtlich gerade hier gesagt. Sie kannte nun schon dies leise Leuchten in den schönen Augen, das solche scheinbar beiläufige Bemerkungen zu begleiten pflegte.

Ein Zittern überrann sie.

Auf eines Atemzugs Länge sah sie starr geradeaus. Die Stirn zog sich kraus.

Wie von fernher nur hörte sie noch, was die Mutter weiter sagte, immer im leichtesten Plauderton: daß es seit ihrer Jugend ihr Lieblingswunsch gewesen, einmal Paris kennen zu lernen — Paris, die Lichtstadt.

Und dann, ganz plötzlich, fragte Ruth, wie aus einer Betäubung erwachend: „Du willst nicht in Deutschland bleiben — Mama?“ Und als sie das letzte Wort sprach, gab es ihr einen Stich ins Herz, daß sie das hier, vor Mutter Marianne, sagen mußte — vor Mutter Marianne.

„Aber, du geliebtes Schäfchen!“ Die Mama lachte. „Hast du das denn für möglich gehalten? Wie konntest du! Ich habe doch drüben meine Besitzungen. Ich glaube auch, ich könnte mich nicht auf die Dauer hier einleben, so lieb ich die Heimat habe.“

Wieder sah Ruth starr in die Ferne. Wieder hörte sie nur wie von weither, was die Mama noch sagte: es sei drüben alles doch unendlich freier, weiter — schöner —

Und dann sprach sie wieder plötzlich dazwischen, ganz bestimmt: „Ich kann aber nicht mit dir gehen!“

Einen Moment stutzte die schöne Frau. Dann lachte sie ihr helles Lachen: „Du liebes Närrchen!“ und glitt zu einem andern Thema über.

Und Ruth schwieg.

Sie sprach an diesem Abend sich auch nicht mit Frau Marianne aus. Zuerst saß sie und sann vor sich hin, mit gesenktem Kopf, mit gekrauster Stirn. In der Dämmerstunde sagte sie plötzlich: „Ich muß noch ein paar Minuten Luft schöpfen.“ Sie blieb auch wirklich kaum eine Viertelstunde. Aber als sie wiederkam, war sie wie verwandelt, wie befreit, fiel der Greisin um den Hals, hatte sogar für Genschow ein Scherzwort. „Still,

still! Nicht fragen!" sagte sie dann. „Es wird schon noch alles gut werden!"

Seit Tagen schlief sie in dieser Nacht zum erstenmal wieder ruhig ein, wie Kinder schlafen, mit einem Lächeln auf den Lippen.

Und sie lächelte, als sie am nächsten Morgen auf die Redaktion kam. Lächelte sogar Knurre an. „Herr Knurre, geben Sie mir doch mal das Kursbuch."

Knurre holte die Eisenbahnbibel, aber er ging nicht. Er sah zu, wie Ruth blätterte, wie sie anscheinend bald fand, was sie suchte, das Buch wieder schloß. Bis sie etwas verwundert fragte: „Gibt es denn etwas Besonderes?"

Da sagte er: „Ja, Fräulein Ruth. Unser guter Herr Jürgeß ist heute nacht erkrankt."

„Herr Jürgeß! Er sah in der ganzen letzten Zeit schlecht aus. Es ist doch nichts Bedenkliches?"

„Der Doktor soll gemeint haben: nein. Aber der Herr hat zu Bett bleiben müssen. Und jetzt ist Herr von Bogendorff hinuntergerufen worden."

Es wurde ein unruhiger Vormittag. Die Konferenz mußte verschoben werden. Dann kam Herr von Bogendorff und erledigte das Wichtigste, was der Tag gebracht hatte. Brachte auch Nachricht: nein, bedenklich war der Zustand des Verlegers nicht. „Diese unnatürliche Hitze, Fräulein Genschow, macht ja selbst den Gesündesten nervös. Ich denke, es sind die Nerven. Aber Herr Jürgeß bedarf jedenfalls der allergrößten Schonung."

Die Remington klapperte. Eine ganze Anzahl Briefe war zu schreiben. Eingänge waren zu registrieren, Anweisungen auszufüllen. Noch einmal steckte Bogendorff den Kopf zur Tür herein: „Könnten Sie wohl heute die Korrektur lesen, Fräulein Genschow?“ Er reichte ihr das Blatt. „Gewiß — selbstverständlich.“ Einmal kam der alte Aßmusen: „Ruthchen, unser guter Jürgeß. Wenn es nur gut geht. Ich habe heute nacht einen zu bösen Traum gehabt. Eine große Glocke habe ich gesehen, und sie sprang vor meinen Augen in Stücke. Ich bin ja nicht abergläubisch —“

Zwischen all dem dachte Ruth immer wieder: ‚Um zwei Uhr kommt der Zug auf dem Stettiner Bahnhof an.‘

Dann war plötzlich die Mama da. „Unten hält das Auto. Herzensruth, schnell, schnell, wir fahren nach dem Grunewald. In der Stadt ist es heute ja nicht zum Aushalten vor Hitze.“

„Heute nicht, Mama. Heute geht es wirklich nicht, ich kann nicht abkommen.“

„Aber Ruth, sei nicht närrisch.“

„Du mußt schon allein fahren, Mama. Aber wenn es dir recht ist, komme ich um fünf Uhr zu dir ins Hotel.“

Die Mama sprach noch hin und her, wurde heftig und wieder zärtlich. „Manchmal verstehe ich dich nicht, du liebe, kleine Kreatur. Manchmal möchte ich an deiner Liebe zu mir zweifeln. Komm, gib mir wenigstens einen Kuß. Du — und wie findest du das Kostüm? Gerson

schickte es heute früh. Eigentlich ist es eine Torheit, ich hätte lieber verzichten und in Paris kaufen sollen —"

Und nun klapperte die Remington wieder. Einmal kam Fräulein Martha Linkeball hereingewutscht. Ob sie wohl heute etwas früher gehen dürfte, ob sie es wohl wagen dürfte, Herrn von Bogendorff zu bitten? Tante Eveline hätte sie nämlich zu einer Partie nach Wannsee eingeladen. Dann waren ein paar Besuche da. Eine alte, schrumpfige Dame wollte wissen, ob wohl ein Inserat Aussicht auf Erfolg hätte, in dem man um eine Stellung als Hotelbeschließerin sich bemühte. Bogendorff bat: „Draußen steht ein junger Mann mit blonden Dichterlocken und einem Manuskript. Bitte, nehmen Sie's ihm ab. Ich ersticke vor Arbeit und Hitze."

Und dann war es zwei Uhr. Und in allem Wirrwarr dachte Ruth klopfenden Herzens: ‚Jetzt fährt der Zug in die Halle ein.'

Sie zählte die Minuten.

Ein paarmal kam es über sie wie tödliche Erschlaffung, wie gänzliche Mutlosigkeit. Sie war ja eine Törin! Was hoffte sie denn? Worauf baute sie denn?

Ein paarmal saß sie, ganz in Sinnen versunken, reglos vor der Maschine, fuhr jäh auf, wenn die Klingel tönte; ertappte sich auf einem Tränchen in den Augenwimpern. Lachte vor sich hin und wußte nicht weshalb, stöhnte leise auf und rang die Hände, bis sie schmerzten.

Der Postbote kam, brachte ein Dutzend Einschreibbriefe. Sie mußte die Scheine unterzeichnen, da sie

Postvollmacht hatte. Es flimmerte ihr vor den Augen: Graz, München, Eberburg, Köln, Prag —

Aber gerade als sie ihren Namen zum letztenmal unterschrieben hatte, mit einem seltsam unsicheren Gefühl: ‚So heißt du ja gar nicht mehr — wie heißt du denn eigentlich jetzt?‘ — gerade da sah sie hinter dem breiten Rücken des wartenden Briefträgers eine hohe Gestalt auftauchen und ein frisches, gebräuntes Gesicht —

„Herr Doktor! Lieber Herr Doktor!“ rief sie, sprang auf, lief ihm entgegen, nahm seine beiden Hände, und wenn er's nicht gehindert, würde sie die an ihre Lippen gezogen haben. So dankbar war sie ihm. Aber wie sie ihn ansah, erschrak sie. Es fiel ihr jäh ein, daß ihr Telegramm, ihr Hilferuf ihn aus seiner Erholungszeit herausgerissen, ihn durch die Hitze dieses Tages gehetzt hatte. War's nicht ein Mißbrauch seiner Güte?

Immer noch hielt sie seine beiden Hände.

„Ich wußte mir ja nicht zu helfen, Herr Doktor. Ganz verzweifelt war ich! Lieber Gott, was müssen Sie von mir denken —“

Er lachte auf. „Dumme, liebe Ruth —“

Das Lachen paßte so gar nicht in ihre Stimmung hinein. Aber sie hörte die tiefe, innige Zärtlichkeit seiner Worte. Und sie sah auch, daß er gleich wieder ernst wurde. Er machte seine Hände frei, ging zur Tür, um sie zu schließen, kam wieder zu Ruth, faßte sie sanft an den Schultern, drückte sie auf ihren Stuhl, zog sich einen andern heran: „Nun erzähle, Ruth — alles —“

So begann sie. Zaghaft erst, dann immer sicherer. Mit gesenktem Köpfchen erst, dann ihm voll kindlicher Zuversicht in die blauen Augen sehend. Alles sagte sie ihm; weit mehr, als sie Frau Marianne anvertraut hatte. Von dem wehen Zwiespalt ihres Herzens sprach sie, von der seltsamen Eigenart ihrer Mutter, wie fremd die ihr wäre und bliebe — und daß sie doch immer fühle und wisse, sie meine es gut. Und daß sie sie ehren und liebhaben wollte — nur das eine, das eine könnte sie nicht: nicht mit ihr gehen! Nicht von den lieben, alten Genschows, nicht — jawohl — auch nicht von der Redaktion.

Immer schneller, immer sicherer hatte sie gesprochen. Bis zum Schluß ihr Kopf sich wieder senkte, in ihre Stimme ein Schwanken kam. „Da habe ich mir ein Herz gefaßt, lieber, lieber Herr Doktor! Ich wußte doch nicht mehr aus, noch ein. Ich wußte nur, daß Sie allein mir raten, mir helfen könnten — nur Sie —“.

Schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit hatte er ihr zugehört.

Jetzt war er es, der ihre beiden Hände ergriff. „Sieh mich einmal an, liebe Ruth,“ bat er.

Langsam hob sie den dunklen Scheitel, blickte ihn mit tränenfeuchten Augen an, wie ein gehorsames Kind.

„Ich danke dir für dein Vertrauen, Ruth. Ich war — glaube es mir! — ich war sehr beglückt, als deine Depesche kam. Wunderlich war es, ich war gerade mit meinen Gedanken bei dir — wie oft, wie immer in den Urlaubstagen —“

Es verwirrte sie ein wenig, was er sagte und wie er es sagte. Dunkel empfand sie: ‚So hat er noch nie zu dir gesprochen.' Und es verwirrte sie auch, wie fest seine Hände die ihren umspannten; so fest, so zärtlich.

„Hast du wirklich unbedingtes Vertrauen zu mir, liebe Ruth? Das rechte, große Vertrauen für ein ganzes Leben?"

„Ja — ja doch — Herr Doktor —"

„Hast du mich ein wenig lieb, Ruth?"

Ihre Hände bebten in den seinen. Ihre Lider sanken über die Augen. All die Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, überströmte sie.

Sie zögerte nicht. So leise sie es sprach, es kam ihr vom Herzen. Immer hatte sie ihn verehrt, bewundert — geliebt: „Ja — ja — lieb —"

Noch zärtlicher spannten sich seine Hände.

Dann hörte sie wieder ein fröhliches Lachen: „Liebe, liebe Ruth! Nein — du sollst, du darfst nicht fort. Du mußt immer bei mir bleiben! Zu mir gehörst du — das wollen wir deiner Mutter schon klarmachen! Liebe, liebe Ruth!"

Plötzlich fühlte sie, wie seine Hände sich lösten, nur um sie desto fester zu fassen, wie er sie hoch hob gleich einer Feder, sie an die Brust zog: „Liebe, liebe Ruth! Bei mir — fürs Leben —"

Bebend lag sie an seiner Brust, in seinen Armen. Dachte nur: ‚Großer — guter Gott!'

„Sieh mich an —"

Sie hob den Blick.

„Sag's noch einmal, hast du mich lieb?"

Und mit zitternden Lippen, das Herz wie im Rausch, überrascht, überwältigt, fortgerissen, ohne Besinnen flüsterte sie: „Lieb — ja lieb —"

Da jubelte er auf, bog ihren Kopf zurück und küßte sie.

---

## Zehntes Kapitel.

Frau Margarete del Oro machte große Augen, als sich Harro Gotthardt ihr als Bräutigam Ruths vorstellte. Machte große Augen und schien zum Widerspruch entschlossen. Aber der blonde Hüne mochte ihr imponieren. Sie sah erst auf ihn, dann auf die Tochter, die ein wenig befangen neben ihm stand — und sie lachte. „Das ist ja eine ganz verstockte kleine Kreatur, die liebe Ruth! Nicht ein Wörtchen hat sie verlauten lassen, durch nichts ließ sie merken, daß ihr Herz schon gesprochen hat."

„Es kam so plötzlich, gnädige Frau."

„Alles Gute kommt meist plötzlich."

Sie sann einen Moment nach, und dann überfiel sie einer ihrer Zärtlichkeitsanfälle. Sie küßte Ruth, sie streichelte sie: „Nun hat man also schon ein Bräutchen zur Tochter. Ja, man wird alt. Freilich, Ruth, du bist noch sehr jung, sehr jung! Gotthardt streifte ein eigner Blick. „Zu jung fast zur Ehe."

„Wenn das ein Fehler sein sollte, so wird er jedenfalls mit jedem Tag kleiner, gnädige Frau!"

„Wie man's nehmen will, Herr Doktor. Er kann auch größer werden.“ Nun faßte sie auch seine Hände. „Eigentlich sollte ich Ihnen böse sein. Sie rauben mir mein kaum gewonnenes Glück. Aber, mon Dieu, wer kann gegen die Liebe an. Nur Narren versuchen es. Und ich weiß ja Ruth bei Ihnen in so guten, treuen Händen.“ Ganz feierlich hatte sie das gesprochen, mit einer großen Pose. Jetzt klatschte sie mit einem Male übermütig in die Hände. „Kinder, seid glücklich! Froh wollen wir sein! Als ich so jung war, wie du, sang man: Wisse nur das Glück zu fassen, wo es lachend sich dir beut!“ Dann kam wieder ein Moment der Rührung: „Ach, Ruth, du geliebtes Kind! Doktor Gotthardt! Ich will eure lieben Hände zusammenfügen! Gott segne Sie beide — beide!“ In den langen Wimpern glänzte wie ein winziger Diamant ein einzelnes Tränchen auf. „Ja! Und nun kommt, kommt! Anstoßen müssen wir! Auf euer Wohl und Glück eine Flasche Pommery trinken!“

Auf der Redaktion erfuhr an diesem Tage noch niemand von der Verlobung; so hatten sie's beide gewollt. Aber zu den lieben, alten Leuten nach dem Vorort fuhren sie hinaus.

Die waren, schien es, gar nicht allzusehr überrascht. Vater Genschow hatte sogar ein kleines Lächeln nnd drohte mit dem Zeigefinger: „Hab' mir doch schon manchmal meine Gedanken gemacht, Kollege!“ Aber echte, große Herzensfreude sprach aus ihren Glück- und Segenswünschen, und echte Tränen perlten aus Frau

Mariannes Augen. Dann nahm sie Ruth beiseite: „Du hast ihn doch sehr, sehr lieb, mein Kind?“

„Ja, Mutter — sehr lieb.“

Sie sah sie lange an, wie prüfend. „Man muß ihn ja liebhaben!“ sagte sie. „Aber Ruth, es ist so schnell gekommen. Bist du dir auch darüber klar, daß es nichts Kleines ist, auch keine geringe Aufgabe für eine Frau, einen Mann, wie deinen Harro, glücklich zu machen?“

Ruth sah mit ihren großen Kinderaugen auf. „Ich will's versuchen, Mutter,“ sagte sie in froher Zuversicht.

„Ich muß dir noch eins sagen, Ruth. Ich meine, es ist Pflicht. Hast du auch bedacht, daß Gotthardt so viel älter ist als du?“

Ruth lächelte nur. „Bedacht, Mutter? Nein, dazu ließ er mir keine Zeit. Aber sieh: ich hab' ihn doch immer schon, immer so liebgehabt. Was bedeuten die paar Jahre!“

Da nahm Frau Marianne Ruths Kopf zärtlich zwischen beide Hände und küßte sie auf den dunklen Scheitel. Kein Wort sprach sie weiter.

Lange saßen sie nachher beieinander, im stillen, ernsten, glücklichen Gespräch. Dies und das wurde erörtert, Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges.

Harro Gotthardt wollte sobald als möglich heiraten. „Wie alle Bräutigämmer,“ meinte Genschow scherzend. „In diesem Zustand können wir sogenannten Herren der Schöpfung es nie abwarten, die Junggesellenfreiheit mit der holdesten aller Sklavereien zu vertauschen.“

„Ich hab' keine Zeit zu verlieren. In meinen Jahren dünkt mich jeder Tag ein unersetzlicher Verlust."

Ruth wandte sich ihm zu, und sie lächelte wie vorhin, als sie mit Mutter Marianne gesprochen hatte. „Bekomme ich denn einen gar so alten Mann?" fragte sie. „Ich kenne einen berühmten Schriftsteller, Harro Gotthardt heißt er, und ich habe sehr für ihn geschwärmt, der schrieb einstmals: Schließlich ist jeder Mensch nur so alt, wie er sich fühlt."

„Ruth, ich hab' schon graue Haare."

„Wirklich? Wahrhaftig! Aber sie sind nur ganz vereinzelt. Da ich sehr stolz auf dich sein werde, stolz und eitel, werde ich sie dir kunstgerecht auszupfen, Harro. Ach, sprecht doch nicht von den Jahren! Bitte! Seht doch nur Mutter an, meine liebe, liebe Mutter Marianne. Die nennt sich schon lange eine Greisin und ist doch so herzensjung. Herzensjung sein, das ist die Hauptsache."

Auch von der andern sprachen sie, von der schönen Frau, die ihre Mutterpflichten vergessen hatte und nun doch Mutterrechte beanspruchte. Sprachen von ihr mit jener zartsinnigen Schonung, die der Tochter Gegenwart ihnen zu erheischen schien. Und schweigsam saß die Tochter daneben, mit zusammengepreßten Händen. Aufmerksam, aber wortlos hörte sie zu, wie Gotthardt der Mutter Tun und Lassen psychologisch zu erklären suchte — zu erklären und, ohne daß das Wort fiel, noch zu verteidigen. Er, der immer auf dem Grunde der Menschenseele zu lesen suchte, fand auch hier

Zusammenhänge zwischen Naturanlage, Erziehung und Schicksal; fand Probleme, die den Dichter in ihm fesselten.

Schweigend hörte sie zu und war ihm dankbar, daß er nicht den weißen Stab brach, nicht richtete, wo ihr eignes Gefühl um Vergeben und Verzeihen rang.

Plötzlich richtete sie sich auf und sagte: „Ich werde also den Wunsch meiner Mama erfüllen. Ich werde auf vierzehn Tage mit ihr reisen."

Es kam ihnen allen sehr überraschend. „Ruth!" rief Gotthardt. „Das heißt eine Trennung zwischen uns — gerade jetzt!"

Ueber ihr Gesicht rann eine heiße Blutwelle. Sie neigte den Kopf ein wenig. Aber sie beharrte.

„Nur auf zwei Wochen. Was sind zwei Wochen? Ich will einmal mit ihr ganz allein sein. Allein, ehe sie wieder übers Meer geht."

Da verstanden sie. Es sollte eine letzte Prüfungszeit sein, die die Tochter sich selber auferlegte. Es war ein Geschenk kindlicher Liebe, das sie der Mutter überbringen wollte.

„Und ich?" fragte Gotthardt.

Die Blutwelle kam und ging noch einmal über das junge Gesicht. Aber Ruth antwortete nicht. Sie griff nur hastig nach seiner Rechten, und ehe er es hindern konnte, hatte sie die an ihre Lippen gezogen.

* * *

Es war ein kleiner, vielleicht ein großer, kaum noch erhoffter Triumph für Margarete del Oro, die einst Frau von Benderau geheißen, daß ihre Tochter sich

bereit erklärte, sie nach Paris begleiten zu wollen. Nur auf vierzehn Tage freilich, aber aus vierzehn Tagen konnten vier Wochen werden, und vier Wochen waren eine lange Zeit. Man konnte da einen Einfluß gewinnen unter der Fülle neuer Eindrücke, die man in Paris heraufbeschwor, einen Einfluß, der hier zu erlangen unmöglich war. Erst einmal loslösen, herausreißen aus diesen engen Verhältnissen, aus dem Zusammengewachsensein mit den guten, braven Leuten im Vorort draußen, mit dieser ganzen Redaktionsatmosphäre — ja, und auch aus diesem wunderlichen Bund mit Herrn Doktor Harro Gotthardt! Alles Weitere mochte sich dann schon finden; hoffentlich sogar der gemeinsame Weg über den Ozean.

Denn dies Kind, Ruth, war ja im Grunde eine so fügsame Natur. Nur aufgepfropft hatten sie ihr den Zug zur Selbständigkeit, geradeso wie die Neigung zur Pedanterie. Spießbürger, die sie alle miteinander sind. Brave Deutsche, die die weite, schöne Welt nicht kennen!

So reisten denn Mutter und Tochter nach Paris.

Ruth war bis zum letzten Tag auf der Redaktion tätig gewesen. Nicht ganz nach dem Willen Gotthardts. Aber sie hatte, wie er es lachend ausdrückte, ihr Köpfchen aufgesetzt.

„Solange unsre Verlobung nicht veröffentlicht ist, bleibe ich hier. Die Reise mit Mama ist eben mein kontraktlicher Urlaub."

„Und warum wollen wir unser Glück verbergen?"

Sie antwortete darauf nicht direkt, sondern sagte nur: „Wenn ich aus Paris zurückkomme —“ Erst nach einer kleinen Pause ergänzte sie: „Ich bin jetzt nicht mehr Ruth Genschow und bin noch nicht Ruth Benderau. Mit wem hast du dich eigentlich verlobt, Harro? Erst müssen die gesetzlichen Formalitäten erfüllt sein. Mama — Mama hat das ja ihrem Rechtsanwalt übertragen. Ich will, auch für dich, Klarheit haben.“

Die letzten Tage waren Gotthardt vielfach getrübt durch das schlechte Befinden seines alten Freundes Jürgeß, der zwar wieder dann und wann auf eine halbe Stunde im Geschäft erschien, sehr gegen den Willen seines Arztes, aber fast alle seine frühere Frische eingebüßt hatte. Aber eine andre Freude hatte Gotthardt noch vor der Abreise seiner Braut. Ruth las seinen in der Sommerfrische fast ganz vollendeten Roman und kam strahlenden Auges zu ihm. „Es ist dein bestes, dein schönstes Werk!“ sagte sie. Und sie, die sich immer nur von ihm hatte küssen lassen, fiel ihm plötzlich um den Hals. „Ich bin so stolz auf dich! Ich bin so froh, daß dir ‚Der Ueberwinder‘ so gut gelungen ist. Es ist ein Werk wie aus einem Guß!“

Er drückte sie fest an sich, küßte sie zärtlich wieder. Dann meinte er doch: „Wenn du nur recht hast, Ruth?“

„Zweifelst du? Ich weiß, daß der Roman glänzend ist.“

Er wiegte den Kopf. Dann lachte er: „Hast du denn nicht bemerkt, daß unendlich viel Selbsterlebtes,

eigne Kämpfe, eignes Ringen in dem Roman steckt? Daß ich der Walter Dorner bin! Ich — und, liebste Ruth, ich — gottlob, gottlob! — ich habe mich ja noch rechtzeitig vor dem Ueberwinden gerettet."

Ruth hatte sich ihm gegenüber an seinen Schreibtisch gesetzt. Das Manuskript lag zwischen ihnen, und sie hielt beide Hände darauf. „Selbstverständlich habe ich das Selbstbiographische, wenn ich es so nennen darf, bemerkt. Freilich erst jetzt," sagte sie. „Aber ein Dichter, meine ich, gestaltet doch frei, auch wenn er nach dem Modell zeichnet, auch wenn das Modell er selber ist. Er steht über dem Stoff. Dein Walter Dorner, den ich sehr liebhabe, überwindet ganz folgerichtig seine tiefe Neigung zu dem jungen Ding, dem du nicht allzuviel Züge von mir gabst, wofür ich dir dankbar bin. Er überwindet, weil er sich als zu alt für Alice erkennt. Aber damit hört auch die Parallele mit der Wirklichkeit auf, Harro. Du bist ja nicht alt, du bist ja jung — jung wie ich!"

„Jung mit grauem Haar —"

„Ach geh', Harro! Du bist herzensjung. Ich habe es dir schon einmal gesagt: herzensjung wie Mutter Marianne!"

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Und da sprang er auf, wollte ihre Hände nehmen, beugte sich weit vor — und das ganze Manuskript flatterte, Bogen auf Bogen, auf den Boden.

„Da haben wir die Bescherung!" rief sie, und beide knieten sich hin, um die einzelnen Blätter aufzusuchen.

Es war keine kleine Arbeit, und es war kein Wunder, daß ihre Köpfe dabei bisweilen in bedenklich nahe Berührung kamen.

Gerade als das einmal wieder der Fall war, steckte Fräulein Martha Linkeball, nachdem sie zweimal vergebens angepocht hatte, den wohlfrisierten Kopf durch die Türspalte. Sie zog ihn freilich sofort diskret zurück und drückte die Tür wieder zu, ohne daß die beiden es merkten. Aber sie trippelte auch in sehr beschleunigtem Tempo zur Kollegin zurück und flüsterte Fräulein Josepha ins Ohr: „Der Chef und unsre berühmte Ruth haben sich soeben geküßt!“

„Ge—“

„Geküßt!“

Worauf Fräulein Josepha sechsmal hintereinander das große K auf der Maschine anschlug, sich dann weit zurücklehnte und großartig sagte: „Das habe ich lange kommen sehen — stille Wasser sind tief. Und wer weiß, was es mit der verblühten Chilenin, dieser sogenannten Mama, Senora Margarete del Oro, für eine Bewandtnis hat. Wir können noch etwas erleben — hier bei den ‚Feierglocken‘.“

* * *

Vierzehn Tage blieb Ruth fort. Nicht um einen Tag länger.

Harro Gotthardt hatte sich ausbedungen, daß seine Braut ihm täglich Nachricht geben sollte. Das hatte sie gewissenhaft getan. Aber ihre Briefe hatten ihm manche schwere Stunde gebracht.

Sie schrieb meist kurz. Landesübliche banale Zärtlichkeitsbeteuerungen hatte er nicht erwartet, und es fehlte auch fast in keinem ihrer Briefe ein herzliches Wort, wie: „Ich habe Dich lieb“ — „ich wollte, ich wäre erst bei Dir.“ Aber über den Briefen lag es wie verhaltener Schmerz. Ruth berichtete meist über Einzeleindrücke, kurz, aber immer anschaulich, mit überraschenden Wendungen und in seltener Plastik, oft mit Urteilen abschließend, die so ganz von den üblichen Bewunderungsphrasen abwichen. Nicht selten hatten ihre Mitteilungen einen Hintergrund, der ihr ewig waches, redaktionelles Interesse verriet: „Wir müssen Paris mehr berücksichtigen“ — „über die großen Warenhäuser müßten die ‚Feierglocken‘ einen Artikel bringen, der übrigens darauf hinauskommen sollte, daß ihre Organisation von Wertheim längst übertroffen ist“ — „wie wäre es, lieber Harro, mit einem Beitrag über die deutschen Erzieherinnen in Frankreich?“ Doch war das alles, dünkte Gotthardt, gleichsam nur ein Mantel. Kulissen waren es, und dahinter stand ein Weh, dessen letzte Ursache er nur ahnen konnte.

Er erwartete sie auf dem Bahnhofe.

Unruhevoll ging er auf dem Bahnsteig auf und ab, im Herzen die große Sehnsucht. Mit Mühe hatte er sich gerade heute vom Geschäft für eine Stunde frei gemacht, denn auch dort herrschten Unruhe und Sorge. Gestern war Jürgeß von einem zweiten schweren Schlaganfall niedergeworfen worden. Die Aerzte gaben wenig Hoffnung. Noch spät in der Nacht war Gotthardt an

das Krankenlager gerufen worden. Jürgeß hatte nur seine Hand fassen können, deutlich zu sprechen vermochte er nicht mehr. Aber aus dem suchenden Blick glaubte Gotthardt eine Bitte herauszulesen. So hatte er an den Sohn nach London telegraphiert und, unmittelbar ehe er zur Bahn fuhr, die Rückantwort erhalten.

Das alles ging ihm im Kopf herum, lastete auf ihm.

Die schwere Krankheit des Verlegers, der ihm längst Freund geworden war in gemeinsamer Arbeit, bedrückte seine Seele. Es war kaum zweifelhaft: man mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Und neben der rein menschlichen, innigen Teilnahme tauchten bei diesem Gedanken doch auch geschäftliche Erwägungen auf. Das alte Wort klang in ihm: le roi est mort — vive le roi! Ein neuer Herr würde kommen mit neuen Ideen, mit Umsturzplänen vielleicht, die Kämpfe, schwere Kämpfe bedeuten konnten. Ein neuer Herr, den er nur sehr oberflächlich kannte, der bisher, wie es regierende Herren leider allzuoft tun, vom Vater in der Kronprinzenzeit vom Regiment fast absichtlich ferngehalten worden war. „Ich kann nicht teilen,“ hatte Jürgeß ja selber oft gesagt.

Es konnte alles gut gehen, es konnte eine neue Entwicklung nach vorwärts bedeuten. Aber die Geister konnten auch aufeinander platzen. Max Jürgeß war jung, sehr jung. Er schien sehr impulsiv. Wenn nun die zwei harten Mühlsteine nicht gut miteinander mahlten?

Mit einem Male, mitten im Gedränge der Wartenden, überlief Gotthardt etwas wie ein Schauern, ein

ganz fremdes, unheimliches Empfinden. Ja, plötzlich fühlte er: ‚Max Jürgeß — das ist die Jugend! Und du — stehst in den Vierzigern — dein Haar färbt sich weiß — in seinen Augen bist du vielleicht ein alter Mann!‘

Da rollte, prustend und keuchend, mit Staub und Ruß bedeckt, die schwere Schnellzugsmaschine an ihm vorüber. Er schaute auf. Die trüben Gedanken verschwanden, sein Herz füllte sich mit neuer, froher Zuversicht. Lachen hätte er mögen über sich und sein Zagen.

Er spähte mit pochendem Herzen. „Ruth!“

Sie stand am Wagenfenster, winkte ihm zu, mit einem Lächeln auf dem Gesicht.

Aber er sah auch das: dies Gesicht, das ihm zulächelte, war seltsam schmal geworden in diesen kurzen vierzehn Tagen. Blaß und schmal. Es trug den Zug des Leids, das hinter ihren Briefen gestanden hatte, wie schamhaft verhüllt.

„Ruth!“

Sie lag an seiner Brust.

„Ah —“ sprach sie leise. „Ich bin so froh, wieder hier zu sein — bei dir!“

Er hielt sie, küßte ihre Lippen. „Meine Ruth!“ Und dann fragte er doch: „Du kommst allein?“

Da löste sie sich von ihm. Auf ihrer Stirn traten die feinen, senkrechten Falten hervor.

„Ja, Harro! Allein. Mama — meine Mutter fuhr nur bis zur Grenze mit. Sie reist über Ostende nach London — und dann nach — nach ihrer andern

Heimat.“ Einen Augenblick schwieg sie. Er fühlte, wie sie sich schwer auf seinen Arm lehnte, als ob sie eine Stütze brauchte. „Wir haben uns gesucht und konnten uns nicht finden!“ setzte sie schmerzlich hinzu. „Du mußt sehr gut zu mir sein, Harro.“

Sie schritten durch das dichte Menschengewühl dem Ausgang zu. Er drückte ihr nur fest die Hand.

Dann, vor der Droschke, als sie auf das Gepäck warteten, sagte er zu ihr: „Ich muß dir auch etwas Trauriges mitteilen, Ruth. Herr Jürgeß ringt mit dem Tode —“

Sie zuckte zusammen.

„— ich habe gestern an den Sohn telegraphiert. Vor einer Stunde erhielt ich die Antwort. Max trifft heute abend ein.“

Sie sah starr geradeaus.

„Max —“ sprach sie langsam und schwer, wie im Traum. „Max Jürgeß —“

---

## Elftes Kapitel.

Nach einem langen, schweren Todeskampf hatte Wolfgang Jürgeß ausgelitten. Auch das Scheiden aus diesem Leben war dieser großen, schweren Natur, diesem Vollmenschen nicht leicht geworden. Aber er hatte seinen Sohn und Erben noch in der letzten Stunde an seinem Lager gehabt. Max Jürgeß hatte dem Vater die Augen zugedrückt, die oft so ernst und sinnend, oft mit so strahlender Heiterkeit ins Leben geblickt hatten.

In den Zeitungen erschienen große Nekrologe über den Verstorbenen. Er würde über den Bombast dieser Nachrufe gelächelt haben, die in den Neuigkeitsfabriken in der Hast der Arbeit niedergeschrieben waren. Ein Fürst im Reich des deutschen Buchhandels wurde er hier genannt, ein bahnbrechender Reformer auf dem Gebiet des deutschen Zeitschriftenwesens dort. „Die Auflage der ‚Feierglocken' soll dank seiner Initiative und seiner Energie in den letzten Jahren auf über 200000 gestiegen sein." Vielleicht, wenn Wolfgang Jürgeß das hätte lesen können, hätte er den goldenen Kneifer noch fester auf den Nasenrücken gesetzt und ironisch gemeint: „Seht einmal — so wird mein Abgang noch zu einer sehr hübschen Reklame für das Blatt."

In der Nacht, die dem Tode seines Verlegers folgte, schrieb Harro Gotthardt seinen Nachruf für den Freund, schrieb ihn aus schmerzbewegtem Herzen für die Leser seines Blattes. In großen Zügen entwarf er ein Bild der Persönlichkeit, des Menschen. Er schilderte, wie der Verleger für den Außenstehenden fast immer ein Schemen bliebe und wie doch er jedes Unternehmens Seele sei; wie von seinem Willen und Können das Wohl und Wehe, der Aufstieg oder Niedergang eines Blattes abhing. Er sprach davon, aus wie kleinem Anfang Wolfgang Jürgeß die ‚Feierglocken' auf ihre jetzige Höhe gehoben hatte durch sein alles umfassendes Organisationstalent, durch seinen Spürsinn für die Bedürfnisse des Leserkreises, durch sein wohlabgewogenes Eingehen auf die Mitarbeit des Sortimentsbuchhandels als der tausend

großen und kleinen Kanäle, die den Verkehr zwischen Verlag und Publikum vermitteln. Er erzählte, wie anregend und befruchtend der Verewigte auf die Redaktion gewirkt hätte, hier vorwärtstreibend, dort vorsichtig zügelnd; wie er hier zu sparen verstanden hätte, um dort, immer am richtigen Ort, zur rechten Stunde, große Summen rücksichtslos für die Ausgestaltung des Unternehmens einzusetzen. Von der persönlichen Fürsorge des ausgezeichneten Mannes für jeden einzelnen Angehörigen des immer gewaltiger anwachsenden Betriebes schrieb er, von seiner besonderen Begabung in der Auswahl der Persönlichkeiten für die verschiedenen Stellungen, von seiner milden, lächelnden Nachsicht, wenn Irrtümer und Fehler vorgekommen wären — von seiner treuen Kameradschaft gegenüber allen seinen Mitarbeitern —

Der Septembermorgen dämmerte durchs Fenster, als Gotthardt das Manuskript schloß.

In früher Vormittagsstunde ging er hinüber in das Arbeitszimmer des Verlegers. Ganz eigen war ihm, als er Max Jürgeß dort am Schreibtisch des Vaters sitzen sah — den neuen Herrn.

Aber er sah auch das: in dies junge Gesicht hatte das Erleben und Erleiden der letzten vierundzwanzig Stunden seine Runen eingegraben.

Gotthardt bat Max Jürgeß, zu lesen, was er über den Vater geschrieben, ehe es in Druck ging. „Es wäre ja möglich, daß Sie Einschränkungen oder Erweiterungen wünschen, ich würde das begreiflich finden."

„Nein, Herr Doktor, das ist in diesem Fall ausgeschlossen. Ich weiß ja, Sie waren immer Vaters Freund," antwortete der junge Mann. „Aber lesen will ich. Gern!"

Er deutete auf den Sessel an der andern Seite des Arbeitstisches. Und dann las er. Gotthardt aber suchte in dem jugendlichen Gesicht das Abbild des Vaters. Ja, es waren wohl verwandte Züge da. Die Aehnlichkeit freilich, nach der Gotthardt forschend spähte, fand er nicht. Es war ein kluges Gesicht. Manch einer mochte es bedeutend nennen in seiner eigenartigen Prägung mit der scharf gebogenen Nase und den schön geschwungenen Lippen. Nur gerade dem Vater glich es nicht.

Nun legte Max das letzte Blatt aus der Hand.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Doktor," sagte er warm. Sein Atem ging schneller, als er fortfuhr: „Sie haben meinen lieben Vater besser gekannt als ich. Es soll bei Gott kein Vorwurf sein, nicht einmal eine Klage: er hielt mich fern. Ich weiß, ich weiß, nicht etwa aus Mißtrauen. Aber es war seine Eigenheit; er fürchtete, daß ich ihm vorzeitig in das Geschäft hineinsprechen könnte. Mit Unrecht, denn ich hätte mich gern seiner Erfahrung untergeordnet. Das ist nun vorbei."

Ein paar Augenblicke sah er zu Boden, wie um eine stärkere Erregung zu verbergen. „Ich habe hier eine Reihe von Aufzeichnungen, Direktiven möchte ich sagen, von meinem Vater vorgefunden, die mir

beweisen, wie sehr er immer an mich gedacht hat. Aber alle diese Direktiven ändern nichts daran, daß ich dem Betrieb fremd bin. Ich muß auf Ihre Unterstützung bauen, Herr Doktor, und ich möchte Sie schon in dieser Stunde bitten, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken."

Er stand auf. Die beiden Herren drückten sich die Hände, und Gotthardt ging. Er ging mit einem Zwiespalt im Herzen. Er konnte nicht leugnen, die Art von Max Jürgeß hatte ihm gefallen. Es war die Art eines vornehmen Mannes gewesen; offen, ehrlich, warmherzig hatte er gesprochen. Und dennoch blieb ein Rest. Er konnte nicht davon loskommen. Dort drinnen, am Arbeitstisch des Freundes, saß nun der neue Herr. Und dieser neue Herr war jung, war sehr jung —

Erst bei der Beerdigung sah Ruth den Jugendfreund wieder.

Sah ihn, wie er gebeugten Hauptes an der offenen Grube stand, der einzige Sohn, der einzige Verwandte überhaupt. Ganz allein inmitten der großen, großen Versammlung. Unendlich vereinsamt kam er ihr vor. Dabei fast krampfhaft gefaßt, sich gewaltsam aufrechthaltend.

Der schwere Eichensarg sank nieder, überdeckt mit Kränzen und Palmen. Die Worte des Pfarrers, der letzte Gesang verklang, die drei Hände Erde rollten hinab, Scholle auf Scholle.

Immer noch stand Max Jürgeß aufrecht und ganz allein.

Aber nun drängten sich die Leidtragenden vor — jeder wollte seine Hand drücken, wollte ihm ein Trosteswort sagen.

Als ob es Trost für den Sohn am offenen Grabhügel des Vaters geben könnte!

„Komm, Lieber," flüsterte Ruth leise Gotthardt zu. „Wir wollen gehen."

Aber im gleichen Moment hob Max Jürgeß den Kopf, sah zu ihnen hinüber, und in seinen Augen leuchtete das Erkennen auf. Da änderte sie jäh ihren Entschluß und schritt zu ihm hinüber, zwischen Gotthardt und Genschow.

Eines Atemzugs Länge nur hielt er ihre Hand. „Du — liebe Ruth —" sprach er. Und dann schoben sich andre dazwischen, fremde Menschen, Verleger, Sortimenter, Leute, die er zum ersten Male hier sah — und jeder hatte ein Wort, und jeder suchte seine Hand —

Am Abend saß Ruth mit Harro Gotthardt draußen in der Vorstadt in der herbstlich gefärbten Laube zusammen. Es war fast die erste ruhige Stunde des Beisammenseins seit ihrer Rückkehr, denn Gotthardt war in diesen Tagen durch den Beruf völlig in Anspruch genommen worden.

Er hatte das starke Bedürfnis nach einer Aussprache.

Ueber so vieles — vor allem auch über die schöne Frau, die des geliebten Mädchens Mutter hieß. Aber Ruth versagte. Sobald er begann, nahm ihr Gesicht den gequälten Ausdruck an, der ihm bei ihrer Ankunft aufgefallen war. Sie bat geradezu: „Laß mich, Harro.

Es ist da nichts zu sagen. Nicht mehr, als ich dir schon sagte: wir suchten uns, aber wir konnten uns nicht finden. Ich konnte sie nicht verstehen in ihren Aeußerlichkeiten, in ihrer Jagd nach Vergnügen. Sie verstand nicht, daß ich festgewurzelt bin auf diesem Boden. Aber wir sind ohne Groll geschieden, nur mit dem Schmerz, daß — daß auch die Stimme des Blutes nicht immer klingt. Das wird sie schnell überwinden. Ich vielleicht nie. Und nun frage nicht weiter."

Dann sprach er von der Veröffentlichung ihrer Verlobung; erzählte auch, daß im engeren Redaktionskreise das große Geheimnis ja doch schon durchgesickert scheine.

Sie nickte. „Alles wie du willst, Harro —"

„Du kannst nun natürlich nicht mehr wie früher auf die Redaktion kommen, Ruth."

Auch da nickte sie wieder. Aber er sah wohl, es wurde ihr schwer. Das rührte ihn. Er schlang seine Arme um sie. „Du liebes Redaktionskind, du!" sagte er zärtlich.

Sie wehrte sich nicht. Sie lächelte sogar ein kleines Lächeln. Und dann bat sie: „Nur eins mußt du mir noch gönnen. Ein paar Tage zur Ordnung meiner Sachen dort, zur Uebergabe, zur Einarbeitung meiner Nachfolgerin oder meines Nachfolgers, wenn ein solcher im hohen Rat beschlossen ist."

„Höre du — nur eins, sagst du. Und im gleichen Atemzuge wird aus dem einen ein Dreierlei: Ordnungschaffen, Uebergabe, Einarbeitung! Du fängst gut an, Ruth!"

Da legte sie den Kopf an seine Brust. „Rechne nicht so schlimm! Ja — du kannst scherzen! Aber ich — ich komme mir fast wie ein Blatt vor, das vom Zweige losgelöst wird —"

„Wählen wir lieber ein andres Bild, Ruth: das von der Blume, die in ein andres Beet verpflanzt wird, um dort erst all ihre Schönheit zu entfalten."

Ein paar Augenblicke schwieg sie, wiegte, wieder mit ihrem kleinen Lächeln, den Kopf, bis sie sagte: „Meinen Dank, Herr Poet! Nur — weißt du, Harro, der Vergleich paßt doch nicht recht. Ich bin ein kleines, recht arg aufs Praktische gestelltes Menschenkind. Mit der Poesie hapert es. Ich fürchte fast, du wirst das noch einmal übel vermerken."

Da schloß er ihr die Lippen mit einem Kuß.

Dann sprachen sie doch von praktischen Dingen, auch von der Redaktion. Und er begann, seine Sorgen und Bedenken auszukramen. Aufmerksam hörte sie zu, wie immer, wenn von irgendeiner Seite des redaktionellen Betriebs die Rede war.

„Ich war so eins mit meinem alten Freunde. Wir verstanden uns ohne viele Worte. Und nun heißt es, sich mit dem Sohne einarbeiten, mit einem jungen Manne, der — er sagt es selber — unsrer Art fremd geworden ist. Ich mußte ihn mir heute immer wieder ansehen: ganz verengländert kam er mir vor. Es war nicht recht von Jürgeß, ihn solange fernzuhalten. Die einzige Unklugheit war das, die ich dem alten Herrn vorwerfen möchte."

„Max Jürgeß wird sich einleben. Er wird dir sicher keine Schwierigkeiten machen. Und wenn er — später — mit eignen Ideen kommt, so werdet ihr die gemeinsam prüfen —"

„Du bist ein guter Anwalt, Ruth."

Sie bemerkte gar nicht, daß er plötzlich ein wenig gereizt sprach. „Ich kenne den Max doch, solange ich denken kann," fuhr sie unbeirrt fort. „Er war als Junge ein wenig leicht, aber er hat sich abgeschliffen. Und dann, Harro, er war immer grundgescheit. Du aber hast ja selber oft gesagt: mit gescheiten Leuten ist stets gut arbeiten. So wird es auch hier sein. Du mußt nur etwas Geduld haben. Max wird sicher nie vergessen, daß du die große Erfahrung, die Reife —" Sie wollte ergänzen: des Alters, aber sie unterbrach sich und schloß schnell: „— die langjährige Tätigkeit im Beruf voraus hast."

Er sah sie scharf an —

Da kamen Genschows vom Hause herüber den schmalen Kiesweg entlang, Arm in Arm. Wieder einmal ganz „Philemon und Baucis", wie Harro sie bisweilen neckend nannte.

Die guten, alten Gesichter strahlten: sie hatten ja ihre Ruth wieder und in Gotthardt einen neuen, verehrten, teuren Sohn gewonnen. Jetzt übte Frau Marianne wieder ganz Mutterrechte und Mutterpflichten, die sie während der Anwesenheit „der andern" klaglos, aber voller heimlicher Schmerzen beiseite gelegt hatte.

„Spiegel- oder Rühreier, Gotthardt?“ rief sie. „Marsch, in die Küche, Ruth! Ihr denkt wohl, hier im Dunkeln sei gut munkeln. Jetzt ist's Schluß mit der poetischen Koserei, denn der materielle Mensch verlangt Abendbrot. Also Rühreier! Gut. Aber ohne Mehl, Ruth. Warte, ich komme mit — denn mit deiner Kochkunst ist's am Ende doch noch nicht weit her.“

Sie nahm Ruth am Arm und zog sie lachend fort. Immer hatte sie jetzt ihr frohes Lachen.

Und Harro hakte bei dem alten Herrn ein, zündete sich eine Zigarette an und schlenderte mit Genschow langsam durch das stille, dunkle Gärtchen. Schweigsam zuerst. Bis er jäh fragte: „Sagen Sie mal, lieber Kollege, wie standen sich eigentlich früher Ruth und Max Jürgeß?“

„Wie die sich standen? Wie sich Kinder stehen. Sie zankten sich — ja — und sie liebten sich. Aber ich hab' eigentlich mehr vom Zank als von der Liebe gesehen, wenn ich mich recht erinnere. Und dann kam der Max ja bald aus dem Hause. Daran müssen Sie sich doch selber erinnern, Gotthardt. Da war's dann wohl so ziemlich ex mit der Freundschaft. Wie's bei Kindern meist ist.“

* * *

Als am nächsten Vormittag Ruth in ihrem Zimmer saß, vor dem Arbeitstisch, dessen Schubläden weit geöffnet waren, denn sie „kramte“, um den ersten Teil ihres Programms zu erfüllen, um ihre Hinterlassenschaft zu ordnen, pochte es an der Tür.

Max Jürgeß war es.

Er kam gleich auf sie zu, mit ausgestreckter Hand.

„Doktor Gotthardt hat uns heut' auf der Konferenz mit der großen Neuigkeit überrascht. Ich wollte gern der erste sein, der dir herzlich Glück wünscht, liebe Ruth!"

Sie war aufgestanden und dankte, ein feines Rot im Gesicht.

„Das war wirklich eine Ueberraschung," sagte er noch, und dann standen sie sich, immer noch Hand in Hand, gegenüber, ein wenig verlegen.

Langsam löste sie ihre Rechte.

„Gotthardt hat mir auch von — von dem andern Umschwung in deinem Leben erzählt, Ruth. In Andeutungen wenigstens. Du hast manches Schwere durchgemacht —"

Sie neigte den Kopf, und es war wieder ein Schweigen zwischen ihnen.

„Ich komme aber auch noch in einer andern Angelegenheit. Bei der Eröffnung von Vaters letztem Willen fand ich, daß er dir, wie übrigens allen älteren — pardon, Ruth — allen Angestellten, die längere Jahre hier tätig sind, ein kleines Legat ausgesetzt hat. Du hast ja nun zwar eine reiche Mutter —"

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„— der Betrag, dreitausend Mark, steht jederzeit zu deiner Verfügung. Eine Braut braucht ja immer Geld."

„Ich danke deinem guten, verehrten Vater."

„Darf ich mich ein paar Augenblicke setzen?"

Ruth deutete auf den Sessel an der andern Seite des Tisches.

„Vielleicht darf ich auch das sagen: Vater schreibt in seinem Testament wörtlich, ‚in besonderer Anerkennung ihrer außerordentlichen Tüchtigkeit, ihres großen Fleißes, mit den besten Wünschen für ihr ferneres Wohlergehen‘. Ja, und unser alter Aßmusen schlug heute die Hände über dem Kopf zusammen: ‚Was fällt Ihnen denn ein, Doktor Gotthardt, uns unsre Redaktionsperle zu entführen!‘ — Du bist dem Geschäft zu einer wirklichen Stütze geworden, Ruth, wir werden dich schwer entbehren.“

Diesmal flutete eine dunkle Röte über ihr Gesicht. „Ich habe sehr gern hier gearbeitet. Aber es ist ja jeder Mensch zu ersetzen, ich gewiß. Uebrigens hat — hat mein Bräutigam erlaubt, daß ich meine Nachfolgerin noch einarbeite —“

Wieder schwiegen beide. Bis dann Max Jürgeß sagte: „Wir haben uns recht lange nicht gesehen, Ruth. Wie lange wohl? Fast zwei Jahre! — Du hast dich sehr verändert —“ Und dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn, und über sein ernstes Gesicht huschte ein Lächeln. „Aber da brauche ich immer das alte ‚Du‘ der Jugendfreundschaft. Was soll denn Gotthardt davon denken! Wir müssen schon zum seriösen ‚Sie‘ übergehen —“

Wieder stieg ihr das Blut jäh ins Gesicht. Aber es ebbte auch ebenso schnell zurück, und sie sagte ruhig: „Wenn Sie es für richtiger halten, Herr Jürgeß.“

Es war mehr eine Frage, als eine Zustimmung, und etwas wie ganz leiser, scherzender Spott lag auch drin.

„Anderthalb Jahre!“ begann er wieder. „Ich habe in der Zeit auch tüchtig gearbeitet, Ruth. Vielleicht hatte Vater doch in einer Richtung nicht unrecht, daß er mich so lange im Ausland ließ. Man lernt dort die Verhältnisse von einer ganz andern Seite ansehen, bekommt ohne Zweifel einen freieren, weiteren Blick. Was lächelst du? — Sie lächeln ja, Fräulein Ruth.“

„Lächelte ich wirklich? Ja, Max — Herr Jürgeß — und man kommt dann vielleicht als Umstürzler heim.“

„Aber wo denkst — wo denken Sie hin? Nichts liegt mir ferner. Wenn ich später wirklich eine eigne Idee durchführen will, so wird sie sich immer an die Tradition anschließen. Gerade den Wert der Tradition lernt man im allzeit loyalen England schätzen.“ Er wiegte den Kopf. „Anderthalb Jahre — warum hast du mir — warum haben Sie mir eigentlich im letzten Jahre gar nicht mehr geschrieben, Fräulein Ruth?“

„Das könnte ich höchstens mit einer Gegenfrage beantworten: Warum hat Max Jürgeß, pardon: Herr Max Jürgeß sich in anderthalb Jahren nur zu zwei Ansichtspostkarten aufgeschwungen?“

„Ja, Ruth, wir sind allzumal Sünder. Wenn du mir — wahrhaftig, Ruth, es geht mit dem Sie nicht! Ist ja auch Unfug bei unsrer alten Freundschaft! Nicht wahr?“

Sie antwortete nicht. Sah ihn auch nicht an.

„— wenn du mir mit gutem Beispiel vorangegangen wärst, würde ich aber sicher die Antwort nicht schuldig geblieben sein.“

„Bitte, Max, in dieser Beziehung haben die Herren der Schöpfung den Vortritt. Und es hätte sich wohl auch nicht gehört, daß das arme Tippfräulein den großmächtigen Sohn des Herrn Verlegers —“

„Ruth! Ruth! Früher hast du diesem Herrn manchmal tüchtig den Kopf gewaschen. Weißt du noch, als ich Papas Zorn auf mich geladen hatte? Und wenn ich unsrer Hausdame, der armen Traut, wieder einmal ein Dutzend Maikäfer ins Bett stecken wollte! Oder als ich meine ersten Rauchversuche machte!“

Er hatte von ihrem Schreibtisch einen Bleistift genommen und malte damit auf einem Blatt Papier allerlei Kreise und Zirkel, hob dann den Stift plötzlich an die Augen: „Wahrhaftig, immer noch hast du diese wundervoll angespitzten Faberstifte. Hab' ich nie fertig bekommen. Weißt du noch, Ruth, daß du mir, wenn ich mal besonders guttun sollte, versprachst, mir ein halbes Dutzend solcher Bleistifte anzuspitzen?“ —

„Es war doch schön —“ sagte er noch.

Und da kam der alte Aßmusen hereingebraust. Hatte einen Strauß Rosen in der Hand, warf die aber auf den Tisch, anstatt sie feierlich zu überreichen, breitete dafür seine Arme aus, schüttelte die Künstlerlocken, nahm, nein riß Ruth an seine Brust und küßte sie erst rechts und dann links auf die Wangen: „So, du Redaktionskind, das im Namen der Redaktion — das im Namen

der Expedition! So — beim göttlichen Raffael — und nun die Lippen: dies aber tue ich im eignen Namen. Glück und Segen, du Ungetreue! Glück und Segen, du falscheste aller Klapperschlangen! Glück und Segen, du liebes Bräutchen!“

Und Ruth lachte und ließ sich küssen und küßte herzlich wieder. Bis Gotthardt im Nebenzimmer den Lärm des Alten hörte, hereinkam und auch lachte: „Nun ist's aber genug, Aßmusen. Lassen Sie mir auch was übrig!“

Max Jürgeß hatte Gotthardts Kommen nicht abgewartet. Als Ruth sich endlich aus den langen Armen Aßmusens freimachen konnte, sah sie, daß er das Zimmer schon verlassen hatte. —

Aber am nächsten Vormittag kam er wieder.

Nur auf ein paar Minuten freilich, nur mit einer geschäftlichen Anfrage. Er wollte sich über den Verkehr zwischen Redaktion und Druckerei unterrichten. „Es ist geradezu komisch, Ruth. Ueberall, wo ich hinhöre, wo ich mich orientieren will, überall bekomme ich die gleiche Auskunft: ‚Ja — da müssen Sie Fräulein Genschow fragen!‘ Also, bitte, sei so gnädig und gib mir Bescheid.“

Das tat sie denn auch. Ganz in ihrer Art, kurz, sachlich, präzis.

Er nickte. „So, jetzt weiß ich's. Meine Hochachtung, du hast eine famose Art, solch eine ziemlich verwickelte Geschichte klarzustellen.“

Einen Moment blieb er dann noch an ihrem Schreibtisch stehen und nahm wieder einen Bleistift von der

Schale. „Knurre hat mir ein halbes Dutzend hingelegt. Kein einziger ist so schön gespitzt. Du könntest mir eigentlich den hier verehren, Ruth?"

„Ist ja an sich Eigentum der Firma Jürgeß.

„Ja, aber die Spitze, Ruth! Die Spitze!"

„Nimm ihn nur mit. Die Spitze gehört zum Blei."

So ging er.

Wieder am nächsten Vormittag kam Harro und bat Ruth zur großen Konferenz. Zum ersten Male wohl, seit sie auf der Redaktion war. „Wir möchten gern deine Ansicht über ein paar schwebende Fragen hören, Ruth!" sagte Gotthardt, schwieg einen Moment und fügte denn hinzu: „Herr Jürgeß wünscht es."

Sie sah Gotthardt an und sah etwas wie eine leichte Wolke auf seiner Stirn.

„Wünscht du es auch?" fragte sie.

„Komm nur! Einmal ist schließlich keinmal!"

Ein ganz eignes Empfinden überfiel sie, als sie das Konferenzzimmer betrat, als sie dann an dem grünen Tisch saß, zwischen Aßmusen und ihrem Bräutigam. Ihr gegenüber Max — Max Jürgeß. Dort mußte früher der Vater gesessen haben. Und heute dachte auch sie, freilich im andern Sinne als Gotthardt: ‚Der neue Herr!'

Dann gab es noch einen peinlichen Augenblick.

Sie war, abgesehen vielleicht von Kindheitstagen, nie mit Gotthardt und Max Jürgeß zugleich zusammen gewesen. Und nun sprach Max zu ihr: „Liebe Ruth, wir wollten gern deine persönliche Meinung —"

Ruth sah es nicht, aber sie fühlte es, wie Harro neben ihr mit seinem Stuhle einen Schritt zurückrückte. Und als sie aufblickte, bemerkte sie wieder die Wolke auf seiner Stirn. Sah sie und war eigentlich nur verwundert, nicht erschrocken. Harro wußte doch, daß Max und sie Jugendfreunde waren! Wahrhaftig — es wäre ja lächerlich gewesen mit dem ‚Sie'. Lächerlich genug war ihr gestern schon der Versuch von Max vorgekommen.

Aber Max mußte seine Frage wiederholen: ob sie mehr für das Engagement eines Redaktionssekretärs oder einer weiblichen Kraft wäre?

Dann freilich war sie sofort im Bilde. Sann einen Moment nach und gab Auskunft. Kurz, sachlich und bestimmt, wie sie immer sprach, wenn es sich um den Redaktionsbetrieb handelte. „Es kommt schließlich" — meinte sie ungefähr — „gar nicht darauf an, ob Sie eine Dame oder einen Herrn wählen, sondern darauf, daß Sie eine geeignete Persönlichkeit finden. Unter geeignet verstehe ich aber nicht etwa ein Genie, nicht einmal ein Talent! Sonst hätte ich die Stellung ja nicht ausfüllen können. Strenge Ordnungsliebe ist das Haupterfordernis, und daneben einige Kenntnis im Umgang mit Menschen. War der Herr oder die Dame schon vorher auf einer größeren Redaktion tätig, so ist es natürlich von Vorteil. Unbedingt erforderlich ist aber auch das nicht."

Sie wollte eigentlich noch einige Worte mehr sagen, aber sie brach ziemlich jäh ab. Brach ab, weil sie die Augen von Max Jürgeß auf sich gerichtet sah, mit

einem Ausdruck, der ihr das Blut in die Wangen treiben wollte.

Sie sah es; sie fühlte es noch intensiver, als sie es sah: das Gesicht von Max war ernst und beherrscht, wie es jetzt immer war. Ueber seine Augen aber schien er auf Momente die Herrschaft verloren zu haben. Sie sagten ihr: du bist schön! Sie sagten ihr: wir waren so gute Freunde — einst; ich Tor, daß ich die Freundschaft einschlafen ließ — dort draußen im Ausland! Sie sagten ihr: und nun ist es zu spät! Eine schmerzliche Träne lag in dem Blick und heiße Glut —

Aber er hatte sich schon wieder gefaßt. Er griff zur Mappe, die vor ihm lag, und sprach ganz sachlich über einige Bewerbungsschreiben, die bereits eingegangen waren.

Ruth konnte nicht mehr recht folgen. Sie hörte wohl, was er sagte, hörte die Stimmen und die Worte Harros, Bogendorffs, Aßmusens, sie gab auch, wenn sie gefragt wurde, ihre Ansicht ab; aber bei der Sache war sie nicht mehr. Und sie war froh, als sie wieder in ihrem Zimmer saß.

Froh?

Die innere Erregung war ja mit ihr gegangen, die Unruhe, eine fremde Unsicherheit, das Aufgewirbeltsein neuer Empfindungen, Erinnerungen und Sorgen — Gegenwartssorgen — Zukunftssorgen —

Reglos saß sie eine lange Zeit an ihrem Arbeitstisch, zwischen den geöffneten Schubläden, den Mappen, die sie hatte ordnen wollen.

Immer, solange sie zurückdenken konnte, hatte sie in Klarheit gelebt. Es war ihr Stolz gewesen, eins mit sich selber zu sein. Auch über den Zwiespalt in ihrer Seele, den die Mutter geweckt hatte, über das vergebliche schmerzliche Lauschen auf die Stimme des Blutes war sie durch eigne Kraft hinweggekommen. Jetzt — sie fühlte es, und das Herz krampfte sich ihr zusammen — jetzt war etwas Neues, Großes in ihr Leben getreten. Wie vor einem Rätsel stand sie davor, zusammenschauernd, und dachte nur immer wieder: wie soll das werden?

Lange saß sie so, sinnend, grübelnd, ratlos.

Bis dann plötzlich ein Entschluß über sie kam.

Sie stand auf und ging in das Zimmer ihres Bräutigams.

Vielleicht war er völlig in seine Arbeit vertieft, vielleicht hatte auch er sich ganz in Gedanken eingesponnen. Jedenfalls hörte er nicht, als die Tür hinter seinem Rücken sich öffnete.

Ein paar Augenblicke stand Ruth auf der Schwelle.

Sie sah seinen gewaltigen, über die Tischplatte gebeugten Oberkörper, sah den mächtigen Kopf, sah zum ersten Male, daß in das blonde Haar sich wirklich Silberfaden an Silberfaden mischte. Es war so häßlich, sie würgte den Gedanken herunter: Harro ist ja doch alt — die Redaktionsjahre zählten auch für ihn doppelt, wie Kriegsjahre für den Soldaten. Doch während sie diesen Eindruck überwand, stiegen wieder die schönen Empfindungen der innigen Verehrung, der großen

Dankbarkeit in ihr auf. Kummer füllte ihre Seele, daß sie ihr Herz nicht mehr zum schnelleren Schlag bringen konnte.

Und sie war ihm doch so gut — so gut —

„Harro," sagte sie leise.

Da sprang er auf und wandte ihr sein Gesicht zu. Und mit einem Male, zum ersten Male sah sie auch in diesem schönen Antlitz die Runen der Jahre. Nichts hatten sie zerstört — aber sie waren da — sie waren da.

Sie fühlte das alles nur, sie überlegte, zergliederte es nicht. Dabei überrieselte sie aber eine wehmütige Zärtlichkeit, drängte sie zu ihm. Sie legte die Arme um seine Brust, schmiegte den Kopf an seine Wange.

Und dann sagte sie: „Harro — ich habe es mir überlegt — ich will nicht mehr hierherkommen —"

In der ersten Zeit dünkte sich Ruth zufrieden. Sie freute sich ihres Entschlusses, ihres Ueberwindens. Der Frieden im Vorstadthause, die Liebe der Eltern taten ihr wohl. Sie war sehr still, aber die Stille hatte nichts Erzwungenes. Sie war ruhig und von einer schönen Gelassenheit. Keine zärtliche Braut war sie, aber sie war auch nicht herb gegen Gotthardt. Nur den Termin der Hochzeit, den er gern gegen das Weihnachtsfest wählen wollte, suchte sie immer wieder hinauszuschieben, wollte sich mindestens noch nicht auf einen Tag binden, fand immer neue Ausflüchte. Einmal sprach Gotthardt, etwas verstimmt, mit Frau Marianne darüber. Doch die lächelte: „Das ist die Art vieler Bräute. Setzen Sie einen Tag fest, Harro, solch junges Ding will auch

einmal den Herrn sehen!" Das aber gewann er, aus unsicherer Scheu heraus, nicht über sich.

Aus derselben Scheu heraus wohl, die ihn abhielt, mit Ruth von der Redaktion zu sprechen. Und sie wieder mochte nicht fragen, so oft auch ihre Gedanken nach ihrem einstigen Arbeitszimmer, nach ihrer Tätigkeit, zu den ‚Feierglocken' zurückwanderten. Je mehr die Zeit ins Land lief, desto intensiver; denn die Ruhe, der stille Frieden konnten ihrer Arbeitsfreudigkeit auf die Dauer doch nicht genügen.

Einmal begegnete sie bei einer Besorgung in der Stadt dem alten Aßmusen. Der kam gerade aus der Galerie Schulte, und Ruth mochte ihm gelegen kommen, sein Herz über die dortige Ausstellung auszuschütten, die wieder einmal ganz modern, hypermodern war. „Gehirnblähungen, Ruthchen — nichts weiter. Nur im letzten Saale hängen ein paar liebe, liebe Spitzwegs — Zucker, Zucker, Ruthchen."

Sie schlenderten die Linden hinunter, und nach einigem Ueberwinden tat sie doch die Frage, die sie ihrem Bräutigam gegenüber nicht über die Lippen bringen konnte: „Wie geht's, wie steht's denn sonst auf der Redaktion, Onkel Aßmusen?"

Der Alte schüttelte die Künstlerlocken und pfiff durch die Zähne. „Na, wie man's nimmt! Der Quartalswechsel ließ sich recht mäßig an. Seit langen Jahren zum erstenmal ein Rückschlag von etwa zweitausend Abonnenten. Aber das ist ja das wenigste. Die kriegen wir schon wieder. Publikus will halt mal eine

Abwechslung haben, sieht aber bald ein, daß er die guten ‚Feierglocken‘ nicht entbehren mag. Kennimus! Ja — und sonst. Das weißt du wohl, daß unser neuer Herr auch so mancherlei Sorgen geerbt hat?“

„Wieso?“ fragte sie rasch, und ihr Herz klopfte.

„Ja, wieso? Auch der Klügste kann mal falsch rechnen. Unser guter, alter Chef war gewiß ein grundgescheiter Herr, aber mit der Uebernahme der neuen Druckerei muß er sich doch verrechnet haben. Vielleicht hätte freilich sein Kalkul auch gestimmt, wenn er leben geblieben wäre. So aber — nun die Bank, die die erste Hypothek hat, fünfhunderttausend Mark, hat zum ersten April gekündigt. Du bist ja solch halber oder dreiviertel Geschäftsmann, da wirst du es schon verstehen. Eigentlich steckt nämlich etwas andres dahinter. Man will den Max so in die Enge treiben, bis er klein beigibt und der Verwandlung in eine Aktiengesellschaft zustimmt. Verstandimus?“

Sie nickte ein paarmal schnell hintereinander, und dann sagte sie bekümmert: „Eine Aktiengesellschaft! Unsre ‚Feierglocken‘ eine Aktiengesellschaft! Solch ein Unternehmen, das ganz aufs Persönliche gestellt ist. Das unter Direktoren, Aufsichtsräten — Onkel Aßmusen, das wäre schlimm!“

„Na ja, Ruth, aber modern ist es. Verdeubelt modern. Pfui Spinne! Wir haben ja freilich Blätter, die —“

„Aber nicht unsre ‚Feierglocken‘! Das darf, das kann Max — Herr Jürgeß nicht tun.“

„Hat sich was zu dürfen! Frage doch deinen Harro. Der ist schon bekehrt, halb bekehrt wenigstens. Wunderlich, daß er dir's noch nicht gesagt hat. Solch Brautpärchen hat wohl allerdings Besseres zu besprechen. Gott befohlen, Ruthchen —"

Der alte Aßmusen sprang wie ein Jüngling auf die Elektrische und winkte noch einmal. Und Ruth sah ihm nach, bis der riesenroße Kalabreser aus ihren Augen verschwunden war.

Am Nachmittag, ehe Harro kam, fragte sie Papa Genschow, ob er schon von der geplanten Umwandlung in eine Aktiengesellschaft gehört hätte.

„Gotthardt sprach davon."

„Was haltet ihr denn von der Idee?"

„Hat seine zwei Seiten, Ruth. Sieh mal, ob auf die Dauer Gotthardt und der junge Jürgeß gut zusammen arbeiten können, weiß man ja nicht. Ich habe es nur so in den Fingerspitzen, als ob es nicht recht klappte. Ist es eine Aktiengesellschaft, sind beide Direktoren, Gotthardt der literarische, Max der geschäftliche, mit dem Verwaltungsrat neben sich, dann schalten sich viele Reibungsflächen aus."

Sie fragte nicht weiter. Ganz genau fühlte sie: aus dem harmlosen Vater sprach Gotthardt. Mit dem Vater hatte Harro gesprochen, mit ihr kein Wort. Es kränkte sie tief. Aber sie empfand auch: er hatte mit ihr nicht gesprochen, weil Max Jürgeß zwischen ihnen stand, weil es sich um Max Jürgeß handelte. Und sie fühlte weiter: wenn sie beide nicht gut miteinander

arbeiten können, so ist es im letzten Grunde um deinetwillen.

Nun war es mit ihrer Ruhe vorbei, vorbei mit ihrer Gelassenheit, mit dem Seelenfrieden, den sie selber sich vorgetäuscht hatte, weil sie ihn erzwingen wollte. Keine Stunde, in der nicht das Schicksal der „Feierglocken" sie beschäftigte, keine Stunde, in der nicht die Gestalten der beiden Männer, die mit diesem Schicksal so eng verbunden waren, vor ihrer Seele standen — und vor ihrem Herzen. Hin und her zerrte, riß sie ihr Grübeln. Pläne spann ihr scharfer Verstand für das Blatt, Gedanken, die ihr früher zur Ausgestaltung des Unternehmens flüchtig durch den Sinn gegangen waren, gewannen jetzt Form und Gestalt. Und dazwischen schrie es in ihr doch immer: Max und Harro! Harro und Max!

Jugenderinnerungen tauchten auf, fröhliche Kindertage, in denen sie mit Max gespielt und getollt hatte. Der ersten Begegnungen gedachte sie, nachdem Max in die Ferne gesandt worden war. Am Sarge des Vaters sah sie ihn, am Redaktionstisch, fühlte seinen Blick auf sich ruhen. Und dann stand wieder Harros hohe Gestalt vor ihr. All die Verehrung, Bewunderung, Dankbarkeit, die sie immer für ihn empfunden, rief sie sich zurück. Wie gut er immer, immer zu ihr gewesen; wie er zu ihrem geistigen Führer und Leiter geworden war. Unendlich viel, alles verdankte sie ihm.

Aber immer wieder, sie mochte sich wehren wie sie wollte, kam auch die Erinnerung an jene Stunde, da

er sie an sich gerissen hatte. ‚Er hat mich genommen, ohne mich zu fragen.‘ Und immer wieder sah sie die Ehrenlinien der Jahre in seinem Gesicht.

‚Ich will ihn ja glücklich machen!‘ sagte sie sich. ‚Ich will alles tun, ihn glücklich zu machen.‘ Manchmal stieg der Gedanke, der Wunsch in ihr auf: ‚Möglichst bald solltest du heiraten.‘ Aber dann schloß sie die Augen, und es überrieselte sie wie Frost.

Verschlossen und herb wurde sie in diesen Tagen. Auch gegen Gotthardt. Etwas Fremdes war in ihr Wesen gekommen, etwas Unfreies. Alles Fröhliche, Heitere, alles Selbstsichere, froh Zuversichtliche, Vertrauende fiel von ihr ab. Sie ging wie eine Blinde durch die Zeit, sie tappte sich von Tag zu Tag vorwärts wie im Dunkeln. Und sie litt qualvoll, denn sie war herzensunzufrieden, sie hätte sich selber hassen mögen. So schlecht kam sie sich vor.

Aber wenn Ruth litt: Harro Gotthardt litt nicht minder. Täglich empfand er mehr, wie sie ihm entglitt. Und er, der seinem Leben wie seinem Denken immer Klarheit als oberstes Gesetz geschrieben, der immer den Mut des Bekennens gehabt hat, fühlte sich zu schwach und feige zur offenen Aussprache. Hundert Brücken baute er sich: ‚Sie ist dir ja gut‘ — das wußte er. ‚Ist sie nur erst dein, so werden diese Jugendphantastereien schon von selber schwinden.‘ Quieta non movere — das Ruhende nicht gewaltsam aufrühren — den Grundsatz Bismarckscher Staatsweisheit übertrug er auf sich und Ruth. ‚Laß ihr Zeit, sie wird sich schon wieder finden.‘

Auch unter seinem Verhältnis zu Max Jürgeß litt er. Denn er fühlte sich schuldig. Ungerecht war er gegen den „neuen Herrn", wie er ihn immer noch nannte, der ihm mit vollem Vertrauen entgegengekommen war, von dem ihn wesentliche Differenzen nicht trennten, während sich unwesentliche Meinungsverschiedenheiten, wie sie in großen Betrieben unvermeidlich sind, leicht bei einigem Entgegenkommen hätten beseitigen lassen. Mit einer Art Schadenfreude, deren er sich schämte, die er verwünschte, sah er die geschäftlichen Schwierigkeiten für Max kommen und wachsen. Wenn er um seine Meinung gefragt wurde, hatte er nur ein Achselzucken: „Es tut mir wirklich leid — aber das alles ist wirklich nicht Sache der Redaktion, sondern nur des Verlags." Und mit tiefster Beschämung gedachte er seines verstorbenen Freundes: Wie würde der urteilen, wenn er sein Handeln und sein Unterlassen sehen könnte?

Es gab auch in dieser Zeit, die so trübe war wie dieser regenreiche, stürmische Oktober, Momente der Ruhe, des suchenden Ausgleichs zwischen Ruth und Gotthardt, so wie es draußen zwischen Sturm und Regenschauern Sonnenblitze gab. Aber die Sonne verschwand immer wieder hinter neuen Wolkenbändern.

Einmal fragte Ruth: „Hast du denn nun deinen Roman abgeschlossen, Harro?" Und nach einigem Zögern: „Ich möchte das letzte Kapitel gern lesen."

„Er ruht," gab er kurz zurück.

„Aber, Harro, es fehlten doch nur noch wenige Seiten bis zum Schluß."

Da lachte er bitter: „Das ist es eben — der Schluß! Der Schluß!"

„Der Schluß lag doch ganz klar vor dir. Es blieb eigentlich nur das Niederschreiben."

„Ich mag aber nichts schreiben, was mir heute psychologisch unmöglich erscheint." Er sah sie an, sah wieder weg, stützte plötzlich die Stirn in die Hand, als ob sie ihn schmerzte. Und dabei lachte er: „Schon der Titel allein ist dumm. Kindisch dumm: ‚Der Ueberwinder.' Als ob es solch Ueberwinden geben könnte! Unsinn — Unfug ist's. Und nun in diesen paar fehlenden Schlußseiten diesen Unsinn gleichsam konzentrieren, diesen Unfug krönen: lieber werfe ich das ganze Manuskript in den Ofen. Wäre überhaupt das beste — weg damit!"

Das Mitleid kam heiß über Ruth. Sie wußte ja, wie hoch Harro selber noch vor Monaten gerade diesen Roman gestellt, wie er an ihm gehangen hatte, daß er Blut von seinem Blute war.

So ging sie zu ihm, wollte gut zu ihm sein. Sie setzte sich dicht neben ihn, nahm seine Hand, streichelte sie, sprach davon, welch unvergeßlichen Eindruck sie von der Dichtung gewonnen hätte. Er hörte zu, nickte ein paarmal, bis ihm dann plötzlich ein häßlicher Gedanke kam. Er sah sie wieder scharf an und stieß jäh heraus: „Ich glaub's wohl. Der Ueberwinder hat dir gefallen!"

„Trage nichts Persönliches hinein, Harro," bat sie flehentlich. „Ich spreche ja von der Dichtung, dem Kunstwerk! Dabei laß uns bleiben."

Da stand er auf, rückte heftig den Stuhl zurück. „Das kann ich nicht trennen. Ich bin nicht Schuster, ich bin kein literarischer Schneider."

Ihre Stimme gewann einen leidenden Ton: „Aber ein Dichter, Harro. Ein Poet, der seinen Stoff meistert. Meistern muß!"

„Schuhmacher und Poet dazu! Was? Nein, der berühmte Ueberwinder kommt ins Feuer!" Wieder lachte er nervös auf und ging ins Nebenzimmer zu den alten Leuten.

In diesen Tagen erhielt Ruth einen langen Brief ihrer Mutter. Er war auf der Seereise geschrieben und bei der Ankunft in Santiago zur Post gegeben. Ein überschwenglicher Brief wieder, mit heißen Liebesbeteuerungen, von Sehnsuchtsschreien erfüllt, voller Klagen. Wahres und Falsches, Empfundenes und Erdichtetes bunt durcheinandergemengt. „Meine geliebte Ruth!" hieß es dann am Schluß. „Wir haben uns nicht verstanden. Ich weiß, auch ich bin schuld daran. Aber ich weiß auch, mein Mutterherz fühlt es: alles wäre anders, besser gekommen, wenn du dich nicht verlobt hättest. So ist es, Ruth, und mein bangendes Mutterherz weiß noch mehr: du kannst nicht glücklich werden mit diesem Mann. Er liebt dich — gewiß. Wie sollte er dich nicht lieben! Aber die Stunde muß kommen, in der die Verschiedenheit der Jahre zwischen euch tritt. Ruth — wenn sie kommt, diese Stunde, dann denke daran, daß die Arme deiner Mutter dir immer weit geöffnet bleiben, daß du eine neue, schöne Heimat bei mir finden wirst —"

Mit der Abendpost hatte Ruth den Brief erhalten. In dieser Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen. Es war eine fixe Idee, die sich in ihr Hirn bohrte, mit neuen Qualen, neuen Schmerzen: ‚Fliehe! Wirf alles hinter dich! Es kostet nur einen Entschluß! Folge der Aufforderung! Es ist für dich am besten! Es ist für Harro am besten!‘

‚Es ist wohl auch für Max Jürgeß am besten —‘

Alles überdachte und erwog sie. Auch an die lieben, alten Genschows dachte sie, an Mutter Marianne. Malte sich aus, wie sie sich vertrauensvoll mit ihr aussprechen könnte. Sah voraus, daß Mutter Marianne ihr die Hände aufs Haupt legen würde: „Wenn dir dein armes Herz es gebietet, gehe mit Gott, mein Kind.“

Und dennoch — dennoch! Als der Tag graute, wußte sie: ‚Du kannst dich nicht losreißen. Jetzt nicht — noch nicht.‘ Ihr war es, als läge noch eine Aufgabe vor ihr, die sie erfüllen müßte, ehe sie in die Freiheit ginge. In die Freiheit? Mein Gott, gab es denn solch eine Freiheit?

* * *

Am Spätnachmittag hatten Genschows eine sonnige Stunde zu einem kleinen Spaziergang nach dem nahen Grunewald benutzt. Vom Fenster aus sah Ruth den beiden Alten nach, wie sie zärtlich, Arm in Arm — Philemon und Baucis — die Straße entlang gingen. Einer des andern Stab und Stütze.

Dann hatte sie sich an ihren Schreibtisch gesetzt. Sie arbeitete seit ein paar Tagen ihre Ideen für den Ausbau der „Feierglocken“ aus. Nur für sich. Es würde wohl, dachte sie, niemals jemand Einblick in diese Blätter nehmen. Es war nur eine Arbeit, die ihre Gedanken ablenken sollte von all dem andern, indem sie sich zwang, sie fest auf den einen Punkt zu konzentrieren.

Plötzlich hörte sie die Tür gehen, glaubte Mutter Marianne eingetreten und wandte sich um.

Max Jürgeß stand vor ihr.

Sie konnte es nicht hindern, daß das Blut ihr jäh in die Schläfen schoß.

Und auch sein Gesicht färbte sich tiefer.

Aufgesprungen war sie. Ein paar Sekunden standen sie sich wortlos gegenüber.

Dann war es doch der Mann, der die Fassung zuerst wiedergewann. „Ich wurde von dem Hausmädchen hierhergewiesen. Verzeihe, wenn ich dich störe. Ich wollte Genschows meinen Besuch machen, den ich ihnen schon allzulange schulde.“

Auch sie bezwang sich. „Die Eltern sind ausgegangen, aber sie müssen sofort wiederkommen. Willst du nicht ein wenig Platz nehmen? Sie werden sich sehr freuen.“

Sie sagte es wie eine Floskel aus dem Unterricht in einer fremden Sprache. Kombinierte dabei ganz richtig: Der kleine Dorfputtel von Mädchen konnte ja gar nicht anders tun; dachte: Um Gottes willen, er

wird doch nicht bleiben; ihr Herz aber schrie: Er muß bleiben, er soll bleiben, er wird bleiben —

„Wenn ich dich wirklich nicht störe, Ruth —"

Am Sofatisch saßen sie nun; er auf dem hochlehnigen Plüschsessel, der noch aus Frau Mariannes Ausstattung stammte; Ruth auf dem langen, altmodischen Kanapee, ganz am äußersten Ende.

Gleichgültige Worte wechselten sie. Aber vor beider Geist standen die Stunden aus der Kinderzeit, in denen sie zwischen denselben Einrichtungsstücken gespielt, getollt, sich gezankt und sich liebgehabt hatten.

Dabei dachte sie: ‚Eins mußt du ihn fragen; eins mußt du ihm sagen! Nie vielleicht findest du diese Gelegenheit wieder.' Und doch brachte sie die Worte nicht über die Lippen, sah zu der großen Wanduhr hinüber, zählte die Minuten.

Endlich faßte sie sich gewaltsam. Möglichst unbefangen sagte sie: „Ich höre, du willst das Geschäft in eine Aktiengesellschaft verwandeln."

Er zuckte zusammen. Und auch er antwortete wie unter einem Druck: „Es ist so!"

Wieder entstand eine kleine Pause, bis sie traurig sagte: „Muß es denn sein — Max?"

„Muß? Ja und nein! Ich hätte wohl die Möglichkeit, hätte auch den Mut, die Hindernisse zu bezwingen. Wozu aber? Mir bleibt genug, um wieder in die Fremde zu gehen, um mir dort ein neues Unternehmen — und eine neue Heimat zu gründen. Es scheint, die alte Heimat will mich nicht."

In Absätzen, mit schmerzlicher Bitterkeit hatte er gesprochen. Sie hörte es wohl. Aber es stachelte sie nur auf.

„Max, es ist nicht nur das materielle Erbe, es ist das geistige Erbe deines teuren Vaters, um das es sich handelt! Das gibst du so leicht auf?"

„Wer sagt dir, daß ich es leicht aufgebe?"

„Wäre es anders, so würdest du ausharren und kämpfen."

Zum ersten Male heute sah er ihr voll ins Gesicht. „Ich werde dafür sorgen, nach Möglichkeit, daß das Geschäft in gute Hände übergeht."

„In gute Hände! Wer kann bei einem Aktienunternehmen das dauernd voraussehen? Und überhaupt: Eine Zeitschrift ist kein Unternehmen, das sich für solch eine Gründung eignet. Es ist kein Bankgeschäft, kein Bergwerk, keine Fabrik. Aber das alles kränkt mich nicht so. Nur daß du — du, Max, das Erbe deines Vaters aufgibst, noch nicht ein Vierteljahr, nachdem er die Augen geschlossen hat. Das darfst du nicht, Max —"

Er hatte langsam die Lider wieder über die Augen gleiten lassen.

Eines Atemzugs Länge wartete sie auf einen Einwurf, eine Antwort. Dann fuhr sie fort, und die Worte strömten ihr über die Lippen: „Du darfst es nicht! ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!' Das Wort paßt für dich. Wenn Schwierigkeiten vorhanden sind, ringe sie nieder. Der Kampf muß dir eine Freude sein, der Sieg wird deine

Seele füllen. Max, die ‚Feierglocken' haben noch eine große Zukunft. Es mögen noch so viele Konkurrenzunternehmungen aus dem Boden schießen, sie haben nicht die Tradition, sie haben nicht den festen Boden, nicht den Stamm treuer Abonnenten. Und das Blatt ist so entwicklungsfähig. Gib ihm neue Impulse, tränke es mit neuem Geist. Gib ihm noch mehr Eigenart, gliedere ihm Teile an, die dem Bedürfnis der Zeit entgegenkommen. Ach Max, du ahnst ja noch gar nicht, wie groß die Freude am Schaffen für solch ein dankbares Gut ist!"

„Die ‚Feierglocken' haben eine warme Freundin an dir."

„Ich hänge an ihnen mit meinem ganzen Herzen!"

Jetzt sah er wieder auf.

„Ruth, ich bin mit den besten Vorsätzen hergekommen. Erfüllt von Dankbarkeit gegen meinen Vater. Laß es dir sagen: Auch ich hatte ihm Treue gelobt und dem Blatte. Ich war so arbeitsfreudig, ich fühlte die Kraft in mir, zu schaffen. Aber —"

„Aber — Max?"

„Aber das ist alles vorbei, ist in mir getötet. Ich bin müde geworden vor der Zeit. Ich sehe kein Ziel vor mir — es lohnt nicht mehr —"

„Max! Max!"

Da stand er auf. „Es wäre wohl vieles anders gekommen, wenn nicht —"

Er sprach es nicht aus. Aber sie fühlte, was er hatte sagen wollen. Sie senkte den Kopf. So war

denn alles vergebens, und ihrer war die Schuld — auch diese Schuld —

„Lebe wohl, Ruth!" hörte sie seine Stimme. Wie aus weiter Ferne klang sie herüber.

„Lebe wohl — Max —"

Ihre Hände berührten sich.

Und noch einmal sahen sie auf, sahen sich in die Augen. Und der Eine sah, daß in des Andern Augen die Tränen glänzten —

„Ruth!" schrie er. Und noch einmal: „Ruth!"

Da schlossen sich ihre Arme ineinander, und sie schluchzte an seiner Brust.

* * *

Nun wartete sie auf Harro. Wartete mit einem Herzen, erfüllt von tiefstem Mitgefühl. Kein Schuldgefühl war mehr in ihr. Das hatte vorher auf ihr gelastet wie mit Zentnergewichten, all die Zeit, in der Unklarheit ihrer Seele. Jetzt war ihre Seele licht. Es galt nicht mehr, eine Schuld zu büßen, es galt nur, einen Irrtum rückgängig zu machen und den Weg zu finden, die rechten Worte, die dem verehrten Mann, der heute wieder ganz für sie der Inbegriff der Güte, der Größe war, das Scheiden leicht machen konnten.

Als Max ging, hatte er gesagt: „Ich werde mit Gotthardt sprechen." Da wehrte sie hastig ab: „Das laß meine Aufgabe sein." Und sie sah lächelnd zu ihm auf; auch aus seinen Augen sprach nun die Klarheit, sprachen jetzt fester Wille und froh-gewisse Zuversicht.

Daran dachte sie, als sie saß und wartete: ‚Nun wird alles gut werden!‘ Und an Harros großes, edles Herz dachte sie, und wie sie ihm dankbar sein wollte ein ganzes Leben lang.

Im Nebenzimmer wirtschaftete Mama Marianne herum. Sie deckte in ihrer zierlichen Hausmütterlichkeit den Abendtisch. Leise klirrten die Teller und die Tassen. Dann und wann sprach Vater Genschow ein Wort dazwischen. Die guten Alten: für sie war es wohl am schwersten, ihre Hoffnungen einsargen zu müssen, denn ihre Verehrung für Gotthardt kannte keine Grenzen. Aber auch das würde zu überwinden sein.

Dann klang die Schelle der Haustür.

Ruth stürzte hinaus. Im langen Flur, den nur eine kleine Flamme erhellte, sah sie Harro, wie er gerade Hut und Mantel dem Mädchen übergab.

Sie lief den Flur entlang, faßte seine Hand — ihr war's, als müsse sie die küssen! — und zog ihn mit sich: „Komm!“

Und als sie in ihrem Zimmer standen, im hellen Licht der großen Hängelampe, sah sie ihn flehend an, mit großen, feuchten Augen, nahm wieder seine beiden Hände und sagte: „Harro, sei barmherzig — gib mich frei!“

Sie hatte gewußt, es würde ihn schwer treffen. Aber sie erschrak doch bis ins tiefste Herz hinein, als sie sah, wie es ihn traf. Es mußte wie ein Blitzschlag für ihn sein. Der starke Mann sank auf den nächsten Stuhl nieder, riß seine Hände aus den ihren, schlug sie vor das Gesicht und stöhnte auf. — Kein Wort sprach er.

Eines Atemzugs Länge stand auch sie wortlos. Ihr Blut stieg und pulste, sie fühlte die Schläge in der Halsader. Die mächtige Gestalt vor sich sah sie schüttern und sah die silbernen Fäden im blonden Haar schimmern.

Lieber, armer Harro —

Aber es mußte alles gesagt werden — alles. Erst dann gab es auch für ihn Erkenntnis, und aus der Erkenntnis heraus Ruhe und Frieden.

So zwang sie sich. „Harro!“ flehte sie. „Du mußt mich frei geben! Sei gütig, sei barmherzig — Max Jürgeß war hier —“

Ganz leise hatte sie das letzte gesagt. Aber der Name war kaum verklungen, da fuhr Harro hoch. Seine Hände glitten von den Augen. Er streckte die Rechte, ballte sie zur Faust, und die Faust fiel schwer auf die Tischplatte. „Nein — ich gebe dich nicht frei! Aber der Räuber, der Räuber soll büßen!“

Beide Hände hatte sie aufs Herz gepreßt, als könnte sie den Blutschlag hemmen. Und sie bat wieder: „Harro, du irrst. Er kam nicht als Räuber. Er kam, um die Eltern zu besuchen. Lache nicht so bitter, Harro — du weißt, ich würde nie lügen. Ich war allein zu Haus, und der Zufall — nein, das Schicksal, das gnädige Schicksal führte zu einer Aussprache zwischen uns. Harro, ich schwöre es dir: Wir dachten beide nicht daran, wie diese Aussprache enden würde. Erst beim Scheiden kam es über uns mit elementarer Gewalt.“

Tief schöpfte sie Atem.

„Lieber Harro, ich muß es dir ja beichten: Er nahm dir nichts mehr, was dir gehörte. Höre mich gnädig an, Harro, sei barmherzig: Ich habe ja so schwer gelitten und gerungen all die Tage. Du mußt es doch selber gefühlt haben. Du hast es gewußt. Mein Herz war nicht mehr bei dir. Fahre nicht so auf, Harro! Ich armes Ding wußte ja kaum, was Liebe ist. Ich meinte, all die große, die unendliche Dankbarkeit, alle die Verehrung, die in mir war für dich, müßte Liebe sein. Ich habe dann gehofft und darum gekämpft, daß sie Liebe werde. Aber das Herz ließ sich nicht zwingen —“

Sie sank vor ihm nieder und umklammerte seine Knie. „Wenn ich gefehlt habe, Harro, ich flehe dich um Vergebung an. Es war ja stärker als ich. Wenn ich dir jetzt weh tue, ich muß doch die Wahrheit bekennen. Sieh, Harro — ich hätte dich doch nicht glücklich gemacht. Mein Herz wußte ja nichts von dir. Es war ein Irrtum — und ich habe so schwer gebüßt. Ich habe dich ja so lieb. Lieb, wie den edelsten aller Brüder — lieb, wie den besten Freund. Heute wie einst und immer. Und wenn es möglich wäre, daß meine Dankbarkeit gegen dich noch größer werden kann als sie ist, dann geschieht es durch diese Stunde. Sei groß, Harro, sei barmherzig — gib mich frei!“

Er hatte sie noch nicht angesehen seit den ersten Worten ihres Bekenntnisses.

Jetzt sah er auf und sah auf ihren dunklen Scheitel, sah, wie ihr Kopf gegen sein Knie lehnte, fühlte das Leben der jungen Glieder.

Es schrie in ihm: „Nein, nein — ich lasse dich nicht!“ Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Nur die Hand hob er langsam und ließ sie sanft über ihren Scheitel gleiten.

Und in der Flucht seiner schmerzensreichen Gedanken tauchten vor ihm die Stunden auf, in denen er dem ersten Entwurf seines „Ueberwinders“ nachgesonnen hatte; damals, als auch er überwunden zu haben glaubte — damals.

So war es doch echt gewesen, was er seinen Helden leiden und erleben ließ.

Auch er selber mußte es ja nun erleben und erleiden. Zum zweiten Male, dünkte ihn, und er meinte, es nimmer tragen zu können.

Ruth weinte zu seinen Füßen.

Da hob er ihren Kopf hoch und bat: „Sieh mich an, Ruth!“ Und dann schmerzlich und schwer: „Du liebst ihn so sehr, Ruth?“

Sie sah ihn an, und unter den Tränen kam ein tiefes Leuchten in ihre Augen. Sie flüsterte: „Sterben könnte ich für ihn!“

Seine Lider sanken über die Augen. Seine Brust hob sich. Noch einen letzten, schweren Kampf kämpfte er. Noch einmal kam es über ihn: ‚Reiße sie an dich! Halte sie fest!‘

Aber zugleich sah er sich selber wie in einem Spiegel: mit den Runenzeichen der Jahre im Angesicht und den Silberfäden im Haar. Und sah Ruth und den andern den andern! Sah beide in ihrer strahlenden Jugend!

Tief, tief schöpfte er Atem.

Dann sprach er, und alle Liebe, alle seine Zärtlichkeit klang aus den Worten: „Sei glücklich, meine Ruth!“

*  *  *

Die junge Frau kam nur einmal in der Woche auf die Redaktion der „Feierglocken“. Nur zur Montagskonferenz, in der die „Nummer gemacht“ wurde.

Als sie aber diesmal kam, war's ein Ereignis. Sie war nämlich dienstlich verhindert gewesen, längere Zeit — und zu Hause, in der Grunewaldvilla, erwies sich ein gewisses kleines, rosiges Etwas höchst ungebärdig, wenn sie sich von ihm trennte. „Unverkennbar hat der Bub deine Stimme, deinen Befehlston, Ruth!“ neckte sie ihr Mann. „Gar nichts von meiner sanften, bescheidenen, fast könnte man sagen, unterwürfigen Art!“

Ehe sie in das Konferenzzimmer kam, huschte die junge Frau schnell einmal durch die andern Räume. Sie steckte den dunkelbraunen Schopf zu Fräulein Josepha hinein und entlockte dem sauertöpfischen Gesicht ein Lächeln, fragte, ob bei Frau Martha Grundlich, geborene Linkeball, auch schon das erwartete Baby einpassiert wäre; drückte Knurre die biedere Rechte, die er vorher vorsichtig an der blauen Packschürze abwischte; reichte Herrn von Bogendorff die Hand zum Kuß; kramte mit Aßmusen flink ein paar Bildermappen durch und besänftigte einige Zornesadern auf der Stirn des „Onkels“, denn das war der Alte geblieben. Dann pochte sie bei Harro Gotthardt an —

Gotthardt hatte damals, damals ausscheiden wollen. Aber sein Herz hing doch mit allzu festen Banden an dem Blatt, und Ruth bat, flehte, daß er nicht flüchtig werden sollte. Lange dauerte es, bis ihre Worte den rechten Widerhall in seiner wehen Brust fanden. Dann ging er mehrere Monate auf Urlaub nach dem Süden, in das Land der Träume, wo so mancher schon sein Leid verwinden lernte. Von dort sandte er eines Tages seinen Roman „Der Ueberwinder" ein, der jetzt in den „Feierglocken" erschien. Es war ein neues Werk geworden, das er unten in Capri und Taormina vollendet hatte. Völlig hatte er den Stoff umgeformt, ganze Kapitel neu geschrieben. Als Ruth das Manuskript las, mußte sie oft mit Tränen kämpfen: die Liebe des herrlichen Mannes schlug ihr noch einmal wie mit Flammen entgegen. Aber auch das tröstende Bewußtsein gewann sie, daß Harro Gotthardt sich sein Leid von der Seele, daß er als echter Dichter sich mit dieser Arbeit die Seele freigeschrieben hatte. Sie wußte, daß sie sich, wenn er heimkehrte, wie gute Freunde in die Augen schauen würden, daß sie gute Kameraden bleiben würden — zeitlebens. Und so war es gekommen. Es war nichts Gekünsteltes in ihrem Verkehr miteinander. Frank und frei waren sie, und neidlos — nein froh sah Harro auf ihr junges Glück.

Er hatte schon seine Konferenzmappe in der Hand, als sie eintrat, um ihm die Einladung zur Taufe selbst zu bringen, mit dem süßen Erröten, das jungen Müttern so wunderlieb steht. „Du bist natürlich Pate, Harro!"

sagte sie. „Und daß du mir ein ordentlicher Pate für den Wolfgang Jürgeß wirst! Solch einer, der wirklich aufpaßt auf den Lebensweg der ihm anvertrauten Seele. Ich sage dir, der Wolf wird's nötig haben. Der wird ein Mordskerl. Ganz den Befehlshaberton meines gestrengen Gatten hat er schon jetzt am Leibe."

Plaudernd schritten sie durch den Korridor; von Genschows sprachen sie, mit denen Harro zusammengezogen war. Und auch von der andern, der schönen Frau jenseits des Weltmeeres, die mit einem kostbaren Geschenk einen wunderlichen Brief gesandt hatte: „Nun bin ich schon Großmama. Das ist eigentlich fürchterlich. Großmama — ich kann's gar nicht ausdenken —"

Der große, runde Konferenztisch war bereits voll besetzt.

Die Redaktion hatte im letzten Jahre nicht unbedeutend an Personal gewonnen. Neben Bogendorff saß ein zweiter Hilfsredakteur, Herr Muntwick, der speziell den Briefkasten zu bearbeiten hatte. „Denn der Briefkasten," hatte Ruth erklärt, „ist das intimste Bindeglied zwischen Redaktion und Lesern: er muß mehr als bisher gepflegt werden." Dann folgten in der Reihe die zwei Damen, die sich insonderheit mit dem „Weiblichen" zu beschäftigen hatten, da die neue Beilage „Die Frau" sich zu immer größerer Bedeutung auswuchs. Neben Fräulein Burschott saß Herr Keller, der Ruths Nachfolger geworden war, sich aber vorläufig noch täglich sagen lassen mußte, daß die „Chefeuse" die Sache denn doch ganz anders gehandhabt hätte. Zu seiner Linken thronte der Herr Verleger,

und Frau Ruth mit Gotthardt schoben sich zwischen ihn und Aßmusen ein. „Königin Ruths Tafelrunde" hatte Bogendorff einst die illustre Gesellschaft getauft.

Gotthardt öffnete seine Mappe und hielt Vortrag über die Zusammensetzung der Nummer, wie er sie entworfen hatte. Das erledigte sich, wie immer, sehr glatt. Nun aber kam Herr Aßmusen an die Reihe, um seine Vorschläge für die Illustration zu machen. Ruth sah es ihm schon an der Art an, wie er zweimal mit gespreizten Fingern durch die weiße Künstlermähne fuhr: es gab Krieg. Er hatte wieder einmal ein paar uralte „Schinken", die er „abschieben" wollte. Wirklich — da waren sie. Zwei Genrebildchen von Anno dazumal: „Die schöne Sennerin" und „Dorfmusik". Um aller guten Götter willen, wenn der Max darauf aufmerksam wurde! Aber das Ungewitter ging vorüber, denn Gotthardt bugsierte die beiden Kitschbilder mit lächelnder Ueberlegenheit wieder in ihr Verlies, zog Aßmusen trotz aller wutschnaubenden Blicke zwei andre unter den Händen weg, Reproduktionen moderner Gemälde. Jetzt brachten noch die Spezialredaktricen ihren Senf vor mit Modephotographien, Schnittmustern und Vorlagen für kunstgewerblichen Hausfleiß.

Max kramte schon etwas ungeduldig in seinem Mäppchen. ‚Die Ungeduld mußt du ihm noch abgewöhnen,' dachte Ruth, und freute sich doch ihrer als des besten Zeichens seines großen Interesses. Wo wäre das Geschäft geblieben, wenn er nicht dies Interesse und seine Initiative hineingetragen hätte.

„Ja, meine Herren und Damen," sagte er, „zunächst eine Kleinigkeit. Ich möchte Sie herzlich bitten, doch besser Korrektur zu lesen. Da ist in der letzten Nummer wieder, unter andern, ein Druckfehler stehen geblieben, der wirklich viel Lachen unter unsern Lesern erregen wird, zwei sind es sogar in zwei Worten: ‚Der Buchenfrost rutschte —' Ich bitte Sie: einen rauschenden Buchenforst kenne ich wohl. Aber einen rutschenden Buchenfrost — das geht doch über die Hutschnur. Das sollte wirklich nicht vorkommen."

„Wir werden den Krieg gegen den Druckfehlerteufel mit allen Mitteln redaktioneller Taktik führen," sagte Gotthardt ganz ernsthaft. Im stillen aber dachte er: ‚Immer ähnlicher wird er dem Vater. Gottlob. Auch in seinem Haß gegen die armen Druckfehler. Nur daß er kein Redaktionskind mehr zu ihrer Vertilgung einsetzen kann.'

Max Jürgeß sprach schon weiter: „In der letzten Zeit hat uns" — wenn er „wir" und „uns" sagte, war das nicht etwa im Majestätsplural, sondern er meinte „Ruth" und „ich" — „die Notwendigkeit eines weiteren Ausbaues des Blattes sehr beschäftigt. Die Konkurrenz rührt sich wieder mächtig, und wir müssen ihr beizeiten ein Paroli bieten. Ich habe in der Expedition eine Aufstellung machen lassen, wieviel Abonnenten etwa auf Stadt und Land entfallen. Es können ja nur sehr ungefähre Werte dabei herauskommen, aber sie genügen auch. Jedenfalls sitzt die weitaus größere Mehrzahl unsrer Leser auf dem Lande und in kleinen Orten. Das

hat meine Frau auf den Gedanken gebracht, diesen etwas Besonderes zu bieten, eine monatliche Beilage nämlich: ‚Wald und Feld‘.“

„Bravo!“ sagte Bogendorff sofort.

„Und was meinen Sie, Herr Doktor Gotthardt?“

„Die Kosten, Herr Jürgeß!“

Max schmunzelte: „Nun, der letzte Abschluß war so günstig — die Kosten will ich schon riskieren. Ueber alles Weitere müssen wir später noch sprechen. Ich denke ganz im allgemeinen an kürzere lebendige Skizzen aus dem Tier- und Pflanzenleben, an kleine belehrende Artikel landwirtschaftlichen Inhalts.“

„Vielleicht macht uns Herr von Bogendorff bis zur nächsten Konferenz ein keines Exposé über die Sache, hält auch Umschau nach geeigneten Mitarbeitern.“

Ruth war etwas verwundert. Es war doch sonst nicht Gotthardts Art, eine derartige Aufgabe andern zu überlassen.

Da fuhr er aber schon fort, als ob er ihre Gedanken erraten hätte: „Herr von Bogendorff wird das besonders gut verstehen; er ist ja auf dem Lande groß geworden. Und ich — nun, ich muß mit meinen Kräften doch ein wenig haushälterisch umgehen, wenn ich, Ihrem Wunsch entsprechend, Herrn Jürgeß zum Frühjahr einen neuen Roman fertigstellen soll. Ich bin ja der Jüngste nicht mehr.“

Sie sahen alle auf. Ein neuer Roman von Harro Gotthardt! Nach dem Erfolg des „Ueberwinders“ mußte das ein Ereignis sein.

„Darf man schon in Dichters Werkstatt schauen?“ fragte Max. „Sie haben einen Stoff?“

„Ja, unten in Sizilien ist er mir zugeflogen. Es wird ein Roman aus meiner Jugend. Ein Gymnasiasten=roman. Ich will die Jugend noch einmal im Gegensatz zum Alter stellen, aber in ganz, ganz andrer Weise als im ‚Ueberwinder‘. Etwas wie ein Hohes Lied auf die fröhliche, ungebundene und hoffnungsfrohe Jugend soll es werden — wenn es mir glückt!“

Froh bewegt schob Ruth ihren Arm in den Harros, als sie aus dem Konferenzzimmer schritten. „Ich freue mich ja so! Ich freue mich ja so!“ sagte sie, und in ihrer Stimme klang wieder der warme Kindeston auf, der ihn an seinem Redaktionskind so oft bezaubert hatte.

Vor der Tür stand Knurre und hatte sein spöttisches Lächeln, deutete nach rückwärts: „Herr Doktor, die Pilzdame.“

„Daß sie —“ brummte Gotthardt. „Knurre, ich bin krank. Ich bin schon gestorben.“

„Die geht doch nicht, Herr Doktor —“

Da lachte Ruth. „Ja, jetzt hast du freilich keine Redaktionssekretärin mehr, die alle Minen springen läßt, die solche Quälgeister fernzuhalten weiß, armer Harro.“ Aber dann drückte sie seinen Arm: „Sei mal gnädig. Ich bin heute in solcher Gebelaune. Nimm der armen Kreatur etwas ab.“

„Wenn ich nur einen Stoff für sie wüßte —“

Nur einen Augenblick sann die junge Frau nach. „Wie wär’s denn? Bestelle doch bei ihr ein kleines

Artikelchen: ‚Wie kann die Champignonzucht im kleinen lohnend gestaltet werden?‘“

„Auf deine Verantwortung, Ruth. Also schicken Sie mir die Unsterbliche in mein Zimmer, Knurre! Uebrigens, die Idee ist nett. Du hast doch eine merkwürdige redaktionelle Begabung, Ruth. Man braucht nur zu tippen — und immer ist etwas Brauchbares da.“

„So? Ist es so? Mach' mich nicht zu stolz, Harro. Uebrigens mit dem Tippen — man ist doch nicht umsonst Tippmamsell gewesen —“

Sie huschte den Korridor entlang, dem Privatzimmer ihres Mannes zu.

Harro Gotthardt ging in sein Arbeitszimmer.

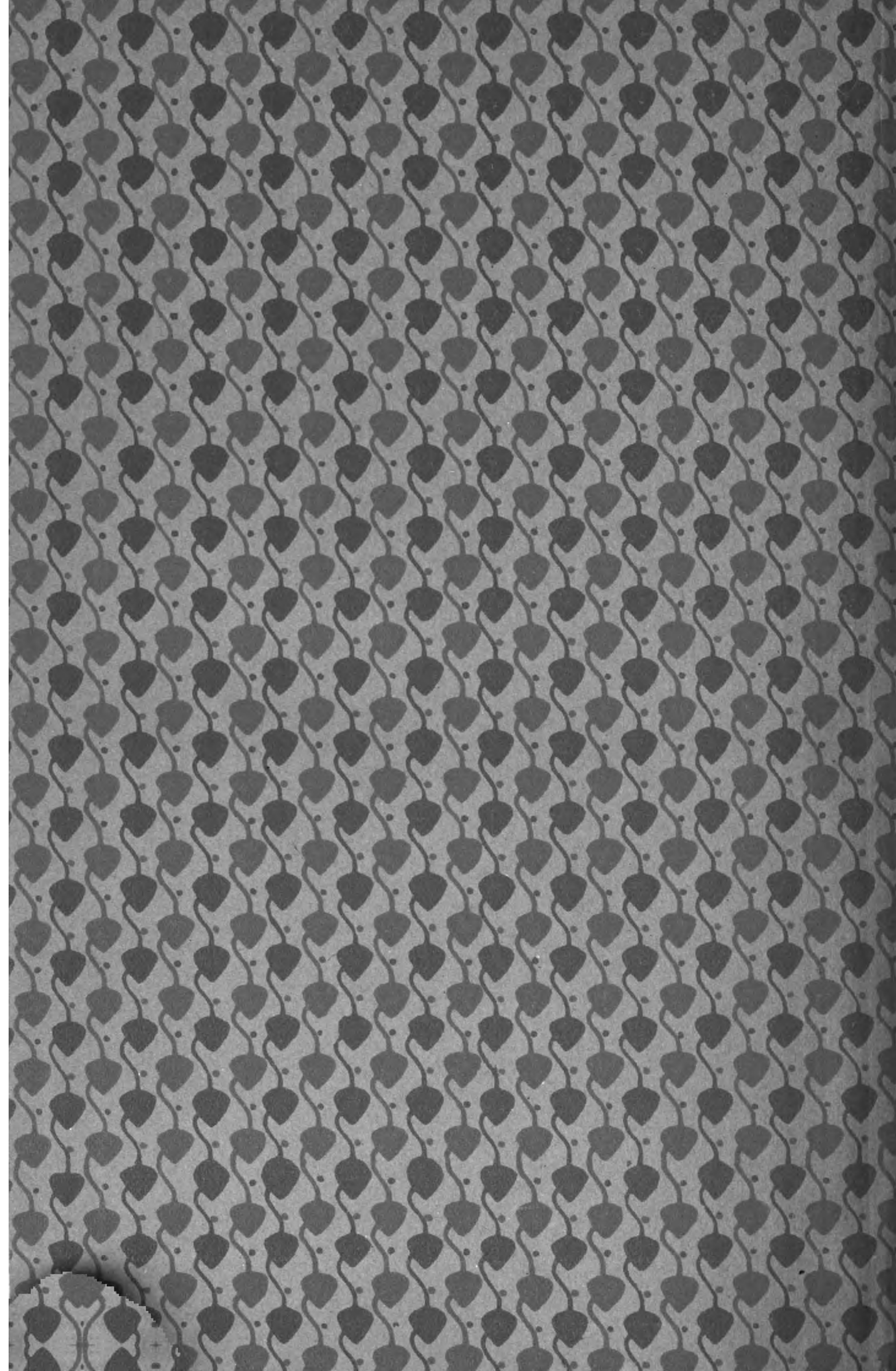
Da lag aufgeschlagen auf seinem Pult ein Band von Wilhelm Jordan, in dem er vorhin gelesen hatte.

Und er las lächelnd den einen Vers noch einmal:

Im Kreis der Jugend muß man weilen,
Der Jugend Lust und Freuden teilen:
Wer das vermag, der wird bewahren
Ein junges Herz bei grauen Haaren!

Das sollte das Motto seines neuen Romans werden.

— Ende. —



4-21

